



31489, I, G, C,

1/2 in. 1000
J. B. King

— — —

—

— — —

Handwritten text, possibly a signature or name, written in cursive script at the top of the page.

A single horizontal line of handwritten text, possibly a date or a short phrase.

A small, faint handwritten mark or character.

A single horizontal line of handwritten text, possibly a date or a short phrase.

1/2 in # 1 Gblisingsauer

Kurland.

Reiseindrücke von Land und Stadt.



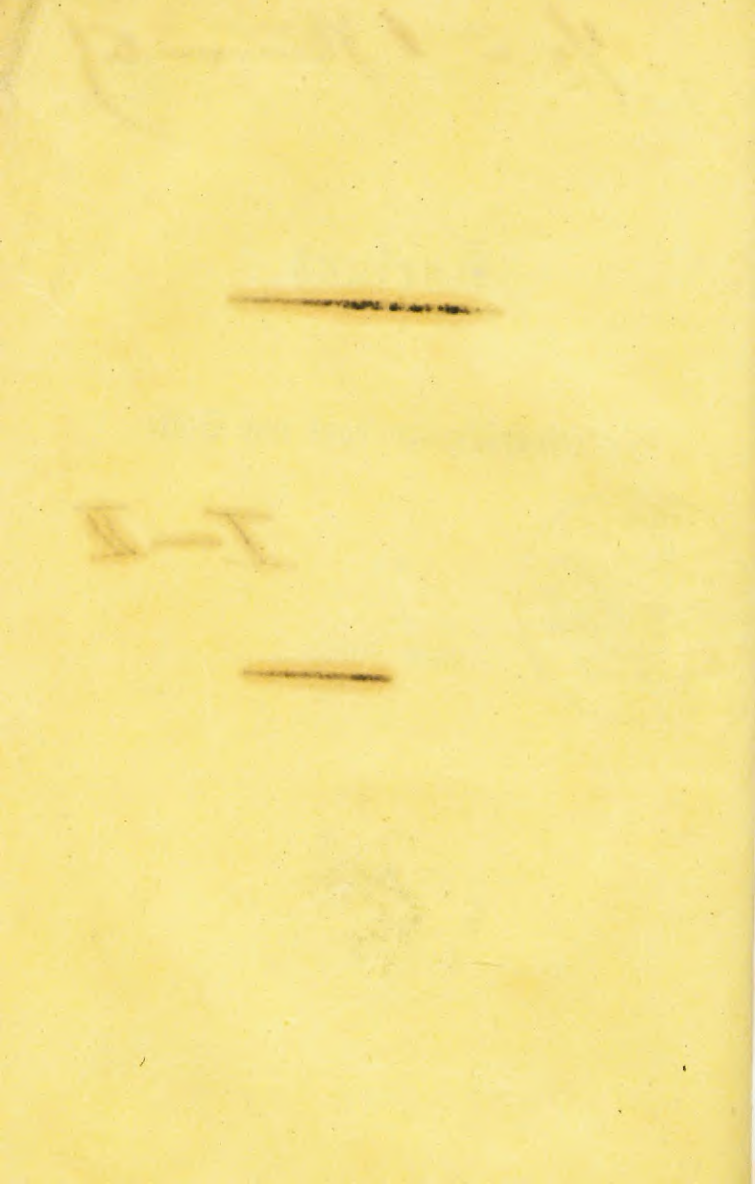
Von

I—II

Ludwig Brunier.

Leipzig,
Verlag von Heinrich Matthes.
1862.

Preis 1 1/2 Tblr.



Kurland.

Reiseeindrücke von Land und Stadt.





Kurland.

Reiseeindrücke von Land und Stadt.



Von

Ludwig Brunier.

Leipzig,

Verlag von Heinrich Matthes.

1862.

V o r r e d e .

Wenn ich für meine Reiseerfahrungen in den Ostseeprovinzen das Ohr meiner deutschen Landsleute wünsche, so ist es wahrlich nicht das selbstsüchtige Motiv, von Vielen gelesen zu werden. Ich glaube, daß seit dem Jahre 1848, das in seinem Sturm und Drange so manche deutsche nationale Hoffnung knickte, jedes nur einigermaßen patriotische Herz alle Eitelkeit und egoistische Berücksichtigung der eigenen Persönlichkeit bei Seite gesetzt hat und stets das Wohl des geliebten Gesamtverbandes seinem Privatinteresse vorzuziehen geneigt ist. Nicht, was ich in den Ostseeprovinzen erlebte, ist so fesselnd und interessant, daß es von Vielen gelesen zu werden verdiente, wohl aber die Wahrheit, daß der deutsche Geistesstrom ein so mächtiger und gewaltiger ist, daß er das geleistet hat, was sonst nur die über unendliche Hülfquellen gebietende Centrali-

sation eines Großstaates vermag. Die Potenzen des deutschen Cultur- und Geisteslebens retteten das germanische Princip in den, dem Slavismus unterworfenen Ostseeprovinzen. Kurland, Livland, Esthland, obgleich der deutsche Doppeladler bei der Uneinigkeit zwischen dem Kaiser und den großen Lehnsträgern, zu der sich noch die durch die Reformation hervorgerufene religiöse Zerrissenheit gesellte, ihnen keinen Schutz zu geben vermochte, und sie deshalb bei den nächsten nordischen Staaten politische Sicherheit suchen mußten, sind nach Geist und Herz durchaus deutsch geblieben und verdienen es deshalb, von ihren vierzig Millionen Brüdern etwas genauer und zärtlicher in's Auge gefaßt zu werden, als bisher.

Ob die Unwissenheit in Betreff der Ostseeprovinzen in Deutschland eine so große sei, wie Kohl in seinem Werke über diese Gegenden behauptet, möchte ich bis zu dem Grade doch nicht glauben. Allerdings führt er für seine Ansicht eine Anekdote an, die von einer sehr geringen Bekanntschaft mit den Ostseeprovinzen zeugt. Zwar ist es bei der geographischen Unwissenheit der Franzosen durchaus nicht befremdlich, daß, wie Herr von Mirbach in seinen „Briefen aus und nach Kurland“ den Herrn

von Galen im Jahre 1673 aus Paris schreiben läßt, daß sie, sage ich, keine Ahnung davon hatten, wo la Courlande liege, ja, es meistens mit l'Irlande verwechselten. Dergleichen wird ihnen noch heutigen Tags begegnen. Was über Königsberg hinausliegt, gehört für sie zu den hyperboreischen Ländern, zu Scythien. Aber auch mit den geographischen Kenntnissen der deutschen Damen muß es nicht allzu glänzend bestellt sein, wenn anders die von Kohl erzählte Anekdote nicht ein wenig von ihm ausgeschmückt ward. Indesß gefellen seine Reisebeschreibungen zu so vielen andern Vorzügen auch die Tugend der Wahrheitsliebe. Kohl nun berichtet, daß ihm in einer deutschen Stadt, die sich einer zahlreichen Bevölkerung erfreue und sich einer hohen Intelligenz rühme, Folgendes begegnet sei:

Er ging in unmittelbarer Nähe hinter zwei Damen, die sich durch Kleidung und Haltung als zu den höheren Schichten der Gesellschaften gehörig darstellten. Als sie bei einer neu aufgeschlagenen Bretterbude vorüberkamen, wo irgendwelche zur Belustigung dienende Vorstellungen gegeben werden sollten, hörte Kohl, wie die eine Dame zu der andern sagte: „Hier wird man Samojuden sehen können.“ „Ja wohl,“ antwortete die andere, „auch erzählte

man mit, daß ein paar Finnen und Kur- und Esth-
länder dabei seien.“

Jedenfalls liefert diese Anekdote den Beweis,
daß Kurland verhältnißmäßig noch sehr wenig ge-
kannt ist, und daß ein eingehender Bericht darüber
durchaus am Plage erscheint.

Friedrich Baron de la Motte Fouqué hat das
Vorwort zu dem früher so gefeierten Ritterromane:
„Der Zauberring,“ mit der Anrede: „An den gün-
stigen Leser“, überschrieben. Dergleichen Anreden
sind heutigen Tags ganz aus der Mode gekommen.
Findet der Leser in meinem Buche etwas Fesselndes
und Unterhaltendes, so wird er mir günstig gesinnt
sein, im entgegengesetzten Falle aber sehr verdrieß-
lich die Zeit bedauern, die er bei einem, der Ver-
öffentlichung unwerthen Producte verloren hat.

Ich wählte für mein Buch den bescheidenen Titel:
„Kurland. Reiseindrücke für Land und Stadt“. Hier-
mit habe ich mich zu nichts anheischig gemacht, als
nach meinen Kräften und wahrheitsgemäß das zu be-
richten, was mir als erzählungswerth aufgestoßen ist.
Kohl hat sich in seinem Werke: „Die deutsch-russischen
Ostseeprovinzen oder Natur- und Völkerleben in
Kur-, Liv- und Esthland“, eine viel größere und
schwierigere Aufgabe gestellt. Uebrigens wollte ich

lange genug in Kurland, that meine Augen nach allen Seiten hin auf, las über diese Provinz jedes nur irgendwie tüchtige Werk und zog über Dinge, für die mir zuerst das Verständniß abging, bei den gebildetsten und für den bezüglichen Fall competentesten Persönlichkeiten die genauesten Erkundigungen ein, so daß man mich bei meinen Berichten über eine der äußersten nordischen Wohnstätten des deutschen Culturlebens wenigstens wegen Mangels an Eifer und Fleiß nicht anklagen darf.

Daß ich trotz des sehr liebenswürdigen Empfanges, der mir in Kurland allenthalben zu Theil ward, dennoch im Auge offen behalten habe für das, was mir dort seltsam oder tadelnswerth zu sein schien, wird man bei unparteiischer Prüfung des von mir Mitgetheilten leicht herausfinden. Ich hatte um so weniger Grund, mich durch die Freundlichkeit und Gastlichkeit der Nordländer zu Schilderungen verleiten zu lassen, die mit zu günstigen Farben gemalt waren, als noch überall, wo ich bis jetzt erschienen, die Menschen mich mit großer Zuvoorkommenheit und Nachsicht empfangen. Uebrigens hat mich die freundliche Aufnahme nirgends verwundert, weil ich wegen meiner Liebe zur Menschheit ein Recht darauf zu haben glaube. Ich fand stets das Wort

Bettina's bestätigt, „daß dem, der das Herz freundlich schlagen läßt, die Herzen Anderer freundlich entgegen schlagen.“

Daß die Deutschen bei ihrem liebevollen Eingehen in die Eigenthümlichkeiten einer jeden Nation vor allen den Beruf haben, die Dolmetscher der Menschheit zu sein und den verschiedenen, durch körperliche und geistige Bildung so himmelweit von einander abstechenden Racen das Bewußtsein zu erwecken, daß sie einer großen Familie angehören, deren gemeinsamer Vater der ewige Gott im Himmel, und deren Wohnplatz, woran sie Alle gleiche Berechtigung haben, dieß schöne Erdenenthal hienieden ist, das erkannte mit seinem scharfen Auge schon früh Goethe, der von den stillen Ufern der Ilm die Welt überschaute. Er sprach diesen Gedanken mit jener unübertroffenen Klarheit und Einfachheit aus, die nur ihm und Lessing unter unsern väterländischen Dichtern eigenthümlich sind. „Die Deutschen,“ sagt er, „tragen zur wechselseitigen Vermittelung und Anerkennung seit langer Zeit bei. Wer die deutsche Sprache versteht und studirt, befindet sich auf dem Markte, wo alle Nationen ihre Waaren anbieten, er spielt den Dolmetscher, indem er sich selbst bereichert.“

Wenn nun die Deutschen die Aufgabe haben

und diese auch glänzend lösen, den von einander getrenntesten Völkern das Bewußtsein der Aehnlichkeit und Verwandtschaft zu erwecken, so würden sie sicher eine große Schuld auf sich laden, falls sie, das Nahe über dem Fernen aus den Augen verlierend, ihre Brüder unbeachtet ließen, die bei der Verwirrung heimischen Haders politisch, aber nicht intellectuell von ihnen losgerissen wurden. Die wackern Sachsen in Siebenbürgen, die rings von slavischen und magyarischen Elementen umgeben sind; empfehle ich der deutschen Beachtung weniger, als die Kur-, Liv- und Esthländer. Steht doch Siebenbürgen unter österreichischer Herrschaft und hat das Haus Habsburg doch das nächste und gewiß nicht übersehene Interesse, das deutsche Element von dem slavischen und magyarischen nicht erdrücken zu lassen. Anders aber verhält es sich mit den Bewohnern von Elsaß und Lothringen, sowie mit den Deutschen der russischen Ostseeprovinzen. Leider sind die Elsässer und Lothringer fast ganz französisch geworden und verdienen deshalb nicht die Theilnahme, wie die Deutschen Kur-, Liv- und Esthlands, die stets aus dem Borne germanischen Geisteslebens schöpften, obgleich ihnen der Zugang dazu weit ferner lag, als unsern früheren Brüdern und jetzigen

rheinischen Nachbarn. Uebrigens muß man es der russischen Regierung zum Ruhme nachsagen, daß sie die deutsche Sprache in den Ostseeprovinzen weit mehr geachtet hat, wie es die französische in Elsaß und Lothringen that. Daher kommt es, daß in den letztgenannten Ländern die Meisten gut französisch und schlecht oder gar nicht deutsch sprechen. Indeß ließe sich auch dort für die deutsche Sprache der Boden zurückerobern.

Im Allgemeinen sind Kur-, Liv- und Esthland weit weniger russificirt, als Elsaß und Lothringen französisirt. Und deshalb war es mir so erquickend, in den deutsch-russischen Ostseeprovinzen zu reisen, weil mich allenthalben die Luft der Heimath umwehte, weil mich überall die lieben, trauten Laute der deutschen Sprache umtönten, schön und rein, wiewgleich etwas hart gesprochen. Wie aller Orten die Frauen, wo die Civilisation die höheren Stufen erstiegen hat und die Barbarei glücklich besiegt ist, entschieden auf die Physiognomie eines Landes einwirken, so sichern auch die Damen der Ostseeprovinzen mit ihrem edlen weiblichen Wesen, der durchaus deutschen Art zu empfinden und sich darzustellen, ihrem tiefen Verständnisse und ihrer glühenden Begeisterung für die Schönheiten einer Literatur, deren

Primat das Dioskurenpaar, Goethe und Schiller, stets aufrecht erhalten wird, ich sage, die echt deutschen Damen der Ostseeprovinzen, vor denen ich in verehrender Rückerinnerung das Haupt neige, sichern jenen Landen noch lange den deutschen Stempel. Sie werden nicht leiden, daß Kur-, Liv- und Esthland sich auch der Sitte und dem Geiste nach lösen von dem herrlichen Deutschland, welches immer das Scepter der Intelligenz führen wird, mag es auch wegen mangelnden staatlichen Mittelpunktes fremde Reiche politisch nicht beeinflussen können.

Gewiß würde es jedem Deutschen, wenn er längere Zeit in Kurland verweilte, ebenso heimathsfuß zu Muth werden, wie mir, trotz des siebenmonatlichen dortigen Winters, trotz der lettischen Grundbevölkerung, trotz der russischen Werstpfähle, trotz der entsetzlichen Gänse-, Kohl-, Fisch-, Schweinefleisch- und anderer furchtbaren Suppen, die Dante als ärgste Strafe in seiner Hölle die Verdammten würde haben hinabschlucken lassen, wäre ihm in seinem orangeduftenden Vaterlande je eine Ahnung von so consisten- ten Speisen geworden, und hätte je sein Gaumen sich zu so unästhetischen Gerichten bequemen müssen.

Wenn nun auch für den Körper, wenigstens nach meinen culinaren Principien, ziemlich schlecht in

Aurland gesorgt ist, so findet doch dafür der Geist und das Gemüth desto süßere Erquickungen. Ich bin dort in beiden Geschlechtern, sowohl bei Männern wie Frauen, so hervorragenden Erscheinungen begegnet, daß sie mir für die ganze übrige Zeit meines Lebens zur Nachahmung dienen werden. Vor allen schwebt eine hohe, edle Frauengestalt mit aschblondem Haar und einem ganzen Himmel in den Augen vor meinem geistigen Blicke, der ich mit jener Andacht die schmale, weiße Hand küsse, wie fromme Italiener und Spanier die Statuen des heiligen Petrus und Paulus oder die Bilder der hochheiligen Jungfrau. In meiner Brust wird es ein milder Frühling, wenn ich an all' die Tugend, Bescheidenheit, Sittsamkeit, holde Natürlichkeit, Gastlichkeit, Wohlthätigkeit denke, die ich in jenen Provinzen antraf.

Es würde mir eine süße Genugthuung sein, wenn meine Schilderungen aus dem Norden dazu beitragen, daß die Blicke Deutschlands sich mit theilnehmender Aufmerksamkeit auf jene Gegenden richten, wo so viele Tausende treuer und herziger Menschen wohnen, die Fleisch von unserm Fleische und Blut von unserm Blute sind.

Dresden, im Mai 1862.

Der Verfasser.

Inhalt.

	Seite
Am russischen Schlagbaume	1
Polangen.	6
Die Polangener Conditorei	11
Von Polangen nach Libau	16
Meine Einfahrt in Libau. Ein Gasthof ohne Kellner	30
Das seltsame kurische „Pfi“	36
Jeremiaden eines Halbverhungerten	42
Mein Besuch in der Libauer „Muße“	49
Ich bekomme zu essen	52
Morgenerlebnisse	54
Die Seestadt Libau.	61
Der Felsener Park.	80
Der Strand von Libau	89
Die Libauer Badesaison von 1856	93
Ein Schönheitsstreit	114
Die Engländer vor Libau.	120
Ob Bemuspriesterin? ob Bürgertochter? oder: Harry der Kühne	126
Die kurische Damenwelt	135
Der kurische Adel	152
Der kurische Literatenstand	179
Ueber das Loos des kurischen Bauern	186

	Seite
Die kurische Küche	190
Zweikämpfe eines kurischen Pfarrers mit seiner Ehehälfte.	200
In Kurland ehrt man den Oberrock	209
Eine Präsentation kurischer Freiwilligen beim Czaren Nikolaus I.	214
Eine Lebensskizze des Generals Todleben	224
Der General Todleben in Mitau	226
Proben kurischer Tapferkeit	229
Die Ohrfeige des Consuls Hagedorn	244
Kaiser Alexander II. in Mitau	249
Der Graf Moriz von Sachsen als erwählter Herzog von Kurland	274

Am russischen Schlagbaume.

Als ich an der Grenze bei Polangen des russischen Doppeladlers ansichtig ward und mir die deutsche Zerrissenheit vergegenwärtigte, beschlich mich ein unendlich wehmüthiges Gefühl. Doch ich tröstete mich mit der Hoffnung, daß in der Stunde der Gefahr, wenn es sich um die Rationalität handele, von Memel bis zu Triest Deutschland wie ein einziger geharnischter Ritter dastehen werde. Mir fielen die Verse des Dichters bei, der von der Eiche, mit welcher er Deutschland vergleicht, behauptet, es würden, wenn der Sturm über sie dahinrausche, ihre Zweige sich eng an einander drängen und zärtliche Brudergrüße gegenseitig austauschen.

„Doch, wenn die Winde d'rüber rauschen,
So neigen mit Geflüster
Die Zweig einander zu und tauschen
Noch Grüße als Geschwister.“

So trug ich denn den Wolken, die nach Deutschland jagten, noch zärtliche Botschaft auf an die vielen dort weilenden theuren Personen, die ich mit heißer Inbrunst umfange, und stieg dann schnell in den

Wagen, aus dem ich herausgesprungen war, um kurz vor dem russischen Schlagbaume noch einmal die deutsche Heimatherde zu berühren.

Kurz vor dem russischen Grenzpfahle befindet sich ein preussisches Zollhaus, wo man mir meinen Paß abforderte. Der Beamte warf einen Blick hinein, schien nicht ganz befriedigt und bemerkte, wenngleich äußerlich mit sehr höflicher Haltung, doch mit tadelndem und, wie es mich bedünken wollte, unpassendem Tone, daß der Paß in Memel nicht visirt worden sei. Ich mußte bei diesem Manne in straffer, militärischer Haltung und, wie es mir vorkam, mit bureaukratischem Hochmuthe im Gesichte an Heine denken, der sich am Rhein über die preussischen Grenzbeamten ärgerte, und sie in seiner koboldhaften, neckischen Weise mit sehr witzigen, aber auch sehr stacheligen Versen züchtigte. Bei meinem nichts weniger als demüthigen Charakter erschöpfte ich mich keineswegs in Entschuldigungen. Auf die Bemerkung, daß mein Paß in Memel hätte visirt werden müssen, antwortete ich einfach: Man sagte mir, es sei nicht durchaus nothwendig, und betrachtete dann mit philosophischer Ruhe den Grenzpfahl.

Zu dieser innerlich unerregten Betrachtung des russischen Doppeladlers kam ich erst auf künstlichem Wege, nämlich auf dem der historischen Reminiscenz. Ich vergegenwärtigte mir nämlich Karl I. von England, der mit vollkommenster Ruhe das haarscharfe Beil prüfte, das ihm den Kopf vom

Rumpfe trennen sollte, und ich sagte mir, daß ein hölzerner Grenzpfahl mit einem schlechtgemalten Raubthiere, hinter dem mir höchstens einige Plackereien bevorständen, doch schicklicher Weise mir kein Herzpochen verursachen dürfe.

So bewältigte ich denn glücklich jedes bängliche Gefühl. Ich hatte übrigens sehr lange Zeit, mir den russischen Doppeladler anzuschauen, da der preußische Beamte in's Haus gegangen war und erst nach zehn Minuten mit dem darauf gedruckten Visum zurückkehrte. Bei meiner mir zum Bedürfniß gewordenen Höflichkeit richtete ich jetzt einige Worte an den Beamten und fragte ihn, ob die russische Visitation (auf deutsch Beschnüffelung) gleich hinter dem Grenzpfahle in dem unscheinbaren Hause, das ich vor mir sähe, in Vollzug gesetzt werde. Er antwortete mir, daß ich dort allerdings meinen Paß abgeben müsse, daß aber die eigentliche Visitation erst in Polangen, das jenseits des Waldes liege, den ich von hier aus sehen könne, Statt haben werde, und daß ein Soldat, der meine Papiere den dortigen Beamten zur näheren Prüfung zu überreichen habe, mir zur Begleitung würde mitgegeben werden. Ich schwenkte höflich meine Mütze, er verneigte sich artig, und diese Unterhaltung von wenigen Minuten hatte mein sehr zur Versöhnung geneigtes Gemüth die bureaukratischen, mich so unangenehm berührenden Worte schnell vergessen lassen, die er im Anfange unserer Bekanntschaft

gesprochen hatte: „Aber Ihr Paß ist in Memel nicht visirt worden.“

So hielt ich denn jetzt am russischen Schlagbaume, den mir ein nicht mehr junger, wettergebräunter Soldat aufmachte. Der Wagen fuhr vor ein kleines, unscheinbar aussehendes Haus, wo ich einer heraustretenden Person, — ich glaube, es war ein niederer Beamter — schweigend meinen Paß überreichte. Er ging hinein und ließ mich eine geraume Zeit warten, bevor etwas über seine gnädigen Entschliessungen verlautete. Indes verharrete ich in der größten Gemüthsruhe, da mein Paß in bester Ordnung war, und ich mir vor dem Betreten des russischen Reiches die kleinen Unannehmlichkeiten nicht verhehlt hatte, die mir bei der Berührung mit mißtrauischen Beamten erwachsen könnten. Uebrigens hatte das Antichambriren im Freien doch immer sein Lästiges, wiewgleich ich im bequemen, warmen Wagen saß. Natürlich trug meine unbehagliche Stimmung wesentlich dazu bei, mich in der Ueberzeugung von der Ueberflüssigkeit aller Pässe zu bestärken.

Wegen der überaus traurigen Natur zog ich mich in mein Inneres zurück und würde wohl in einigen Versen das lästige Paßwesen verspottet haben, wenn mir nicht eingefallen wäre, daß Prug dies schon in sehr gelungener Weise vor mir zu thun die Gefälligkeit hatte, in jenen Gedichten nämlich, die er in der Schweiz erscheinen lassen mußte, weil

die freie Presse damals in Deutschland noch keine gesicherte Heimath besaß, sondern dem edlen Hochwilde glich, auf welches die Herren des Mittelalters so leidenschaftlich Jagd zu machen pflegen.

Zur Bestrafung für diese durchaus unpassenden Reflexionen über eine Regierungsmaßregel, die sich dem „beschränkten Unterthanenverstande“ entzieht, erschien jetzt ein Soldat, wie es mich bedünken wollte, mit geladenem Gewehr und mit einer ledernen Tasche um den Leib, in welcher sich wahrscheinlich mein Paß befand. Ohne weitere Einladung schwang er sich auf den Bock; der Postillon, der dies Manöver aus häufiger Erfahrung wahrscheinlich sehr gut verstand, erblickte hierin das Zeichen zur Abfahrt und fortsausten wir in den grünen Tannenwald hinein.

Uebrigens, um nicht ungerecht gegen Rußland zu sein, muß ich hier die Bemerkung einschalten, daß die französische Polizei, die bei artigen Formen seit jeher etwas überaus Einmischendes und Bevormundendes hatte, unter der Regierung Louis Napoleons das gehäßige Umerspioniren des ersten Kaiserreichs mit wenig beneidenswerther Treue nachahmt und die russischen Sbirren in Bezug auf vexatorische Maßnahmen weit hinter sich läßt.

Einmal über die russische Grenze hinüber, schwanden meine unbehaglichen Empfindungen. War ich mir doch keines Unrechts gegen Rußland bewußt; betrat ich doch dessen Boden mit der red-

lichen Absicht, unbefangenen Auges die dortigen Zustände, ebenso fern von Haß wie von Voreingenommenheit, zu prüfen und sie meinen deutschen Landsleuten in reinsten Objectivität darzustellen, ohne diese durch meine subjective Vorliebe für Demokratie oder Absolutismus zu beeinträchtigen.

Polangen.

Nach kurzer Fahrt im Wald kam ich in Polangen an, das man wohl kaum einen Flecken, sondern nur ein großes Dorf nennen kann. Das einzig Merkwürdige, was von Polangen zu sagen sein möchte, ist das Gefecht, welches hier im Jahre 1831 bei dem letzten polnischen Aufstande stattfand. Sonst ward Kurland durch die große polnische Revolution von 1830 auf keine Weise beunruhigt. Ferner ist von Polangen noch zu bemerken, daß die Geographen es verschiedenen Gouvernements zuweisen. So erwähnt Berghaus es als einen kurländischen Flecken an der Dürsee, mit einer Kirche der Kasakofniken, während Ritter (nicht der große Karl, sondern der kleine Benjamin) Polangen eine Stadt im Gouvernement Wilna sein läßt. Es soll in Polangen von Juden wimmeln, die gleich über den Reisenden mit Zudringlichkeit herfallen und ihm ihre Waaren und Dienste anbieten. Zum Glück entging ich diesen

stets geschäftigen Enkeln Abraham's, da gerade Sonnabend war, und sie diesen ihren Sabbath in Rußland, wo sie noch orthodoxer, als sonst irgendwo, sind, niemals durch Handel entweihen. Das der Krone in Polangen gehörige Gebäude, wo die Reiseeffecten durchsucht werden, war, so viel ich mich besinne, ziemlich groß und sah ganz anständig von außen aus. Vor der Thür befanden sich viele niedere Beamten, die alle heiter plauderten, und deren Physiognomie einen sehr vergnügten Ausdruck zeigte.

Ich hatte mir bis dahin eingebildet, daß die russischen nicht vornehmen Leute, weil alle von der Knute bedroht, nie ganz sorglos sich der süßen Gewohnheit des Daseins erfreuen könnten. Uebrigens waren die Leute erstaunlich höflich und schoben mir einen Stuhl in die Sonne, auf dem sie mich einladen, Platz zu nehmen, bis man mich nach oben rufen werde. Unter den niedern Beamten hörte ich keinen einzigen deutschen Laut; es schienen sämmtlich Russen zu sein. Indesß giebt es auch Deutsche, die bei dem Polangenschen Grenzamte angestellt sind: so ist der Polizeimeister des Fleckens ein Kurländer; er heißt, wenn ich nicht irre, Baron Behr. Um es hier gleich vorwegzunehmen, weil ich es sonst vergessen könnte, so war mein Erstaunen nicht gering, auf meinem Passe, der natürlich in Polangen visirt ward, einen adeligen Namen aus einer guten furländischen Familie als „Polizeimeister-Gehülfe“ verzeichnet zu finden. Man hat sich an den Gedan-

fen gewöhnt, daß die Polizei, die doch immer etwas Begatorisches und mindestens etwas Unliebenswürdiges an sich hat, wenigstens für die untern Posten nur solche Menschen bekommen könne, die wegen Beschränktheit der materiellen Mittel oder wegen niederer Geburt in der Wahl ihrer Lebensstellung nicht allzu peinlich sein dürfen. Dieser mich befremdende Umstand ward mir später dadurch erklärt, daß jener Polizeimeister-Gehülfe einer verarmten adeligen Familie angehöre.

Doch jetzt ladet mich ein Beamter höflich ein — natürlich durch Pantomime, da er nicht deutsch, und ich nicht russisch verstand — in das erste Stockwerk hinaufzusteigen, um bei der Eröffnung des Gepäcks zugegen zu sein. Ich willfahre natürlich mit freundlicher Miene seiner unabweislichen Aufforderung und befinde mich, als ich, oben angelangt, rechts durch eine Flügelthür trete, einem Heere von untern Beamten gegenüber, die meinen Koffer und Reisefack öffnen, aber dabei mit ausgezeichnete Höflichkeit verfahren, so daß die Gerechtigkeit mich zwingt, ihnen in der Rückerinnerung das reichste Lob zu spenden. Ich theile keineswegs den Fehler, in den viele Reisende verfallen, individuelle Fälle zu generalisiren, nämlich behaupten zu wollen, daß, weil mich die russischen Beamten mit der größten Artigkeit behandelten, dies bei allen Uebrigen auch der Fall sein müsse.

An die russischen Zollbeamten sind übrigens,

wie ich später aus zuverlässiger Quelle erfuhr, aus St. Petersburg die eindringlichsten Ermahnungen oder vielmehr strengsten Einschärfungen wiederholt ergangen, gegen das reisende Publikum sehr aufmerksam und zuvorkommend zu sein, auch nur in die Koffer der Kaufleute ein besonders prüfendes Auge zu werfen, ohne natürlich sich der Veration schuldig zu machen. Was mich während der Durchsuchung meines Gepäcks betraf, so war ich in vollkommenster Gemüthsruhe, die immer das Bewußtsein eines reinen Gewissens gewährt. Ich betrat Rußland's Boden ohne alle Voreingenommenheit, allerdings mit glühender Liebe für Freiheit, aber deshalb um so mehr geneigt, einem Volke mein zärtlichstes Mitleid zu schenken, dessen Frühstück und Abendbrod, wie die Mehrzahl Europa's sich fälschlich vorstellt, die Knute ist.

In meinem Koffer, den man nur oberflächlich untersuchte, fand sich nichts Steuerbares. Ich war übrigens gegen die Ahndung des Gesetzes geschützt, indem ich die Vorsicht gebraucht hatte, die ich stets beim Betreten eines fremden Landes beobachte, daß ich auf die Anfrage, ob ich irgend etwas zu Verzollendes bei mir führe, die Antwort gab, wie ich mit den einzelnen Paragraphen des Douanenreglements nicht vertraut sei, wie meines Wissens sich unter meinen Sachen nichts zu Versteuerndes befinde, daß ich indeß meinen Koffer nicht selber gepackt habe, mithin keine Verantwortung übernehmen könne

und deshalb bitte, sich durch einen genauen Augenschein über die Beschaffenheit desselben vergewissern zu wollen. Wie gesagt, die Prüfung war eine sehr oberflächliche, und für mehrere Flaschen Kölnisches Wasser verlangte man mir gar keine Steuer ab. Einige Lieblingsbücher, die ich mit mir genommen hatte, um sie auf dem Lande zu lesen, hätte ich bequem bei mir behalten können, ohne sie der Censurbehörde in Riga übersenden zu lassen.

Doch da ich nie ein Land betrete, bevor ich mich über seine Gesetze, wenigstens ihrem Hauptinhalte nach, unterrichtet habe, so sagte ich, als niedere Beamte mir die Bücher in den Koffer zurücklegen wollten, daß dieselben nach Riga zu schicken seien, und ich sie mir dort würde abfordern lassen. Es wäre mir unmöglich gewesen, ein entgegengesetztes Benehmen zu beobachten. Etwas Anderes ist es, offen für die Segnungen einer freien Presse zu streiten, etwas Anderes, Bücher in einen Staat hineinzuschmuggeln, der sich durch seine Gesetzgebung das Recht vorbehalten hat, jedes geistige Erzeugniß, ehe es in den Strom des Verkehrs kommt, zuvor prüfen zu lassen. Bei meinem Freimuth machte ich indeß während meiner nordischen Reise niemals Hehl aus meinen Gesinnungen, sondern sprach gegen Jeden, bei irgend sich darbietender Gelegenheit, meine Ueberzeugung dahin aus, wie eine von den Fesseln der Censur erlöste Presse für Rußland mit seiner loyalen und zum Criticismus nicht geneigten Be-

völkerung viel weniger Bedenkliches habe, als für manches andere Land Europa's.

Die sehr höflich gethane Frage, ob ich viel Geld bei mir führe, der Wahrheit gemäß beantwortend, stieg ich, nachdem ich den Beamten eine artige Verbeugung gemacht und den niedern Angestellten sehr reichliche Douceurs für ihre manierliche Behandlung meiner Reiseeffecten auf zarte Weise hatte in die Hand gleiten lassen, die Treppe hinunter und gab den Auftrag, mir meine Sachen nach einer gegenüber liegenden Conditorei zu bringen, die man mir in Memel empfohlen hatte.

Die Polangener Conditorei.

Polangen erfreut sich keines Straßenpflasters, wohl aber eines gründlichen Schmutzes. Weil ich große Sehnsucht nach dem Thee in der Conditorei hatte, so patschte ich heldenkühn durch den dicksten Koth, in den ich klastertief versank. Mir fiel hierbei der Marschall Davoust ein, der einst auf einem Ritze durch eine elende polnische Stadt bis über die Kniee mit fingerdickem Koth eingespriht wurde. Beim Absteigen von seinem Pferde, als er sich vermittelst seiner Reitpeitsche von diesem, unterdeß hart gewordenen und sich eigensinnig anflammernden Koth zu befreien suchte, brach er mit verächtlichem

Zucken der Nasennüstern gegen seine Adjutanten in die Worte aus: „Da sehen Sie, meine Herren, was diese polnische Canaille ihr Vaterland zu betiteln wagt!“ Seine hat sich in seinem Romanzero über die armen Polen, die, wie alle Unglücklichen, wenn sie Schaden erlitten, für Spott nicht zu sorgen brauchen, noch viel herabwürdigender ausgedrückt.

In der Conditorei traf ich die Besitzerin des Ladens in einem Hinterzimmer beim Kuchenbacken beschäftigt. Sie sah sehr reinlich, behäbig und gutmüthig aus. Bei einer längeren Unterhaltung fiel mir ihr zwangloser Frohsinn und die Heiterkeit auf, die über ihr ganzes Gesicht gebreitet waren. Ich befand mich nämlich noch in der von Deutschland mit hinübergenommenen Voraussetzung, daß man in Rußland, dieser Heimath der Leibeigenschaft, nicht so aus vollem Herzen glücklich und fröhlich sein könne.

Als ich sie bat, mir Thee zu bereiten, ließ ich die bei meinem sonstigen Wanderungen in Europa stets folgenden Worte: Aber ja recht guten! fort, da ich wußte, wie Rußland in geschickter Bereitung dieses meines Lieblingsgetränktes mit England und Hamburg wetteifern kann. Da Polangen nichts Sehenswerthes darbietet, so wünschte ich, schnell weiter zu reisen, und benutzte, um mir Extrapost zu bestellen, einen alten Italiener, von dem man mir schon in Memel gesprochen, und den man mir, als zur Beforgung von Aufträgen sehr geschickt, warm em-

pfohlen hatte. Dieser alte Italiener, mit schneeweißem Haar, aber noch südlich glänzendem Feuer in den Augen, war ein ziemlich wohlhabender Conditior in der Warschauer Vorstadt Praga gewesen, hatte aber, als diese von den Russen unter Paskevitsch gestürmt wurde, alle seine Habe verloren und war jetzt durch des Schicksals seltsame Fügung nach Polangen verschlagen, wo er seinen bescheidenen Lebensansprüchen ausreichend mit den Trinkgeldern genügt, welche ihm die Reisenden für die von ihm besorgten Aufträge zuschießen lassen. Der gute Eindruck, den der weißhäuptige und rothwangige alte Italiener auf mich hervorgebracht hatte, ward noch durch die Erzählung eines kaiserlichen Stallmeisters erhöht, mit dem ich auf einem Gute in Kurland zusammentraf, wo er mit achtzig, für den Petersburger Marstall bestimmten Wagenpferden für eine Nacht Quartier genommen hatte. Der kaiserliche Stallmeister hatte auch die Bekanntschaft des alten Italieners in Polangen gemacht und lobte ihn nicht minder, als ich. Bei ihrer Unterhaltung hatte es sich herausgestellt, daß der Stallmeister bei dem Schwiegersohn des alten Italieners, einem Damenschuhmacher in St. Petersburg, für seine Frau und Tochter arbeiten ließ. Nun war dem Stallmeister von dem alten Italiener eine für seine Verhältnisse bedeutende Summe Geldes eingehändigt worden, mit dem Ersuchen, dafür seinen kleinen Petersburger Enkeln und Enkelinnen Geschenke kaufen zu wollen.

Der Stallmeister, der einen sehr menschenfreundlichen Charakter zu haben schien, hatte dies bereitwillig zugesagt. Mich rührte es unendlich, daß dieser silberhaarige Greis, der mit Mühe sich seinen Lebensunterhalt erwarb, vielleicht für längere Zeit auf Kaffee, oder sonstige kleine, besonders dem Alter erquickliche Annehmlichkeiten verzichtete, um fernem Enkelkindern, die er vielleicht nie in seine Arme schließen sollte, eine Freude zu bereiten. Mir fiel dabei ein, wie die Liebe der Großältern und Aeltern zu ihren Descendenten so unvergleichlich inniger und opferbereiter ist, als umgekehrt.

In kürzester Zeit hielt die, von dem alten Italiener bestellte Post vor der Thür. Nach herzlichem Abschiede von der wackern Conditorfrau bestieg ich meinen Wagen, dessen Aeußeres nichts Einladendes hatte; auch versprachen die davorgespannten kleinen Pferde keine windschnellen Leistungen. Indes hatte das liebe, zutrauliche Wesen der wackern Conditorfrau und des alten Italieners mein Inneres so angenehm gestimmt, daß ich ganz über die Unbequemlichkeiten und Strapazen hinwegsaß, die mir in drohender Nähe und für längere Zeit bevorzustehen schienen.

Von Polangen nach Libau.

Der mir von der Postanstalt gelieferte Wagen wies dem Luxus von Springfedern, gepolsterten

Bänken und anderen, für die Behaglichkeit der Reisenden erdachten Annehmlichkeiten mit verächtlicher Naturwüchsigkeit den Rücken. Es war ein hölzerner, viereckiger Raum, den man auf Räder gestellt, und wo man für mich einen Sitz in der Art zurecht gemacht hatte, daß über meinen Koffer eine ziemlich dünne Schichte von Stroh gebreitet war. Ich muß hier gleich meine Dummheit erwähnen, daß ich mir diesen, auf die Länge unerträglich werdenden Sitz gefallen ließ, statt den Auftrag zu geben, daß man mir ein weiches Lager von hochaufgeschichtetem Stroh bereite, und den posteriora meines lettischen Kutschers, die ohne Zweifel nicht so weichhäutig wie die meinigen waren, den Koffer zuzuschieben. Ich kann meinen Wagen an Unbequemlichkeit nur mit denjenigen vergleichen, die der armen George Sand solche Angstseufzer auspreßten, als sie während ihres Winteraufenthaltes auf Majorika bei ihren Reisen durch die Insel die, jenem Lande eigenthümlichen Fuhrwerke benutzen mußte. Sie bemerkt von diesen Fuhrwerken ungefähr ähnliche schreckliche Dinge, wie ich an meinem abscheulichen Wagen entdeckte, vor Allem, daß sie auch „*aucune espèce de ressort*“ an sich trugen. Ferner hatte sie noch das Unglück, daß die Wege auf der Insel die abscheulichsten waren, während die Landstraßen Kurlands fast nichts zu wünschen übrig lassen; überdies fluchten ihre Kutscher, als ob sie aus Schweden wären, in welchem Reiche, wie Mägge versichert, die Verwünschungen

mit unglaublicher Virtuosität von den Rippen fließen. Was meine lettischen Kosselenker anlangt, so schienen sie von der rührendsten Sanftmuth zu sein. Einem fluchenden, unchristlich sich geberdenden Kutscher hätte ich durch den gezwungenen Sitz auf meinem Koffer sicher die Hölle auf Erden bereitet. Aber, da die lettischen Postjungen mir keine Veranlassung zu einem berechtigten Unwillen darboten, so duldete ich noch länger die unbarmherzigen Stöße meines Koffers. Ueberhaupt gestattet mir meine vielleicht übertriebene Zärtlichkeit für die niedere Volksklasse, mit der ich ein besonderes Mitleid fühle, weil sie für geringen Lohn oft die größten Mühseligkeiten erdulden und dabei noch manche Unbilligkeiten ertragen muß, niemals eine besondere Berücksichtigung meiner Individualität.

Indeß hatte ich den, dem äußern Anscheine nach kraftlosen Pferden Unrecht gethan; sie eilten wind-schnell dahin, so daß ich auf meinem unbequemen, harten Koffer, von dem ich hoch in die Luft flog, um mit innerlichem Wehrufe wieder auf ihn zurückzufallen, oft wünschte, es möge weniger dahingebraust werden, damit mir diese furchtbaren Stöße erspart würden. Mit dem Kutscher versuchte ich sogleich nach meiner Gewohnheit eine Unterhaltung anzuknüpfen, da man von den eigenthümlichen Sitten und der Anschauungsweise des Volks nur durch den Verkehr mit demselben unterrichtet wird. Die vornehmen Classen sind fast in allen Ländern

sich nicht nur ähnlich, sondern fast gleich. Da ich von meinem Kutscher keine Antwort erhielt, so merkte ich, daß er ein Lette sei, und ich mußte zu meinem lebhaften Bedauern die Unterhaltung mit dem blonden, rothbäckigen Burschen aufgeben. Die Krüge, an welchen er anhielt, und wo ich abstieg, weniger, um zu essen, als um mich von dem Zustande des Innern zu überzeugen, ließen an Reinlichkeit nichts zu wünschen übrig. Wenn ich mich auf dem meist vorhandenen, aber freilich nicht von einem Pariser oder Berliner Tapezierer gepolsterten Sopha ausgestreckt hatte, ließ ich die Wirthin zu mir hereinrufen, da diese fast immer entweder eine Deutsche war, oder doch deutsch verstand, mir mithin, wenn ich mich über örtliche Verhältnisse unterrichten wollte, die gewünschten Aufschlüsse zu geben vermochte. Die Wirthinnen waren meist wohlgemuth und hatten über Plackereien der Beamten nicht zu klagen. Fast allen war etwas Herzliches und Zutrauliches eigenthümlich, und sie kränkten mich nicht durch friechendes Betragen, vor dem ich mich in Rußland bei der niedern Volksklasse so sehr gefürchtet hatte. Auch meine Besorgniß, daß die Bauern und andere geringen Leute auf der Landstraße immerfort die Mühe ziehen würden, erwies sich zu meiner Freude als ungegründet. Man verneigte sich hier und da, aber selten. Mir war dieses Entferntsein von Knechtsinn um so wohlthruender, als man mich auf mehreren Gütern, wo ich Besuche machte und

Befanntschaften erneuerte, bei meiner Ankunft, so lange ich im Wagen saß, für einen russischen Officier gehalten hatte. Ich war nämlich in einen Mantel von dem bekannten russisch-grauen Tuche mit Pelzfragen eingehüllt und hatte eine leichte Mütze auf dem Kopfe. Man ersieht aus diesem Beispiele, daß die geringen Leute in Kurland nicht bloß vor den höheren Ständen keine knechtische Furcht haben, sondern nicht einmal vor den russischen Officieren, von denen ich mir immer vorgestellt hatte, daß sie um die Ohren der Bauern stets die Reitpeitsche sausen ließen oder ihnen Fußtritte versetzten. Denn mögen mich nun die Bauern für einen Officier gehalten haben oder nicht, so fand ich doch, da ich während meines Reisens in Rußland mit Militär viel verkehrt habe und oft an der Seite von uniformirten Menschen über die Straße fuhr, hinreichende Gelegenheit zu der Beobachtung, daß der Rock des Kaisers ebensowenig, wie ich, begrüßt werde. Bei dieser meiner Behauptung von dem nicht-knechtischen Sinne der kurlischen niedern Volksklassen könnte ein Kritiker eine anscheinende Achillesferse an dem Wahrheitskörper meines Reiseberichts auffinden und mir mit Ironie zurufen: „Aber vergißt Du absichtlich oder nur in Folge eines Gedächtnißfehlers, daß die kurländische niedere Bevölkerung, sowohl Männer wie Frauen, den höheren Ständen die Hand, den Arm, das Kleid küssen?“ Ich antworte darauf, daß es keineswegs in meiner Absicht lag, diesen Umstand

zu übergehen, daß ich davon weiter unten ausführlich sprechen und aus tiefster Ueberzeugung, nach wiederholter Ueberlegung, die Behauptung aufstellen werde, diese Höflichkeitsformel sei bei den Letten nichts anderes, als bei uns das Hutabnehmen von Seiten der Männer und der Knicks von Seiten der Frauen. Niemand konnte von diesem Handküssen beim ersten Male unangenehmer, ja schmerzlicher berührt werden, als ich; doch, nachdem ich mich überzeugt hatte, daß diese Höflichkeitsformel keineswegs von Wesen ausgehe, mit denen Uebermuth und Rohheit machen könne, was ihnen beliebt, seitdem duldete ich diese Artigkeit mit derselben Gemüthsruhe, wie ich den Bedienten in Deutschland das Hutabnehmen gestatte.

Die großen Tannenwälder, durch die ich fuhr, gaben mir die Gewißheit, daß die Klage über Holz-mangel, der sich in manchen Gegenden Europa's jetzt bedenklich hören läßt, woran theilweise eine unverantwortliche Forstcultur Schuld ist, in Kurland für's Erste noch nicht wird vernommen werden, und daß die Einwohner bei ihren langen und strengen Wintern sich dort gemüthlich-warme Zimmer zu schaffen im Stande sind. Die Einförmigkeit der Wege wird durch Werstpfähle unterbrochen, die sich siebenmal während einer Meile wiederholen. Ich würde mich nicht vermessen, genau die Höhe der Werstpfähle anzugeben, da das bloße Augenmaß leicht täuscht, wenn nicht der englische Seeofficier,

Alfred Royer, der bekanntlich auf der Fregatte *Thetis* bei Odessa strandete, und dessen Beschreibung seiner Gefangenschaft in Rußland, wo man ihn überaus zart behandelte, wahrscheinlich viele Leser fand, da sie mit einer, für einen Nicht-Schriftsteller ungewöhnlichen Gewandtheit abgefaßt ist, wenn nicht dieser Sohn Albions, der, wie seine übrigen Landsleute, gewissenhaft und genau in seinen Reiseangaben sein wird, von fast zwanzig Fuß spräche, die sich diese Wegweiser über den Erdboden erheben. Nach meinem unsichern Augenmaße angegeben, würde ich nur von zwölf bis funfzehn Fuß gesprochen haben. Sie sind deshalb so hoch gemacht, damit sie im Winter, wenn die Wege verschneiet sind, zum Compasse werden, der sicher durch dieses weiße Meer hindurchleitet. Man kann nämlich mit bloßem Auge von einem Werstspahl zum andern sehen. Dieser Satz erleidet natürlich die Einschränkung, daß die beabsichtigte Wirkung nur dann erreicht wird, wenn die Landstraße keine allzugroßen Biegungen macht. Die Werstspähle sind schwarz-weiß angestrichen, und oben an ihrer Spitze ist auf ieiner Platte die Entfernung von der letzten Station und die bis zur nächsten angeschrieben. Ich darf hier nicht vergessen, zu bemerken, daß der englische Officier, bei sonstiger sehr günstiger Beurtheilung Rußlands, nicht in die Behauptung mit- einstimmt, die gewöhnlich aufgestellt wird, daß man im Reiche des Czaren — das Dampfroß natürlich

abgerechnet — unter allen europäischen Ländern am schnellsten reise: Ich meinerseits habe gegen diese geltende Ansicht keine Einwendungen zu machen. Allerdings bin ich, wie Leutnant Royer, nie schneller als zwei Meilen die Stunde, gewöhnlich aber nur anderthalb, gefahren; aber dies war meine Schuld. Denn da ich ziemlich weichlich bin und Strapazen nicht gut vertragen kann, so hemmte ich stets durch Geberden — meine deutschen Laute verstanden die blondköpfigen Letten nicht — das Antreiben meiner Rosselenker. Man hat mir wiederholentlich in Rußland versichert, daß man, mit der Post fahrend, nie mehr als zwanzig Minuten die Meile gebrauche, wofern natürlich die Wege eben und gut seien. Ob diese Behauptung nicht etwas bei der Wahrheit vorbeispaziere, hatte ich nicht Gelegenheit zu untersuchen, da ich hierin eine Ueberanstrengung der Pferde fand. Denn, wenschon ich keinem Vereine gegen Thierquälerei angehöre, so gestattet mir mein Gefühl doch nicht, Wesen, die Schmerz gleich uns empfinden, und von denen viele nicht einfältige Naturforscher behaupteten und noch behaupten, wir bildeten nur die erste Classe derselben, und seien wohl dem Grade, aber nicht der Art nach von ihnen verschieden, wie gesagt, mein Gefühl erlaubt mir nicht, Wesen, die körperlichen Schmerz gleich uns empfinden, zu meinen Gunsten peinigen zu lassen. Ich gestehe, daß es mich oft sehr verstimmt, wenn die furländischen Herren über sich gewinnen konn-

ten, bei strenger Winterkälte noch eine halbe Stunde im Vorhause zu plaudern und es gar nicht zu berücksichtigen, daß ihre Pferde seit lange angespannt vor der Hausthür standen.

Zur Steuer der Wahrheit muß ich noch hinzufügen, daß ein sehr zerstreuter Pastor, mit dem ich auf einigen kurländischen Gütern zusammenkam, und von dem man mir schon im Voraus erzählt, daß er ein Non plus ultra von Confusion sei, von diesem Verkünder der christlichen Bruderliebe habe ich leider zu melden, daß er seinen armen lettischen Kutscher und seine nicht minder beklagenswerthen Pferde oft zwei Stunden spät Abends bei schärfster Kälte warten ließ. Freilich, er wußte nicht, was er that, denn im Eifer des Gesprächs hatte er vollkommen vergessen, daß er beim Aufstehen vom Abendessen den Bedienten des Hauses ersucht, ihm seinen Wagen zu bestellen. Obgleich ich dem seltsamen Confusionarius sonst ganz gut war, so konnte ich mich doch nicht entschließen, wenn er mir beim Abschiede seine Verbeugung machte, die er bei einem Hampelmann gelernt haben mußte, ihn mit einigen artigen Worten zu entlassen. Der Unwille über den armen, frierenden lettischen Kutscher und die gequälten Pferde hatte jedes liebenswürdige Lächeln auf meinen Lippen erstarren gemacht. Wenn ich voll Wuth in dem großen Eßsaal, in dem ich mich mit dem Pastor und einigen kurländischen Edelleuten befand, spornstreichs auf- und nieder rannte, im-

mer in mir den einzigen Gedanken wiederkäuend: Wird der Schwarzrock sich nicht endlich seines Rutschers und seiner Pferde entsinnen? da sagte ich mir denn zuletzt, daß diese anhaltende zornige Auswalzung meiner Gesundheit schaden könne, und daß es deshalb wohl klug sei, wenn ich in mir sanftere Empfindungen heraufbeschwöre. Und da gedachte ich denn der guten mildherzigen Lorle in Auerbach's „Die Frau Professorin,“ die auch in fieberische Ungeduld gerieth, wenn man einen vor der Thür stehenden Wagen warten ließ. Ihr liebenswürdiger Ausdruck für diese Gemüthsstimmung war, wenn ich nicht irre: „Es ist mir, als ob ich selber angespannt wäre.“ Solche Gedanken, von denen ich dann auf eine Menge anderer übersprang, ließen mich endlich den confusen Pastor und seine armen Pferde vergessen, bis ich wieder an ihn erinnert ward, wenn er mir seine seltsamen Verbeugungen beim Abschiede machte. Es war nicht anders möglich, als daß mir dieser Prediger bei meiner Philippica gegen die Thierquälerei in den Sinn kommen mußte. Bei meinem Abscheu gegen jede Marter fühlender Wesen habe ich natürlich mit Freuden begrüßt, daß in verschiedenen Zeitungen die Hausfrauen aufgefordert wurden, den Krebsen nicht solche Höllenqualen dadurch zu bereiten, daß man, wenn sie gekocht würden, das Wasser allmählig heiß werden lasse, statt sie in schon siedendes hineinzuwurfen und ihnen so schnell über den Todeskampf hinweg-

zuhelfen. Auch das Schuppen der Fische bei lebendigem Leibe ist ein unerträglicher Gedanke, und doch kommt es leider nur zu oft vor. Indeß ich kehre von meiner zärtlichen Fürsorge für die Krebse, Fische und andere Märtyrer des menschlichen Magens zu den russischen Pferden zurück, denen man unendlich viel soll bieten können, was ich allerdings, wie ich schon oben bemerkte, nicht erprobte, da ich mein Mitgefühl für die Leiden und Schmerzen der Menschheit (ich muß hier streng logisch eigentlich „Thierheit“ sagen) an dem Schlagbaume des Czarenreiches nicht zurückgelassen hatte.

Als ich von Polangen aus das erste Mal die Pferde wechselte, so traf ich in der Person des Postschreibers, oder wie sonst sein Titel sein mag, einen sehr guten, angenehmen Menschen, der, aus Deutschland nach Kurland gekommen und freiwillig dort geblieben, auf seiner einsamen Station lange keine Gelegenheit gehabt hatte, deutsch zu sprechen, und deshalb außerordentlich glücklich war, sich mit mir unterhalten zu können. So sehr ich auch wünschte, zu rechter Zeit nach Libau zu kommen, so konnte ich mich doch nicht schnell von einem Menschen trennen, den ich freilich zum ersten Male in meinem Leben sah, den ich vielleicht nie wieder sehen werde, aber dem ich, als meinem Bruder in Christo, verpflichtet war, eine Freude zu bereiten, umsomehr, da das Opfer, was ich brachte, kein großes genannt werden konnte. Bei meinem Mitleide mit diesem armen

Menschen, der stets von Letten umgeben, oder, um mich eines Bildes aus Schillers Taucher zu bedienen, der unter Larven die einzig fühlende Brust war, sann ich mühsam nach, wie ich ihm deutsche Unterhaltung verschaffen könne, und plötzlich auf einen — so bedünkte es mich wenigstens — prächtigen Einfall kommend, rief ich: Aber es muß hier ja nicht weit von Ihnen ein lutherischer Pfarrer wohnen! Machen Sie doch diesem einen Besuch. Ich bin sicher, daß der Pastor Sie zu sich einladen, Ihnen Ihre Einsamkeit weniger schrecklich machen und sie vor Allem mit dem deutschen Lebensströme in Verbindung halten wird. Der arme Postschreiber aber antwortete mir sehr kleinlaut, daß er einen solchen Besuch niemals wagen dürfe, da die Pastoren in Kurland theilweise sehr stolz seien, und man sein Erscheinen in ihren Kreisen für höchst anmaßend halten werde. Ich widersprach dem, freilich nicht aus vollster Ueberzeugung, weil mir in demselben Augenblicke eine Menge von geistlichen Herren vor die Augen traten, die den Kopf gewaltig in den Nacken zu werfen und sich Wien zu geben mußten, wie sie sich wohl für einen Hohenprieester des alten Jerusalems und einen Gregor VII. paßten, aber nicht für Jünger des Heilandes, in dessen himmlischer Krone die Demuth ja die schönste Perle ist.

Ich darf hier noch zwei Beispiele nicht unerwähnt lassen, die gleichfalls dafür zeugen, wie die kurländische niedere Bevölkerung keineswegs eine knechtische Furcht gegenüber Bornehmeren hegt, sondern, nachdem sie dem Gebote der Höflichkeit genügt hat, das hier im Handküssen besteht, sich ganz frei und ungezwungen benimmt. Als ich vor Libau zum letzten Male die Pferde wechselte, traf ich auf der Station beide Zimmer voller Bauern, die sehr lebhaft und eifrig verhandelten und sich durch meine Anwesenheit durchaus nicht stören ließen. Ich, dem es widerstrebt, irgend Jemanden zu kränken, am allerwenigsten geringe Leute, die ohne den Uebermuth der Bornehmen schon arm genug an Lebensfreuden sind, drückte mich ganz bescheiden in eine Ecke des zweiten Zimmers und betrachtete neugierig die verschiedenen, lebhaft gesticulirenden Gruppen. Doch nach wenigen Minuten trat der Postschreiber (hatte er einen höheren Rang, so bitte ich demüthig um Verzeihung, da mit der Bureaufratie, wenn man sich in ihren Titeln irrt, kein gutes Kirscheneffen ist), also der Postschreiber trat zwischen die Bauern des zweiten Zimmers und befahl ihnen in lettischer Sprache, die Stube zu räumen. Alsdann wandte er sich mit artigen Worten an mich, entschuldigte, daß ich nicht sogleich ein besonderes Zimmer bekommen habe, und erklärte die Anwesenheit der Bauern dadurch, daß in dem Postlocale zugleich das Gemeindegerecht abgehalten werde. Ich antwortete

ihm mit gebührender Höflichkeit und bemerkte, wie die längere Anwesenheit der Bauern mir durchaus nicht beschwerlich gefallen sein würde. Aus dem harmlosen Treiben der Letten, die sich durch meine Anwesenheit gar nicht zur flüsternden Rede herabstimmen ließen, ersieht man, daß die Vornehmeren für dieselben keineswegs der Gegenstand blinder Furcht oder scheuer Aengstlichkeit sind. Noch ein anderes Beispiel fällt mir zum Beweise meiner Behauptung ein, daß die Letten keineswegs sich in sflavischer Aengstlichkeit befinden, sobald sie mit Personen zu thun haben, die im Range über ihnen stehen. Auf dem Wege zwischen dieser letzten Station vor Libau und der freundlichen Seestadt selbst hielt mein Kutscher vor einem Krüge und ging hinein. Da ich mich schon mit mehreren Wirthen unterhalten hatte und hier nichts zu finden glaubte, was meine Erfahrung über Kurland bereichern könnte, so stieg ich selbst nicht aus, sondern wartete geduldig ab, bis mein Kutscher seinen Schnaps getrunken oder sonst das vorgenommen hätte, was ihn zum Hineingehen in den Krug veranlassen mochte. Aber mein Kutscher blieb fast eine Viertelstunde in dem Krüge — gewiß hatte er dort eine Braut, die er abschmakte — und ließ mich warten, bis ich zuletzt alle Geduld verlor und mit meinem Stocke wüthende Bewegungen machte, die ihm andeuten sollten, daß die Schläge hageldicht auf seinen Rücken herabfallen würden, wenn er nicht sofort herauskäme. Vielleicht saß er,

seine Herzliebste auf dem Schooße, und spottete meiner drohenden Armbewegungen. Als er endlich ganz phlegmatisch aus der Hausthür trat, durchbläute ich ihn allerdings nicht, weil eine solche Entweihung des Ebenbildes der Gottheit mir mehr Schmerz verursacht haben würde, als ihm; wohl aber ergoß ich meinen Unwillen in eine heftige Anrede und in die Bemerkung, daß er alles zu besorgen habe, wenn er mich nicht rechtzeitig nach Libau schaffe. Obgleich ich gar nicht darauf rechnete, daß meine deutschen Laute von dem Letten würden verstanden werden, so hoffte ich, daß meine Mimik redender sein würde, wenn ich sie durch Worte begleitete. Zu meinem großen Erstaunen sprach aber mein Lette ein sehr gutes Deutsch, und antwortete mir, ich brauchte mir wegen der Ankunft in Libau keine Sorge zu machen; er werde dort zur guten Zeit mit mir einfahren; überdies hätten wir vor der Dunkelheit nichts zu befürchten, da Mondenschein wäre. Ich freute mich über das gute Deutsch, was der lettische Kutscher sprach, nicht wenig und erließ ihm alle Schelte. Bei ruhigem Nachdenken sagte ich mir auch, daß man es dem Kutscher nicht verargen könne, mit seiner Braut lange gekost zu haben, da ihm die Gelegenheit hierzu wahrscheinlich nicht oft geboten werde. Uebrigens hält dies Abküssen in der Eile die Liebe frisch. Die Vornehmen, welche den ganzen Tag über Zärtlichkeiten mit einander austauschen dürfen, werden, wie in Allem, so

auch in der Liebe blasirt. Als der Vater des Herzogs Enghien seine junge Gemahlin aus dem Kloster, von glühendster Liebe zu dieser unerlaubten That getrieben, geraubt hatte, wurde er in täglichem Umgange ihrer bald überdrüssig, und, wenn ich nicht irre, endete die Anfangs vulcanische Liebe mit einer eiskalten Trennung.

Wie ich mich der Stadt Libau mehr und mehr näherte, tauchten natürlich in meinem Geiste alle die historischen Erinnerungen auf, die sich an diesen Ort knüpfen. In Libau verweilte Peter der Große auf der Ducheise, als ihn der Drang, sich und sein Reich zu reformiren, in civilisirte Gegenden trieb. Außer ihm wandelten hier noch die Heldenschritte Gustav Adolphs und Karls XII. Die Gemahlin Ludwigs XVIII. und die Herzogin von Anguleme, die Waise des Tempels, schifften sich in Libau nach England ein, als wegen der Freundschaft Alexanders I. mit Napoleon I. Rußland aufgehört hatte, für sie ein passendes Asyl zu sein. Auch stiftete in Libau der Herzog Friedrich Wilhelm von Kurland, der Enkel des großen Kurfürsten, den Ordre de la Reconnaissance. Ueberhaupt findet man, wenn man nur das Suchen nicht scheut, manches historisch Interessante in Kurland, und jedenfalls in Bezug auf Lebensweise und Sitte viel Charakteristisches.

Als Libau dicht vor mir lag, schloß ich, nachdem ich für einen Augenblick der sich weitläufig ausdehnenden Stadt meine Aufmerksamkeit geschenkt

hatte, für längere Zeit meine Augen, mich ganz in mein Inneres versenkend und mir vieles Merkwürdige vergegenwärtigend, was ich aus meinen Studien über Kurland und Libau gelernt und in treuem Gedächtnisse bewahrt hatte.

Meine Einfahrt in Libau. Ein Gasthof ohne Kellner.

Weil es Einem auf Reisen gar schlecht ergeht, wenn man seine Pflichten in Bezug auf das Trinkgeldgeben nicht überaus gewissenhaft erfüllt, so benutzte ich meine erste Unterredung mit einem kurlischen Postschreiber, um mich zu erkundigen, ob man außer dem Postillon noch sonst irgend einem Individuum etwas von dem *nervus rerum gerendarum* zuschießen lassen müsse. Der Postschreiber belehrte mich, daß es üblich sei, dem Stallmeister einige Kopfen zu geben. Dies Wort verwunderte mich mit Recht, da „Stallmeister“ und „Kopfen“ offenbar eine *contradictio in adjecto* bilden. Nach meiner deutschen Erfahrung wurden Stallmeister nur Personen aus regierenden Häusern attachirt, und man erwies sich gegen sie nicht durch Kopfen, sondern durch goldene Dosen und andere kostbare Geschenke erkenntlich. Es lag also nahe, mir eine Belehrung auszubitten. Dem Postschreiber schien es nun nicht gerathen, sich in eine Definition einzulassen, sondern

er hielt es offenbar für praktischer, mir diese „Stallmeister-Species“ in natura zu zeigen. Er führte mich deshalb an's Fenster und wies nach der Hausthür, vor der mein angespannter Wagen stand, an dessen einem Rade ein Bauerbursche von ungefähr achtzehn Jahren, in „Wand“ gekleidet — ein von den kurischen Landfrauen selbstverfertigtes, grobwollenes Zeug — sichtbar ganz unnöthiger Weise sich etwas zu schaffen machte. Das Rad war offenbar ohne allen Schaden, und er wollte mir beim Herausstreten nur gleich in die Augen fallen, damit er seines Trinkgeldes nicht verlustig gehe. „Das also ist der Stallmeister!“ rief ich aus und athmete erleichtert auf, denn zu einem anständigen Trinkgelde für den Pferdejungen war meine Börse vollkommen ausreichend.

Uebrigens war mir der Herr Stallmeister beim Einsteigen doch sehr nothwendig. Da der Wagen nämlich gar keinen Tritt hatte, der herniedergeschlagen werden konnte, so mußte ich über das Rad zu meinem Koffer emporklimmen. Uebrigens ist „Wagen“ für das Gefährt, auf dem ich fortgeschafft wurde, ein viel zu euphemistischer Ausdruck. Herr von Kogebue, der bekanntlich die Unannehmlichkeit hatte, im Jahre 1800 auf Befehl des Kaisers Paul I. nach Sibirien transportirt zu werden, spricht stets von einem Karren, auf dem er fortgeschafft wurde, und ich darf, um der Wahrheit treu zu bleiben, der hölzernen viereckigen Construction, auf der ich alle

Qualen eines Geräderten erlitt, keine höhere Bezeichnung beilegen. Wenn Ludwig Kellstab schon eine Droschke eine „Menschen-Mädermaschine“ nennt, so weiß ich nicht, mit welchem niederschmetternden Ausdrucke er meinen Karren belegt hätte. Doch genug der Klagen!

Da der Strand der Ostsee an der kurlischen Küste sehr flach und sandig ist und nirgends den Anlauf zu felsigen Gestaltungen nimmt, so sieht man den Thurm der Libauer Kirche schon von Weitem und wird dadurch leicht zur Ungerechtigkeit gegen den Kutscher verführt, daß er uns so spät an einen Ort schafft, dem man seit geraumer Zeit ganz nahe zu sein glaubte. Auch ich ward dieser Geduldssprobe unterworfen, in der ich um so schwerer zu bestehen vermochte, als die unbarmherzigen Stöße, die mir mein Koffer versetzte, mich sehnstüchtig nach dem weichen Sopha eines Libauer Gasthofes verlangen ließen. Endlich, endlich fuhr ich in Libau ein und hielt auf einem Marktplatze vor einem Hause, zu dem eine Freitreppe hinaufführte, und vor dem Bäume standen, natürlich jetzt ohne allen Schmuck der Blätter. Ich erwartete, geschäftige Kellner mir entgegenfliegen zu sehen, auch rechnete ich auf einen stämmigen Letten, dem ich nicht bloß meinen Koffer, sondern meine hocheigene Person anvertrauen, und dem ich den Befehl geben wollte, mich, der ich mich in dem Zustande eines Geräderten befand, recht zart aufzuheben, die Stufen emporzutragen und mich

auf die schwellenden Kissen eines schön gepolsterten Sophas sanft niederzulegen. Doch ich harrte und harrte — kein Kellner, kein Hausknecht, keine lebende Seele ließ sich sehen. Ich saß regungslos auf meinem harten Koffer, gleich dem steinernen Gaste im Don Juan; fest entschlossen, mir für die erduldeten Qualen die Genugthuung zu verschaffen, die anscheinend unbequeme, wenngleich wenige Stufen zählende Freitreppe nicht mit meinen wie abgehauenen Füßen erklimmen zu müssen, sondern über ihr dahin zu schweben, mochte immerhin der mich forttragende Luftgeist die unätherische und unästhetische Gestalt eines lettischen Hausknechtes annehmen. Aber kein dienendes Wesen erschien, sich nach meinen Befehlen zu erkundigen.

Ich saß und saß, oder ritt vielmehr, wie der Fürst von Reuß-Schleiz-Lobenstein sich in einem Erlasse an seine Unterthanen so eigenthümlich ausdrückte, auf einem Principe umher. Mein Princip nun war, nicht eher aufzustehen, als bis mir irgend ein dienendes Wesen des Gasthofes zu Gesichte gekommen. Endlich, nachdem ich lange geharrt hatte, kam aus einem Laden, der in den Keller hinabführte, ein altes Männchen heraufgestiegen und fragte nach meinem Begehren. Ich antwortete ihm, wie es meine Absicht sei, hier ein Nachtquartier und alle Bequemlichkeiten zu suchen, die ein gutes Gasthaus darbiete, und wie es mich mit dem größten Erstaunen erfülle, daß mir keine Kellner entgegenkämen.

Das alte Männchen erwiderte in einem sehr langsamen und gemüthlichen Tone, der mich aber auf meinem harten Koffer äußerst ungeduldig machte, daß er der Besizer dieses Gasthauses sei, und daß in demselben sich keine Kellner befänden. Schon wollte ich seufzend fragen: „Auch kein kräftiger letztischer Hausknecht, der mich die Treppe hinauftragen kann?“ als ein sehr frisches, hübsches, blondes Mädchen in der Thür erschien und mich durch eine Verbeugung einlud, näher zu kommen. Obgleich diese furländische Blondine sehr kräftig und handfest ausseh, so erlaubte mir meine Courtoisie doch nicht, sie aufzufordern, meinen müden Körper bis in das mir bestimmte Zimmer hinaufzutragen. Freilich, die wackern Weiber von Weinsberg, denen ich das ihnen zugedachte Monument herzlich gönne, beugten ja willig ihre zarten Rücken unter die Last männlicher Körper, von denen doch mancher ein Falstaff sein mochte. Ich darf nun der Wahrheit gemäß behaupten, daß meine Statur schlank ist und keineswegs die Dicke eines Grafen Dyhern oder Doctors Veron hat.

Um die Blondine nicht warten zu lassen, schwang ich mich, so leicht es gehen wollte, von dem Wagen herab und flomm die Treppe empor. Ich konnte unten kein Zimmer mehr bekommen, da links der Wirth mit seiner Familie wohnte, und rechts eine Gräfin Mengden sich Quartier im Voraus hatte bestellen lassen. Es blieb mir nichts übrig, als eine

Treppe in die Höhe zu steigen und der hübschen Blondine zu folgen, die mir voranleuchtete. Wenn ich zum ersten Male ein Gasthaus betrete, so lasse ich schnell meine Blicke nach allen Seiten hingleiten und mir nichts entgehen, um zu beurtheilen, was ich zu erwarten habe. Zu meiner Beruhigung trug Alles, was ich sah, den Stempel der höchsten Reinlichkeit. Mir ward eine Art Salon eingeräumt, in welchen zwei Nebenthüren mündeten. Ich konnte mich bei meinem angegriffenen Zustande auf eine nähere Untersuchung des Quartiers nicht einlassen, sondern spähte sehnsüchtig nach einem Sopha und sank bald darauf nieder. Aber, o weh! mein Ruhe-
 sitz war abscheulich hart, und ich konnte glauben, ein neckender Kobold habe mir meinen vermaledeiten Koffer untergeschoben. Doch der Vorthail, nicht geschüttelt zu werden, sondern ruhig sitzen zu können, war schon ein großer, und als ich eine Flasche kölnisches Wasser aus meinem Reisesacke hervorgesucht und durch häufiges Niesen meine Lebensgeister gestärkt hatte, fing ich an, mich ganz behaglich zu fühlen. Wie ich so dalag und mit der Blondine plauderte, trat mein lettischer Kutscher herein und brachte mir meinen Koffer. Ich gab ihm ein reichliches Trinkgeld; doch der schlaue Mensch, der mir meine dumme Gutmüthigkeit angesehen haben mußte, bat um mehr. Die Blondine, die bemerkt hatte, wie viel ich ihm gegeben, schrie über Frechheit und machte sehr entschlossene Bewegungen, ihn zur Thür hinaus

zu transportiren. Doch, ich nahm ein blankes Fünziglopfenstück, überreichte es dem sich demüthig Bedankenden und sagte zu der Blondine, daß ich ihm noch mehr würde gegeben haben, um ihn nur los zu werden, da jeder Augenblick, den mich seine lästige Bitte länger um ihre Unterhaltung gebracht hätte, mir wie ein Jahrhundert vorgekommen sein würde. Das niedliche Naturkind lachte mit einem ziemlich großen Munde; doch ihre Lippen waren wie Rubin und ihre Zähne wie Elfenbein. Ich sagte ihr, daß ich unterwegs zwar sämmtliche Krüge sehr reinlich gefunden hätte, daß es mir aber unmöglich gewesen sei, von dem zu essen, was man mir vorgesetzt, weil ich, gewiß mit großem Unrecht, bei näherer Besichtigung irgend etwas den Gaumen Berlegendes anzutreffen befürchtet, und deshalb zu fasten vorgezogen. Sie antwortete: „Pfui, das hätten Sie nicht nöthig gehabt.“

Das seltsame kurische „Pfui“.

Nach langer Zeit hörte ich das seltsame kurische „Pfui“ wieder. Ich entsinne mich, dies für die Deutschen Kurland's, Livland's und Esthland's so charakteristische „Pfui“ zuerst von zweien meiner guten und lieben Bekannten, Alvil und Rudolph von L—e, die in Berlin meine Studiengenossen waren,

sehr häufig gehört, dasselbe aber gar nicht für ein deutsches Wort gehalten zu haben. Da diese jungen Herren aus Livland waren und zuweilen unter sich lettisch sprachen, wenn sie von mir oder einem andern Bekannten nicht verstanden sein wollten, so hielt ich dies häufige, sehr eigenthümlich zu Gehör gebrachte „Pſui“ für ein Wort jenes slavischen Idioms und glaubte, daß sie es aus Angewohnheit mit in das Deutsche hinübergenommen hätten. Dieses „Pſui“ klang nämlich in ihrem Munde ungefähr wie „Fua!“ Ganz treu kann ich diesen Ton durch Zeichen nicht wiedergeben und meine auch, daß klügere Menschen, als meine Wenigkeit, an diesem Versuche scheitern werden. Damals glaubte ich nie, daß meine Wißbegierde mich auch nach dem Norden treiben würde, und ich unterließ es deshalb, meine Bekannten zu fragen, was dieser unverständliche Laut, den sie so häufig ausstießen, eigentlich bedeuten solle. Daß dieses „Fua“ mit „Pſui“ gleichbedeutend sei, fiel mir erst ein, als in einer der Reisebeschreibungen, die ich nur irgendwie über die Ostseeprovinzen hatte aufreiben können — die gute Literatur über den Norden Europas ist ziemlich arm — dieser eigenthümliche Ausdruck besprochen und namentlich auch von dem, diese Materie behandelnden Schriftsteller bemerkt ward, wie dieser Laut für jedes nicht eingeweihte Ohr vollkommen unverständlich sei. Es wäre unmöglich aufzuzählen, wie oft die Deutschen der russischen Ostseepro-

vinzen in einem Tage, ja, in einer Stunde „Pfui“ sagen. Um mich eines Bildes zu bedienen, sie „pfui“ ungefähr so oft — die Bildung dieses Zeitworts ist wol sehr kühn? —, wie die Berliner Gardeoffiziere „Magnifik! Süperb! Adorabel!“ ausrufen, wenn Marie Taglioni ihre Pirouetten macht. Da man in Deutschland das Wort „Pfui“ nur gebraucht, wenn etwas Unschickliches, Widerwärtiges gesagt oder gethan wird, so erschrickt jeder Nicht-Kurländer zuerst, wenn er bei einer ganz unschuldigen, harmlosen Aeußerung plöglich dies vermaledeite Wort zu hören bekommt. Ich sprach mit einer sehr geistreichen Dame Kurlands über die Eigenthümlichkeiten ihrer Provinz. Die kluge Frau gab mir den verschwenderischen und meistentheils sehr unpassenden Gebrauch dieses Ausrufs von Seiten ihrer Provinzgenossen zu. Sie erzählte mir unter vielem Lachen, wie bei ihrer ersten Reise nach Deutschland, während eines längeren Aufenthaltes in Königsberg und Danzig, junge Damen, deren Bekanntschaft sie dort gemacht, es sehr übel genommen hätten, wenn dies ihr so heimische Wort unwillkürlich von ihr ausgestoßen worden sei, und daß sie, um nicht unbewußt zu fränken, geschickt das Gespräch auf diese Eigenthümlichkeit Kurlands gelenkt habe. Sie sei nämlich nicht im Stande gewesen, diesen Ausruf ganz zu vermeiden, obgleich sie sich die redlichste Mühe gegeben.

Die Kurländer gebrauchen das „Pfui“ so oft,

wie Heinrich IV. sein „Ventre-Saint-Gris!“ Denn man würde sehr irren, wollte man glauben, der gute König hätte nur im Zorn und bei Flüchen sich dieses Ausrufes bedient. Wie gesagt, bei uns in Deutschland und auch bei den übrigen Nationen ist das „Pfui“ der Ausdruck der stärksten Empfindungen: des Abscheus, des beleidigten Schicklichkeitsgefühls, des Ekels. Ganz anders bei den Deutschen der Ostseeprovinzen. Da Beispiele eine Sache immer deutlicher machen, als allgemeine Bemerkungen, so werde ich einige Proben furländischer „Pfuis“ geben.

Ein junger Mann aus Deutschland macht bei seiner Reise nach St. Petersburg einem vornehmen Herrn in Mitau seine Aufwartung, da er an ihn ein Empfehlungsschreiben abzugeben hat. Der Herr, dem er seinen Besuch gemacht, geleitet ihn bis zur Thür und erkundigt sich dort, in welchem Gasthose er abgestiegen sei, in der Absicht, den Reisenden zu Tische einzuladen. Dieser nennt den Gasthof. Da ruft der Mitau'sche Herr aus: „Pfui! warum aber auch dort?“ Der Reisende, durch dies Wort erschreckt, das ihn berechtigt, auf großen verborgenen Schmutz oder eine sonstige widerwärtige Seite seines Gasthofes zu schließen, bemerkt: „Nun, da ist es wol gerathen, in einen andern überzuziehen?“ Der Mitau'sche Herr antwortet: „Pfui, sind Sie einmal da, so bleiben Sie nur getrost!“ Der Reisende macht ein sehr verdüstertes und einfältiges Gesicht,

ungefähr wie alle Diejenigen, die vor Oedipus' glücklicher Antwort das Räthsel der Sphinx nicht lösen konnten. Ich werde versuchen, diese beiden „Pfuiz“ zu erklären. Das erste Mal wollte der Mitau'sche Herr sagen: „Aber warum stiegen Sie denn auch in diesem Gasthose ab?“ (Das Wirthshaus, welches er tadelte, war seiner Meinung nach durchaus nicht abscheulich, sondern nur weniger gut als das andere, dem er den Vorzug gegeben haben würde.) Sein zweites „Pfuiz“ bedeutet: „Ei, nicht doch! Warum wollen Sie sich die Unbequemlichkeiten eines Umzugs machen? So schlecht ist der Gasthof nicht, daß Sie es dort nicht einige Tage sollten aushalten können.“

Jetzt komme ich zu Beispielen aus meiner eigenen Erfahrung.

Ich erging mich mit einem kurländischen Edelmann, der unbeschreiblich liebenswürdige, fluge und dabei selten bescheidene Töchter hatte, in seinem Parke, und da uns gerade ein Wagen begegnete, so fiel mir ein, daß die Kinder dieses Herrn sehr gerne spazieren fuhren, aber, wie ich mir vielleicht nur einbildete, zu blöde waren, um ihren Papa zu bitten, täglich für sie anspannen zu lassen. Da die jungen Damen wegen ihres Geistes, ihrer Anmuth, ihres kindlichen Sinnes, ihrer veilchenhaften Unbewußtheit ihrer reichen Vorzüge meine ganze Achtung und lebhaftesten Sympathien gewonnen hatten, so beschloß ich, ihren Vater auf ihre Reigung, spazieren-

zufahren, aufmerksam zu machen. Auch trieb mich noch ein zweiter Grund dazu, nämlich die Bekämpfung eines geizigen Gebrauches seiner Equipage, welche Schwäche ich bei diesem sonst hoch von mir geschätzten Manne bemerkt zu haben glaubte. Er theilt übrigens diese übertriebene Zärtlichkeit für seine Rosse mit einer Unmasse von Equipagenbesitzern, die mit ihren Pferden umgehen, als ob sie von Marzipan wären. Ich schloß mein Plaidoyer mit den Worten: „Gewiß würden Ihre Töchter sehr glücklich sein, wenn sie jeden Tag einige Werste spazierenfahren könnten.“ „Pfui“, antwortete mir der Vater, „sie machen sich gar nicht so viel daraus.“ Ein andermal sagte ich zu einer jungen Dame: „Wohnt Ihre Tante nicht neun Meilen von Ihnen entfernt?“ „Pfui“, antwortete sie, „nur sieben.“ Dies „Pfui“ ist in beiden von mir angeführten Fällen gleichbedeutend mit einem starken „Nein“.

Uebrigens bespotten die Aurländer, die viel gereist sind, selbst diese Angewohnheit des steten „Pfui“. So erzählte mir ein Fräulein von S—n, daß sie mit mehreren Landsleuten auf dem Rhein gefahren, daß ihnen in lebhafter Unterhaltung wahrscheinlich mehrere Male dieser ihr Lieblingsruf entchlüpft sei, und daß ein Herr, nachdem er längere Zeit ihrem Gespräche gelauscht, sich ihr plötzlich genähert und mit den Worten vorgestellt habe: „Da Sie auch aus der Heimath des „Pfui“ sind, so darf

ich doch nicht verfehlen, mich Ihnen als Kurländer zu präsentiren.“

Das „Wai!“ ein würdiger Bruder des „Pfui!“ und von den Kurländern ebenfalls sehr gehätschelt, verdiente nicht minder eine besondere Abhandlung.

Das „Wai“ und das „Pfui“ werden in Kurland ebenso häufig gebraucht, wie in Montpellier und Languedoc das „Peycaré“.

Durch das „Pfui“, das die Blondine ausgestoßen hatte, wurden die Gestalten meiner lieben Studiengenossen, Alvil und Rudolph von T—e, an die ich lange nicht gedacht hatte, plötzlich auf's Lebhafteste in meine Erinnerung zurückgerufen. Um ihrer ungestört gedenken zu können, suchte ich für kurze Zeit die Einsamkeit, vergaß aber nicht, beim Verlassen des Zimmers dem hübschen blonden Mädchen eine Verbeugung zu machen, die halb artig, halb vertraulich war.

Jeremiaden eines Halbverhungerten.

Als ich aus meinem Schlafzimmer, in das ich für wenige Minuten gegangen war, wieder heraustrat, hatte ich das Licht — ich weiß nicht mehr genau, ob aus Absicht oder aus Zufall — daselbst vergessen. Jedenfalls entbehrte ich es nicht, da der Mond seinen hellsten Schein durch die Fenster warf. Mein Auge, das nicht gleich auf die Blondine traf,

suchte unruhig nach ihr. Bald entdeckte ich sie zu meiner Freude in einer Fensternische, wohin sie sich zurückgezogen hatte.

Ogleich ich mir bewußt bin, die Gebote der Galanterie gegen die Damen stets mit freudiger Gewissenhaftigkeit zu beobachten, so werden doch manche meiner geehrten Leser und vor allen meiner schönen Leserinnen vermeinen, als hätte ich in Folgendem es sehr an der, einem weiblichen Wesen schuldigen Zartheit fehlen lassen. Da ich aber von meinen Reiseerlebnissen nicht das verschweigen darf, was mir etwa eine ungünstige Beurtheilung zuziehen könnte, sondern einfältiglich und schlicht alles erzählen will, was mir zustieß, und was ich beging, so muß ich mir eine arge Durchhechelung schon gefallen lassen. Der Tadel, den man wahrscheinlich gegen mich erheben wird, besteht nun darin, daß ich bei meinem gänzlich erschöpften Zustande die horizontale Lage der verticalen vorzog, oder, um mich unmathematischer Ausdrücke zu bedienen, daß ich mich der Länge nach auf das Sopha warf. Doch, damit ich mir nicht selbst unrecht thue, so wähle ich einen adäquateren Ausdruck und sage besser, daß ich mich graziös auf dem Sopha ausdehnte. Ich finde nämlich, daß man einen viel gefälligeren Anblick darbietet, wenn man in graziöser Wellenlinie sich auf dem Sopha ausstreckt, als wenn die Füße matt und gelangweilt auf die Erde herabbaumeln.

Als ich mich in so vortheilhafter und zugleich so

bequemer Lage, wie nur irgend möglich, auf dem Sopha ausgebreitet hatte, stützte ich mein Haupt in meine Rechte und wandte mich mit sehr wohlwollendem Auge der Blondine zu, die wahrscheinlich mit Erstaunen die Vorkehrungen, meinen Körper in eine recht behagliche Situation zu versetzen, mitangesehen hatte. Da ich gefunden habe, daß man über fremde Länder am Besten unterrichtet wird, wenn man arglose Eingeborne geschickt zum Sprechen bringt, so ließ ich es auch nicht an Bemühungen fehlen, der Blondine jede Befangenheit zu benehmen und sie zu vertrauensvollen Herzensergüssen zu veranlassen. Dies gelang mir nun über alles Erwarten gut, was mir ein beruhigender Beweis war, daß sie mein Ausgestrecktsein auf dem Sopha nicht übel deutete.

Die Blondine erzählte mir unter andern — wir schrieben den 31. März 1855 —, wie die vor etwa drei Wochen angelangte Nachricht von dem Ableben des Kaisers Nicolaus die Stadt Libau in eine große Betrübnis versetzt habe, wie die Soldaten und die Bürger dem neuen Herrscher sogleich Treue hätten schwören müssen, und wie an dem nächsten Sonntag der Pastor Kienis einen Trauergottesdienst zum Andenken des verstorbenen Czaren abhalten werde. Wenn ich sie bis jetzt fast allein hatte reden lassen, so wurde ich nun plötzlich der Träger des Gesprächs. Sie that nämlich die Frage an mich, ob man von dem neuen Kaiser recht viel Gutes erwarten dürfe.

Von den herrlichen Charakter- und Gemüthseigenschaften des Kaisers Alexander II. auf's Genaueste unterrichtet, sah ich im Geiste alle die weisen Gesetze und wohlthätigen Einrichtungen voraus, durch die im Laufe der Jahre seine Unterthanen würden beglückt werden. Was ich damals alles von dem neuen Kaiser gesprochen habe, weiß ich nicht mehr; aber daß meine von Herzen gehende Rede zum Herzen gedrungen war, bewies mir das Aussehen der Blondine. Die Mondesstrahlen fielen, gerade, als ich sie anblickte, auf ihr liebes, treuherziges Antlitz und spiegelten sich in ihren großen blauen Augen, die in Thränen schwammen. Sie hatte die Hände gefaltet und schien für die segensreiche Wirksamkeit des neuen Kaisers zu beten. Ich selbst war in gehobener, religiöser Stimmung, und mein Gebet vereinigte sich mit den frommen Bitten dieses unschuldsvollen Naturkinds, den neuen Kaiser stärken und tragen zu wollen bei seinen edlen Bestrebungen.

Der Thurm der lettischen Kirche, die auf dem freien Plage, welchen meine Fenster beherrschten, in stattlichem Umfange emporragt, hob sich auf's Deutlichste von dem klaren Abendhimmel ab; die Blondine stand wie verklärt in der Fensternische; übergoßen vom goldenen Mondenlichte; ich, der von fernher kommende, Reisende betrachtete mit tiefinnerlicher Bewegung den schlanken Kirchturm und die

schlanke Jungfrau, und eine Fluth nie gekannter Empfindungen erfüllte meine Brust.

Leider wurde diese poetische Situation durch die allercrassste Prosa unterbrochen. Bis zu welcher Kraft das Thierische sich im Menschen zu erheben vermag, mußte ich leider an mir verspüren, indem ich, um einen plötzlich erwachenden Wolfshunger zu beschwichtigen, diese traute Scene unterbrechen mußte. Ach Gott! wenn der Mensch nicht vom Brode allein lebt, so lebt er auch nicht allein vom Geistigen. Das schöne Mondenlicht und die schöne Jungfrau und alle die schönen, frommen Betrachtungen, die meine Seele erfüllten, waren nicht im Stande, den in meinem Magen bellenden Hunger-Cerberus zum Schweigen zu bringen. Ich hatte meinem Magen nämlich während des ganzen Tages noch keinen Braten, schönes Gemüse, Wein, und woran sonst der verzogene träge Herr gewöhnt sein mochte, zuführen können, da ich in den Krügen alle mir vorgesezten Speisen unangerührt hatte stehen lassen. Mein Magen ist nun leider von sehr cholericem Temperamente, weshalb er auch furchtbar zu knurren anfing, weil ich ihn bis dahin so unentschuldig vernachlässigt hatte. Uebrigens tröste ich mich über seine schlechte Erziehung, wenn ich an den Doctor Schärtel denke, eine Figur aus dem Roman „Eritis sicut Deus“, der, obgleich durch und durch Philosoph, den Hunger doch ebenso wenig tapfer bestand, wie ich, und gegen seine Gattin Elisabeth,

die über schönem Clavierspiel ganz die profaischen Pflichten einer Hausfrau vergessen hatte, sich jämmerlich beklagte, daß sie seinen Magen so vernachlässige, der höchst unangenehme Musik mache, indem er wie eine Bassgeige brumme und wie ein Pudel knurre. Man ersieht hieraus, wie die Philosophie von Atomen, Monaden, realen und idealen Potenzen allein nicht zu leben vermag, sondern wie sie die Substanz vor allem nöthig hat. Da ich nun Ruhe überaus liebe und meinen knurrenden Magen gern besänftigen wollte, so wandte ich mich schnell an die freundliche Kellnerin mit der Bitte, mir ein herrliches Abendessen zu besorgen. Aber Schrecken über Schrecken! Das blonde Kind erklärte mir, daß man in dem Hause des Herrn Busse (so hieß nämlich der Besizer des Gasthofes, in dem ich mich befand) nur logire, aber keine Mittags- und Abendtafel antreffe. „Verhungern kann ich doch nicht!“ rief ich in lebhaftester Verzweiflung aus. Ich erinnerte mich bei diesen Worten der Gefährten des Odysseus, „deren Magen der Hunger so hart war,“ als sie auf des Helios Insel durch heftigen Ost- und Südwind zurückgehalten wurden, und sie alle ihre Speisevorräthe verzehrt hatten. Odysseus, der Warnung des blinden Teiresias eingedenk, beschwor sie, von den schönen Kindern, die sie auf der Insel sahen, keine zu schlachten, da sie das Eigenthum des Helios wären. Daß aber Eurylochos, vom wüthendsten Hunger geplagt, seine gleichfalls durch den im Ma-

gen bellenden Unhold zur Verzweiflung gebrachten Genossen leicht dazu überredete, die umherlaufenden Kinder zu schlachten, fand ich in meinem damaligen Zustande, den ich meinem ärgsten Feind nicht gönne, mehr als natürlich. Die beredten und sehr wahren Worte des Eurylochos lauteten also:

„Wohl ist jeglicher Tod graunvoll dem elenden Menschen,
Doch ist Hungerssterben das jammervollste Verhängniß.“

Auf meinen obigen klagenden Ausruf antwortete die Blondine mit einer unbegreiflichen, ja, bei den Leiden meines hungernden Magens, beleidigenden Ruhe: „Nun, Sie brauchen nur zur Muffe zu gehen.“ Muffe, was ist das für ein Ding? fragte ich mit etwas pikirtem Tone, da man meist nur freundlich und gütig ist, wenn die Qualen des Hungers Einem die Eingeweide nicht zerreißen. Da mir die Blondine keine ausreichende Erklärung gab, so will ich hier meine eigene, durch Nachfragen belehrte Erfahrung sprechen lassen. In allen Städten der Ostseeprovinzen heißen die geschlossenen Gesellschaften, wo die Bürger am Abend zum Klubb zusammenkommen, „Muffen“ (natürlich in der Bedeutung des von Geschäften Freiseins); aber die harte Aussprache dieser nördlichsten Deutschen läßt das „ß“ ganz wie „ff“ erklingen, wodurch auch das lange „u“ in ein kurzes verwandelt wird: also „Muffe“ statt „Muffe.“ Ohne fremde Hülfe kann man sich diesen Ausdruck gar nicht erklären. Uebrigens ist diese deutsche Bezeichnung einer geschlossenen Gesellschaft

viel vernünftiger, als die sonst beliebten, aus der Fremde geholten Ausdrücke: „Casino, Société, Resource.“ Da ich sehr hungrig war, so ergab ich mich in mein Schicksal, trotz meines zerschlagenen Körpers erst durch Libaus Straßen zu wandern, um für meinen knurrenden Magen ein Abendessen zu suchen. Die Blondine bot mir Begleitung an; doch ich erklärte mit dem Stolze eines Großstädters, daß eine Beschreibung, wie ich mich drehen und wenden müsse, genügen werde, um zu der gewünschten Muße zu kommen. Nachdem mir die Blondine die verlangte Beschreibung mit kurzen, klaren Worten gegeben hatte — sie schien mir ein äußerst praktisches Frauenzimmer zu sein —, warf ich schnell meinen Mantel um, sagte der hübschen Kellnerin beim Abschiede noch einige verbindliche Redensarten und war mit wenigen Sprüngen die Treppen hinunter.

Mein Besuch in der Libauer „Muße“.

Das von mir aufzufuchende Haus war mir in der Nähe der Wache auf dem Hauptmarkte so deutlich beschrieben worden, daß ich hätte blind sein müssen, um es nicht aufzufinden. Wie ich mich in dem Hause nicht geirrt hatte, bewies mir, daß, als ich das erste Zimmer, in das man von dem Flur aus gelangte, öffnete, ich daselbst einen Bedienten fand,

der auf Nägel, die in die Wand eingeschlagen waren, Pelze und Mäntel hing, offenbar von Herren, die sich eben durch die Flügelthüren in das eigentliche Clublocal begeben hatten. Als ich anfing, mich meines Ueberziehers zu entledigen, trat der Diener sehr höflich auf mich zu und fragte mich — er erkannte mich sogleich als einen Fremden —, ob ich zu der Gesellschaft gehöre, die eine geschlossene sei. Ich antwortete ihm, daß ich seit einer Viertelstunde erst mich des Glückes erfreue, von Libaus Mauern umschlossen zu werden, folglich auch nicht das Recht habe, mich als Mitglied irgend einer hiesigen Gesellschaft zu betrachten, daß ferner der einzige Zweck meines Kommens darin bestehe, mir ein kräftiges Abendessen und ein schönes Glas Wein für Geld und gute Worte zu verschaffen und dann in ein bequemes Bett zu steigen. Hierauf fragte er mich, ob ich irgend einen Herrn der Gesellschaft kenne. Ich mußte dies verneinen, fügte aber hinzu, daß weitere Förmlichkeiten mir durchaus überflüssig schienen, da man aus meinem Wirthshause, wo man mit den Regeln der Gesellschaft „Muße“ gewiß bekannt sein werde, mich unmöglich hierher gewiesen haben würde, wenn ich, um ein Stück Kalbsbraten und ein Glas St. Julien zu erlangen, mich zuvor einer Ballotage unterwerfen müßte. Er erwiderte, daß weiter nichts nöthig sei, als einen der Herren Vorsteher, von denen er auf meinen Wunsch sofort Denjenigen, auf den er zunächst stoßen werde, heraus-

rufen wolle, um die Erlaubniß zu bitten, mir in den Zimmern der Gesellschaft ein Abendessen serviren lassen zu dürfen. Bei der großen Artigkeit, ja Herzlichkeit, welche in ganz Rußland gegen Fremde beobachtet wird, hätten nun die Vorsteher mir gewiß mit höchster Liberalität gestattet, die Zimmer der Gesellschaft wie meine eigenen zu betrachten, aber ich würde ihre Liebenswürdigkeit unmöglich durch ein absolutes Schweigen haben vergelten dürfen. Ich hätte mich deshalb zu einer Unterhaltung angestrengt, für die meine erschöpften körperlichen und geistigen Kräfte nicht ausgereicht haben würden. Mit höflichster Miene dankte ich daher dem Bedienten für seinen guten Willen und erklärte, wie ich mir schon werde zu helfen wissen. Bald war ich wieder auf dem Marktplaze im Freien und dachte bei dem hellen Mondenschein, daß, wenn Faust des Hungers Pein gekostet hätte, er hierüber jedenfalls noch viel beredter lamentirt haben würde, als über die engen Grenzen, welche seiner Vernunft gesteckt waren, und die er mit der kühnsten Speculation nicht zu überfliegen vermochte.

Erst in der frischen Abendluft, die meinen Hunger bis zu einem schrecklichen Grade steigerte, fiel es mir ein, wie ich dem Diener in der „Muße“ gegenüber eigentlich viel stolzer und ruhiger gesprochen habe, als mir innerlich zu Muth sein durfte. Ich konnte nach den Auslassungen der blonden Kellnerin nämlich durchaus nicht auf ein Abendbrod in mei-

nem Gasthose rechnen. In niedergeschlagendster Stimmung kehrte ich demnach in mein Absteigequartier zurück.

Ich bekomme zu essen.

Als ich wieder auf meinem Zimmer angelangt war, polsterte ich mein unbequemes Sopha mit Kopfkissen aus, legte mich der Länge nach auf dieses jetzt etwas bequemer gewordene Stück Möbel aus den Zeiten der lettischen Unabhängigkeit, die bekanntlich weit früher unterging, als das griechische Kaiserthum, und ließ dann die Blondine zu mir herauf bitten. Sie erschien heiter lächelnd, und ich bemerkte ihr, daß sie bei ihrem gutmüthigen Außern gewiß nicht die Absicht habe, mich verhungern zu lassen, und daß sie deshalb in höchster Eile meinem Magen, der anfangs, jegliche Geduld zu verlieren, etwas zu essen schaffen müsse. Nachdem sie wieder etwas gelacht hatte, was ich gar nicht übel nahm, da es sie gut kleidete, erklärte sie mir, wie sie durchaus kein warmes Abendessen zu schaffen im Stande sei, wohl aber Thee, Butter und Brod, Schinken, Eier, Wurst u. s. w. Ich hemmte ihren Redefluß, da mein armer Magen bei den vielen schönen Dingen, von denen er reden hörte, sofort alle diese Herrlichkeiten zu verschlingen verlangte, und rief ihr zu: Aber, Sie Grausamste Ihres Geschlechts, warum

sagten Sie mir das nicht gleich? Warum ließen Sie mich so ohne allen Grund nach der Muße rennen? Sie entschuldigte sich damit, daß die kurländischen Herren meist mit Thee und Butterbrod nicht zufrieden wären, und sie deshalb gefürchtet hätte, mir einen Vorschlag zu machen, auf den ich doch nicht eingehen würde. Ich ermahnte sie jetzt, schnell hinunterzusteigen und mir alles aufs Beste zu besorgen, obgleich ich nicht verfehlte, ihr beim Hinausgehen nachzurufen, wie leid es mir thue, daß mein abscheulicher Appetit mich des Vergnügens beraube, ein so frisches und hübsches Mädchen immer vor mir zu sehen. Unter heiterm Lachen stieg sie die Treppe hinunter und brachte mir in gewünschter Schnelle, wie es meinem damaligen Wolfshunger vorkam, ganz vortrefflichen Thee, Schinken, Käse, und wie sonst die Dinge, heißen mögen, die meinen knurrenden Magen befriedigen mußten. Als ich meine Begierde nach Speise und Trank gestillt hatte, übermannte mich die Müdigkeit. Da ich aber nicht gut einschlafen kann, ohne zuvor im Bette gelesen zu haben, so bat ich die Blondine, ihre Liebenswürdigeit zu krönen und jetzt, da sie meinen Körper satt gemacht, auch für geistige Nahrung zu sorgen. Sie meinte, daß dies sehr schwer fallen werde, indem Herr Busse (der kleine Mann mit weißen Haaren und rother Nase betreibt nebst dem Vermiethen seiner *chambres garnies* noch einen Handel mit Materialwaaren) wohl Taback, Käse, Bier und an-

dere derartige Dinge feil habe, aber keine Lectüre. Sie versprach indeß, zu einem Nachbar zu schicken und ein Buch borgen zu lassen. Wirklich glückte es ihr, für mich einen Jahrgang der Horen zu bekommen, in welchem ich eine Abhandlung über Romeo und Julia las und bald darauf fest einschliefe.

Morgenerlebnisse.

Meine erste Nachtruhe in Rußland war eine sehr erquickliche. Als ich am Morgen erwachte, thaten mir meine Glieder zwar noch weh, aber mein ganzes Wesen hatte wieder Nerv und Haltung bekommen. Da ich immer früh aufzustehen pflege, so fleidete ich mich in meine Morgentoilette und ging von meinem Schlafzimmer in den Vorfaal, wenn man einem ausgeweißten länglichen Raum mit einem vorsündfluthigen Sopha und Stühlen, die jedenfalls schon in der Arche Noah's gestanden hatten, einen solchen vornehmen Namen geben darf. Wegen meiner Gewohnheit, sobald ich nicht arbeite, in den Zimmern umherzuspazieren, wohne ich gern groß, und um die hiesigen, ziemlich beschränkten Räumlichkeiten für meine Morgenpromenade zu erweitern, beschloß ich, das Fenster meines Schlafzimmers zum Ausgangspunkte zu nehmen, dann mich in den Vorfaal zu begeben und von da in das daran stoßende Gemach zu gehen, wo auch ein Bett aufge-

macht war, das ich natürlich leer anzutreffen hoffte. Ich begann also, in schöne Gedanken versunken, meine Wanderung. Wie groß war aber mein Schrecken, als ich das in den Salon mündende zweite Schlafzimmer betrat und einen Mann, dessen bleiches, interessantes Gesicht von einem dunklen Barte umrahmt war, tief eingeschlafen fand, so daß er mein leises Hereinkommen — ich trug Morgenschuhe mit dünnen Sohlen — gar nicht gehört hatte. Noch leiser, als ich hineingetreten war, zog ich mich zurück und beschloß sogleich, die Blondine wegen dieses Eindringlings zu interpelliren. Als ich die obersten Stufen der Treppe hinunterstieg, kam sie die ersten von unten emporgekommen, mit ihrem vergnügtesten Lächeln um den Mund. Zwar verneigte ich mich, als unsere Blicke sich begegneten, sehr artig, wie ich es einem weiblichen Wesen schuldete, aber meine Herzlichkeit von gestern war verschwunden, weil sie ein mir unbekanntes, härtiges Individuum während der Nacht hineingelassen hatte. Sie war zu flug, als daß ihr mein kälteres Wesen nicht hätte auffallen sollen, und sie begann daher, sobald sie den Kaffee auf den Tisch gestellt hatte, ihre Entschuldigung. Eigentlich habe sie gegen den neuen Gast ein Unrecht begangen, bemerkte sie klüglich, indem sie meiner bis dahin nur im Gesichtsausdrucke niedergeschriebenen Anklage zuvorkommen wollte, nämlich deshalb ein Unrecht, weil er das ganze obere Quartier ein- für allemal für sich in Beschlag genommen,

da ihn sein Amt häufig mitten in der Nacht nach Libau führe, und er dann stets eine bequeme Wohnung vorfinden wolle. Derselbe sei als Officier bei der Grenzwache angestellt, und sie habe sich nach früheren Vorkommnissen ungefähr ein Schema in ihrem Kopfe aufgesetzt, wann sein Eintreffen Wahrscheinlichkeit habe, und wann nicht. Nach ihrer Berechnung habe er die verlossene Nacht durchaus nicht kommen können, und ihr Schrecken sei deshalb kein kleiner gewesen, als es plötzlich laut an der Draußenglocke geschellt habe, und sie beim Heraus-treten seiner ansichtig geworden. Ich werde aber von seinem nächtlichen Durchschreiten des Salons nichts gehört haben, da sie ihn dringend ersucht, ja recht leise aufzutreten, indem ein Herr aus Deutschland sehr erschöpft angekommen sei und die unbedingtste Ruhe um sich herum erbeten habe. Meine verdrießlichen Stirnfalten verzogen sich allmählig, als sie mir in so strömender Rede von ihrer schlaunen Berechnung erzählte, die mir zunächst ein allerliebstes französisches Vaudeville in's Gedächtniß zurückrief, in welchem eine Mademoiselle Clozel und ein Monsieur Billars ganz vortrefflich spielten. Die Pointe dieses Stückes bestand darin, daß eine schlaue Pariser Wirthin dasselbe Quartier an ein Nähmädchen und einen Bäckergefallen vermiethet hatte, von denen der Letztere die ganze Nacht hindurch stets bei seinem Meister beschäftigt war und nur um die Mittagszeit auf wenige Stunden nach Hause kam, während um-

gekehrt die Nätherin Tagsüber außerhalb ihrer Wohnung arbeitete und nur zum Schlafen in ihr Zimmer zurückkehrte. Die Wirthin hatte auf diese Weise längere Zeit eine zweifache Miethe eingestrichen, bis endlich ihre unerlaubte List doch entdeckt ward, indem das Nähmädchen zufällig bei Tage nach Hause kam und dort den Bäckergefallen antraf, der sich eben Cotelettes braten wollte. Man erräth leicht, daß nun ein Zanfduett erfolgte, jeder seinen Miethschein hervorsuchte, die Wirthin hereinrief und ihr denselben unter die Nase hielt. Da aber Baudevilles bekanntlich nie tragisch enden, und der Bäckergefell und das Nähmädchen Beide sehr schmucke, junge Leute waren, so verlobten sie sich stracks.

Durch die Erinnerung an meine so heiter verbrachten Abende im französischen Theater ward ich überaus guter Laune, so daß ich die blonde Kellnerin mit unangenehmen Redensarten gänzlich verschonte und bald ein nicht minder freundliches Gesicht machte, wie sie es mir zeigte.

Während ich mir Kaffee einschenkte und etliches Gebäck verzehrte, suchte ich die Blondine, wie am verflossenen Abend, in eine zwanglose Unterhaltung zu verflechten, was bei ihrer großen Sprechlust nicht die geringste Schwierigkeit hatte. Sie erzählte mir unter anderm, daß der junge Officier mit dem bleichen, interessanten Gesichte, der im Nebenzimmer schlief, ein Graf Mengden sei. Derselbe befehligte eine Abtheilung Soldaten, welche längs der

preußischen Grenze bei Tag und Nacht umherstreifen müßten, um dem frechen Eindringen der jenseitigen Schmuggler zu wehren. (Daß die preußischen Schmuggler mit unbegreiflicher Kühnheit, in großer Anzahl und gut bewaffnet, namentlich während der Kriegsjahre 1854 und 1855 meilenweit in Rußland hineinzudringen pflegten, wird wol den meisten Lesern durch die Zeitungen bekannt geworden sein.)

Da mir viel daran lag, mich nicht in mein Schlafzimmer zurückziehen zu müssen, so fragte ich die Kellnerin, ob der Officier auch Ansprüche auf den Salon erheben werde, oder ob ich mich als den alleinigen Besitzer desselben betrachten dürfe. Die Blondine meinte, daß, da der Officier in der Nacht sehr spät angekommen sei, so werde er wahrscheinlich bis tief in den Morgen hinein schlafen und dann sogleich zu seiner Frau hinabsteigen, die unten ihre Zimmer habe. Nach dieser Erklärung glaubte ich mich berechtigt, in dem Vorsaale nach meinem Belieben schalten zu dürfen, und holte deshalb meine Schreibmappe hervor, weil ich meiner Mutter und einigen andern Personen von meiner bis dahin glücklich vor sich gegangenen Reise ausführliche Nachrichten geben wollte.

Ich trank schnell meine letzte Tasse Kaffee aus und besinne mich nicht, daß mir damals an diesem Getränke, von dem ich ein ebenso großer Freund, wie vom Thee, bin, irgend etwas aufgefallen wäre. Indesß mochten auch die ganz neuen Umgebungen,

in denen ich mich befand, so meine Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, daß mir für ein kritisches Kosten der mir dargebotenen Speisen und Getränke keine Besinnung übrig blieb. Später, als ich mich längere Zeit in dem Gasthose aufhielt, merkte ich allerdings, daß Kaffee und Thee einem verwöhnten Gaumen durchaus nicht genügen konnten. Vor allen verdroß es mich, daß man mir mein Lieblingsgetränk so farg gemessen brachte. Für meine Neigung zum Kaffee habe ich an Voltaire eine Entschuldigung, der, wenn ich nicht irre, den Tag über sechzehn bis achtzehn Tassen dieses köstlichen Getränks mit dem größten Behagen ausschürfte. Guter Kaffee, den man ohne Zucker und Sahne trinkt, ist das Einzige, was man an der Türkei loben kann. Ich begreife nicht, daß Frau von Sévigné dem herrlichen Mokka keinen Geschmack abgewinnen konnte. Hätte sie meinen Libau'schen Kaffee getrunken, so würde sie zu ihrer Geringschätzung Grund gehabt haben

Als ich bei meiner Pilgerung durch Kurland einem Baron von Treyden, der zu den sehr würdigen Edelleuten dieser Provinz gehört, — er ist ein Mann von altem Schrot und Korn — meinen Besuch abstattete, schilderte ich ihm in humoristischer Weise meine mannigfachen Entbehrungen, die ich bei der sonst so niedlichen Blondine und dem wackern Herrn Busse zu erdulden gehabt. Da auch er von Zeit zu Zeit nach Libau fuhr und in demselben Gasthose ab-

stieg, wo ich gewohnt hatte, so waren alle komischen Einzelheiten, die ich durchgemacht, von keinem geringen Interesse für ihn. Plötzlich rief er lachend aus: „Aber, was sagen Sie zu der halben Tasse Kaffee, die man dort zu trinken bekommt?“ Ich antwortete ihm, daß ich den ersten Morgen diese Wahrnehmung allerdings zu meinem nicht geringen Schrecken gemacht, daß ich aber diesem Uebelstande für die Folgezeit sofort durch die Erklärung abgeholfen habe, sie möchten auf meine Rechnung so viele Portionen Kaffee schreiben, als ihnen beliebe, aber zwei volle Tassen müsse ich mindestens haben.

Doch ich kehre von meinem Ausfluge auf das kurische Land, den ich eben in Gedanken unternommen, und von dem sehr geschätzten Baron Treyden in meinen Libauer Salon zurück, wo ich mit schneller Feder einige Briefe schreibe. Es mochten wol andert- halb Stunden, während ich meiner Correspondenz oblag, verflossen sein. Inzwischen war ein russischer Soldat durch den Salon gegangen, um seinem Officier Kaffee zu bringen und ihm beim Anziehen zu helfen. Der Soldat starrte mich an, nahm aber weiter keine Notiz von mir. Nach einer halben Stunde kam der Graf Mengden in voller Uniform aus seinem Schlafzimmer, um, wie ich wol mit Recht vermuthete, zu seiner Gattin hinunterzusteigen. Ich erhob mich etwas vom Sopha, und wir erwiesen uns diejenige Höflichkeit, wie sie sich zwei Männer schulden, die sich sofort gegenseitig als Gentlemen er-

fennen. Als ich meine Briefe vollendet, ging ich mit besonderem Eifer an meine Toilette, weil ich aus Erfahrung wußte, daß ein Fremder in kleinen Städten mit Argusaugen betrachtet wird. Eben als der Barbier mich eines mehrtägigen Bartwuchses entledigte, trat der Assessor von Rolde ein, der so freundlich war, meinem ihm angemeldeten Besuche zuvorzukommen. Auf seine Autorisation ließ ich den Bartkünstler sein Geschäft zu Ende bringen und war, nach Vollendung meiner Toilette, mit dem gemüthlichen, herzigen Manne bald in einem lebhaften Gespräche begriffen.

Der Assessor von Rolde bot sich mir in sehr verbindlicher Weise zum Cicerone durch Libau an, was ich dankbarst acceptirte. Als ich schnell Hut, Handschuhe und Stock aus dem andern Zimmer geholt und mit dem überaus höflichen Herrn von Rolde einen, endlich siegreich von mir bestandenen Kampf wegen des Vortritts gehabt hatte — ich hätte es nimmer über das Herz gebracht, dem weißhäuptionen Manne voranzugehen — stieg ich mit ihm die Treppe hinunter und überließ mich, unten auf der Straße angelangt, seiner gefälligen und einsichtsvollen Führung.

Die Seestadt Libau.

Wenn es dem freundlichen Leser jetzt recht wäre, so möchte ich ihn ersuchen, mir auf meiner Wan-

derung durch Libau die Ehre seiner Begleitung schenken zu wollen.

Die Sonne scheint zwar freundlich, aber wir sind erst im April und unter einem hohen Breitengrade; der Wind bläst scharf vom Meere her, und ich rathe dem geehrten Leser deshalb, sich einen Pelz anzuziehen, um mich in aller Gemüthlichkeit durch die Straßen Libaus begleiten zu können. Was mich betrifft, so verschmähe ich, obschon keineswegs eine abgehärtete Natur, mich ganz und gar von dem Felle eines wilden Thieres umschließen zu lassen; mein leichter, grauer Mantel genügt mir. Die Kurländer sind stets erstaunt, wie die Fremden, womit sie die aus wärmeren Klimaten gekommenen bezeichnen, im ersten Jahre die Kälte viel besser aushalten können, als die Eingeborenen. Im zweiten Jahre sollen die Fremden aber mit großem Verlangen nach dem Pelze greifen, und wenn ein neuer Winter in's Land kommt, bei dem Kürschner sich auf's Angelegentlichste erkundigen, welche Schutzmittel man noch ferner gegen die abscheuliche Kälte anwenden könne. Da heute die Sonne so hell, wenn gleich nicht warm scheint, so schäme ich mich fast meines grauen Mantels; ich komme mir sehr großväterlich darin vor. Wenn der geehrte Leser aber gefälligst darauf achten will, wie die meisten Libauer noch tief in Pelze vergraben sind, so schwindet das unangenehme Gefühl einer Selbstverzärtelung. Doch nun, da wir eine Menge Straßen durchrannt sind,

sagen Sie mir gefälligst, mein liebenswürdiger Begleiter, welchen Gesamteindruck die Stadt auf Sie gemacht hat. Ist sie nicht sehr freundlich? Gefallen Ihnen nicht die breiten, heitern Straßen? Achten Sie auf die Bauart! Die Häuser sind meist nur von einem Stock mit einem Giebel darauf. Sollten Sie etwa eine Reise durch England gemacht haben, so wird Ihnen einfallen, daß die Häuser in Chester meist aus demselben Material bestehen, wie die in Libau, nämlich aus Holz. Nur ist der Unterschied zwischen der englischen und kurländischen Stadt, daß die erstere einen sehr alterthümlichen, die letztere einen sehr jungen, frischen Eindruck macht. Auch sind die Häuser in Chester mit geringen Ausnahmen mehrere Stockwerke hoch. Worin Libau wieder Ähnlichkeit mit einer englischen Stadt hat, das ist einmal der Eindruck des Saubern und Reinlichen — was freilich in Albion weniger für die Seestädte, als für die kleinen Landstädte und Badeörter gilt, die von Fabriken nicht eingeräuchert sind — und dann treffen Sie hier die ebenfalls England kennzeichnende Eigenthümlichkeit, daß die meisten Häuser nicht mehreren Familien, sondern nur einer einzigen, zur Wohnung dienen. In Bremen und Toledo ist dieselbe Erscheinung charakteristisch. Das Bestreben des Engländers, womöglich sein Haus für sich allein zu haben, theilen auch die wohlhabenden Familien Libaus. Würden sie sich nun auf Häuser mit mehreren Stockwerken steifen, so möchten

ihre Vermögensverhältnisse, die meistens mittlere, aber keine glänzenden sind, ihnen wohl nicht gestatten, dem Wollen auch das Vollbringen folgen zu lassen. Da aber ein einstöckiges Haus mit einem Giebel darauf nicht sehr viel Geld kostet, so können sie diese, nach meinem Dafürhalten überaus richtige Ansicht ohne Gefährdung ihrer Börse durchführen. Uebrigens dehnen sich die Libau'schen Wohnungen meist sehr lang nach beiden Seiten der Hausthür hin, so daß man rechts und links eine stattliche Reihe von Zimmern antrifft. Die Straßen führen ganz dieselben Namen, wie in Deutschland. Man findet eine Große-, Holz-, Katholische-, Kauf-, Kraut-, Schmiede-Straße u. s. w. Auch Gassen trifft man hier an. Freilich sind diese dann auch entschieden enger und mit weniger guten Häusern besetzt, als die eigentlichen Straßen. In Dresden und Frankfurt am Main heißen oft Straßen mit sehr schönen und stattlichen Häusern „Gassen“. Für Libau fällt mir die Schreiber- und die Fisch-Gasse ein. Meiner Gewohnheit gemäß bin ich nämlich die ganze Stadt mehreremale durchrannt, um ein recht anschauliches Bild von ihr mit fortzunehmen. Die einzige Straße Libaus, für die ich kein Analogon in Deutschland weiß, ist die Fromme-Straße. Die Libau'sche führt sehr passend ihren Namen, weil sie längs der Petri'schen Kirche sich hin erstreckt, und der würdige Geistliche dieser Gemeinde, der Pastor Rottermund, in ihr wohnt. Auch befindet sich in derselben Straße

ein schönes, massives Gebäude, in welchem den Invaliden des Arbeiterstandes eine Zufluchtsstätte geboten wird. Es steht unter dem Patronat der regierenden Kaiserin, Maria Alexandrowna, und heißt nach ihr „Marien-Armenhaus“. Sie sendet jährlich zur Unterstützung dieses, die Armen an ihrem Lebensabende liebevoll aufnehmenden Instituts eine Summe Geldes aus St. Petersburg, deren Betrag ich nicht genau anzugeben vermag, die aber bei den ungeheuren Ansprüchen eines Riesenreiches an die kaiserliche Wohlthätigkeit unmöglich sehr groß sein kann. Bei der echt landesmütterlichen Gesinnung der edlen kaiserlichen Frau, die in ihrem schönen, weiten Herzen für Jeden ihrer vielen Millionen Unterthanen ein Plätzchen hat, fordert sie alljährlich einen genauen Bericht ein über die Anzahl der aufgenommenen Armen, über die Beschaffenheit ihrer Wohnungen, die Nahrhaftigkeit der ihnen gereichten Speisen, über die ihnen zu Theil werdende Seelsorge: kurz, Nichts entgeht ihrem hellen, durch die Liebe geschärften Blicke. Unter der Regierung eines so menschenfreundlichen Kaiserpaares, wie Alexander und Marie, stehen Rußland segensreiche Jahre bevor. Gott erhalte sie ihren Völkern recht lange und bewahre ihnen die edle Humanität, die schönste Perle in ihrer demantstrahlenden Czarenkrone!

Außer der „Frommen-Straße“ ist mir die Herren-Straße in Libau aufgefallen. Wenn ich nicht irre, findet man in Berlin eine Junker-Straße, obgleich

die freisinnigen Bewohner dieser Hauptstadt der Intelligenz auf Junkerthum sehr wenig gut zu sprechen sind.

Die Große-Straße in Libau ist unbedingt die längste, breiteste und mit den besten Häusern besetzte des ganzen Ortes. Viele von den Gebäuden dieser Straße haben zwei Stockwerke. Man sieht hier häufig Wappen aushängen, nämlich an den Häusern der Consuln, welche die handeltreibenden Völker hier angestellt haben. Da ich zur Kriegszeit in Libau war, so hatten der englische und der französische Consul natürlich ihre Wappen hereingenommen und wahrscheinlich auf den Heuboden hingestellt. Ich besuchte während meines Aufenthaltes in Libau keine Gesellschaften, weder die des Adels noch des Bürgerstandes. Daß ich keine allzu große Lust hatte, mich in die Kaufmannskreise zu wagen, wird man begreiflich finden, wenn ich später eine Kampfszene zwischen dem Consul Hagedorn und einem Engländer zu schildern versuche. Aus einem Grunde habe ich nun doch bedauert, mit den Libauer Kaufleuten nicht in Berührung gekommen zu sein. Da mich nämlich Schönheit und Anmuth der Damen stets bezaubert, und man mir später von verschiedenen Seiten erzählte, daß der englische Consul, Herr Schnobel, eine sehr hübsche Frau habe, freilich schon über den ersten Lenz hinüber, aber noch immer sehr fesselnd und anziehend, so wäre ich gern mit dieser Familie zusammengetroffen. Die Consulin Schno-

bel war keine Kurländerin von Geburt, sondern ihr Mann hatte sie aus England heimgeführt. Als man mir ihr Vaterland angab, bestritt ich ihre Schönheit keinen Augenblick, wohl aber ihre Grazie. Diese erklärte man mir dadurch, daß sie unter den Tropen groß geworden sei und von den Creolinnen die bezaubernden Bewegungen und die malerischen Stellungen sich angeeignet habe. Auch dies schien mir plausibel, und mir fehlte demnach jeglicher Grund, der Frau Consuln Schnobel Schönheit oder Grazie abjudisputiren.

Uebrigens war zu meiner Zeit die eigentliche Gesellschaftslust in Libau ganz erstorben, da die strenge Blockade der Engländer jeden Handel unmöglich machte, und deshalb die meisten Familien sich zu Einschränkungen genöthigt sahen. Als ich im Februar des Jahres 1856 Libau wieder berührte, fand ich die Physiognomie der Stadt viel heiterer. Der ungewöhnlich milde Winter hatte nämlich kein Eis an der Küste gebildet, und der langverödete Hafen lag voll achtundzwanzig stattlicher Rauffahrtsschiffe. Die Libauer waren dieses Trostes umso mehr bedürftig, als ihnen durch die englisch-französische Blockade in den verflossenen zwei Jahren nicht nur der Handel zerstört worden, sondern auch die Badegesellschaft ausgeblieben war. Es ist nämlich diese freundliche Seestadt ein Lieblingsbadeort der Ostseeprovinzianer. Nun aber wollte in den Jahren, wo die englischen Kriegsschiffe vor dem Hafen lagen,

kein Mensch nach Libau kommen, da man alle Augenblicke irgend einen brutalen Streich John Bulls befürchtete. Einen Schreckenstag, den die Engländer den armen Libauern im Frühling des Jahre 1854 bereiteten, werde ich in einer besondern Schilderung zur Anschauung zu bringen suchen.

Ob die Stadt Libau, die in Chroniken häufig mit einem „e“ geschrieben wird, von Letten oder von Deutschen gegründet sei, das mögen die Gelehrten entscheiden. Woher der Name komme, darüber findet man viele und zwar sehr von einander abweichende Angaben. Nach einem Berichte, den ich in der „kurländischen Kirchengeschichte von Letsch“ antraf, hätten Deutsche den Ort gegründet und bei ihrer Anfrage an die Landesherrschaft, ob sie sich hier niederlassen dürften, den freundlichen, aber kurzen Bescheid bekommen: „Ihr Lieben baut,“ woraus durch Abkürzung der Name „Libau“ entstanden sei. Hiernach wäre es richtiger, Libau mit einem „e“ zu schreiben, was aber gemeiniglich nicht geschieht. Andere leiten den Namen, „Libau“ von dem Flusse Liba ab, der hier in das Meer mündet. Paul Einhorn, der über kurländische provinzielle Verhältnisse viel Merkwürdiges und Fesselndes mittheilt, giebt dem Namen „Libau“ unbedenklich einen lettischen Ursprung und behauptet, daß er aus dem Worte „Leepaja“ entstanden sei, was einen Ort bedeutet, wo Linden stehen. Einhorn erzählt,

daß zu seiner Zeit noch hochbetagte Leute sich der vielen Linden erinnerten, die früher in Libau aller Orten gestanden hätten. Die lettisch sprechende Bevölkerung des Landes heißt Libau noch heute „Leepaja“, wie sie Mitau Jelgawa nennt. Die abgeschmackteste Erklärung des Namens „Libau“ ist wohl die gewaltsame Ableitung vom römischen Admirale Scribonius Libo. Ich erwähne dies bloß, um zu zeigen, wohin durch zu vieles Studiren blind und vernagelt gewordene Gelehrte gerathen können. Wollte ich den geehrten Leser mit dem mir bekannten etymologischen Unsinn unterhalten, derselbe würde in einer einzigen Stunde graue Haare bekommen, wie die arme Marie-Antoinette in einer einzigen Nacht. Da man bei unentschiedenen Behauptungen über Dinge der Vergangenheit gut thut, der Geschichte durch Heraldik, Sphragistik und Numismatik zu Hilfe zu kommen, so habe ich mir das Wappen der Stadt Libau angesehen und gefunden, daß es einen Lindenbaum, der auf lettisch „Leepa“ heißt, ich weiß nicht gleich in welchem Felde zeigt, und einen Löwen zum Schildhalter hat. Mir scheint demnach der Ursprung des Namens „Libau“ durch Paul Einhorn am Besten erklärt worden zu sein.

Daß schon im dreizehnten Jahrhunderte Deutsche in Libau gewesen, erhellt deutlich aus mehreren Urkunden.

Libau, welches die südlichst gelegene Seestadt

Rußlands am baltischen Meere ist, wäre gewiß längst schon zu einem Kriegshafen gemacht worden, wenn nicht die vielen Sandbänke, die sich rings um die Küste lagern, diesem Vorhaben große Hindernisse in den Weg legten. Die Regierung von St. Petersburg hat jetzt auf Windau ein Auge geworfen und im Jahre 1856 dorthin Seeofficiere gesandt, die sich durch Ausmessungen überzeugen sollten, ob hier vielleicht ein bequemer Kriegshafen in's Leben zu rufen sei. Libau hat durch seine verhältnißmäßig südliche Lage den Vortheil, daß sein Hafen viel früher vom Eise frei wird, wie der Riga'sche und der von St. Petersburg. Es hat vor der baltischen übermächtigen Rivalin oft einen Vorsprung von drei, vor der russischen Capitale zuweilen von sechs Wochen. Der Handel Libaus würde übrigens weit größere Dimensionen erlangt haben, wenn nicht alle baltischen Seestädte dedeutend zu Gunsten von St. Petersburg benachtheiligt wären und viele Producte nicht einführen dürften, die so zu einem Monopol für die Hauptstadt gemacht werden. Trotz dieses Hemmschuhs ist Libau nach Riga die bedeutendste Handelsstadt der russischen Ostseeprovinzen geworden und läßt Pernau, Reval, Narwa, Abo, Helsingfors bedeutend hinter sich. Diese Bevorzugung von St. Petersburg scheint mir ebenso ungerrecht wie unpolitisch zu sein. Warum gewaltsam die Menschen in eine große Stadt sammelndrängen, von wo aus bei schlechten Ernten oder politisch

aufgeregten Zeiten stets der Zunder der Empörung über das Land fliegt? Wahrhafte Monarchisten dürfen das übermäßige Anwachsen der Hauptstädte gar nicht wünschen. Da St. Petersburg schön und groß genug ist, folglich das Bevorzugen durchaus nicht nöthig hat, das eine Menge von Kaufleuten mit ihrem beträchtlichen Anhang zwingt, sich dort niederzulassen; da ferner der Gerechtigkeit athmende Sinn des gütigen Alexander II., der seine Liebesstrahlen über alle seine Unterthanen in gleicher Wärme ergießt, Privilegien, die keinen weisen Zweck haben, entschieden abhold ist, so darf Libau hoffen, daß ihm bald ein unbeschränkter Import werde gestattet werden. Das Kapital, welches Libau im Handel beschäftigt, soll etwas über sechs Millionen Rubel Silber betragen. Eigentliche Größfisse findet man unter den hiesigen Kaufleuten nicht.

Ich bin mehreremale in den Libau'schen Hafen gegangen, um die Behauptung Kohls, daß die hiesigen Lootsen plattdeutsch sprechen, einer Probe zu unterwerfen. Leider bin ich auf keinen Lootsen gestoßen und konnte so keine Unterhaltung in jenem Dialekte anfangen, der durch den Quickborn der unverdienten literarischen Vergessenheit entrissen ist. Sogar in Riga und Reval sollen die meisten im Hafen beschäftigten Personen plattdeutsch sprechen.

Die Rhederei Libaus ist ebenfalls durchaus nicht von winzigen Dimensionen. Ich kann nicht gleich genau angeben, wie viele Schiffe die hiesigen Kauf-

leute auf dem Meere schwimmen haben, aber ihre Zahl ist nicht unbeträchtlich. Ich glaube, daß Libau das reiche Riga sogar an Besitz eigener Schiffe übertrifft. Ueber alle diese Materien las ich das Erforderliche genau nach, sammelte auch die nöthigen Notizen, weiß aber fataler Weise nicht, in welchem Winkel meines Reisekoffers ich mein statistisches Material geborgen habe und muß deshalb nach dem Gedächtnisse angeben, das häufig irreleitet.

Da ich hier nun doch einiges Statistische über Libau geben muß und dem Leser diesen etwas trockenen Gegenstand, etwa die in den Conditoreien Norddeutschlands bekannte Sandtorte, nicht ganz ersparen darf, so will ich gleich in größtmöglicher Kürze damit verbinden, was in dieser Materie über Kurland zu sagen sein möchte.

Von den Städten des früheren Herzogthums, jetzigen Gouvernements, Kurland hat Mitau allein mehr als zwanzigtausend Einwohner, Libau erreicht zehntausend, alle übrigen kommen nicht über fünftausend herüber. Die kurlischen Städte mögen ihrer Bedeutung nach wohl so auf einander folgen: Mitau, Libau, Goldingen, Windau, Hasenpoth, Talsen, Tuccum, Bauske, Grobin. Die Einwohnerzahl ganz Kurlands ist eine für das Areal von fünfhundert Quadratmeilen recht schwache. Nach dem Verhältnisse Belgiens müßte es über vier Millionen Einwohner haben, während es nicht ganz 550,000 zählt, als auf jeder Quadratmeile wenig über Tausend.

In Belgien kommen oft auf eine Quadratmeile vierzehntausend Einwohner, ebenso in den gesegneten Fluren der Lombardei. Wenn ich oben für Kurland 500 Quadratmeilen angab, so richtete ich mich dabei nach der Belehrung von Männern, die über ihre Provinz gut unterrichtet sind und diese Zahl als das Resultat der neuesten Ausmessungen anführten. Berghaus giebt für Kurland 497 Quadratmeilen an, Dr. Benjamin Ritter nur 473 Quadratmeilen und 459,000 Einwohner. Der geehrte Leser ersieht hieraus, wie selbst über europäische Länder noch sehr abweichende Angaben vorkommen. So führt Ritter Windau mit 1200 Einwohner an, was entschieden zu wenig ist. Bei Gelegenheit dieser Stadt will ich doch des Windau-Kanals gedenken, welcher die Windau mit der Dubissa verbindet. Für das Kanalwesen sind in Rußland sehr schätzbare Anstrengungen gemacht. Es steht in dieser Hinsicht nur hinter England und Frankreich zurück, alle übrigen Länder übertreffend. So ist z. B. die Ostsee mit dem kaspischen und schwarzen Meere durch Kanäle verbunden.

Wenn aus den statistischen Angaben erhellt, daß Kurland nicht an Uebervölkerung leidet, so wird es doch bald seine Population sich heben sehen, da der Adel den Anfang gemacht hat, einen freien Bauernstand zu schaffen, und zwar dadurch, daß er ihm Land in Pacht giebt. Es soll bei einzelnen Bauern schon ein erfreulicher Wohlstand an den Tag treten.

Von den zehntausend Einwohnern nun, die ich oben für Libau angab, sind der Adel, der Kaufmannsstand und die Handwerker Deutsche, während die dienende Bevölkerung meist aus Letten besteht. Da Libau eine Handelsstadt ist, so dominirt natürlich daselbst der Kaufmannsstand. Der Adel ist sehr schwach vertreten; seine Mitglieder, die hier wohnen, sind meist nicht reich. Der einzige Edelmann, der während meiner dortigen Anwesenheit ein großes Haus ausmachte, wozu er durch sein bedeutendes Vermögen auch aufgefordert wurde, war ein Baron von Dellingshausen, der übrigens in Libau nur einen vorübergehenden Aufenthalt genommen hatte, aber ursprünglich aus Esthland stammte. Er hatte das schönste Haus der Stadt gemiethet, und es versammelten sich bei ihm an einem bestimmten Tage in der Woche alle durch Geburt oder Geist ausgezeichneten Personen, die Libau in seinem Schooße birgt, und deren Zahl nicht allzu groß sein mag. Wie es hieß, herrschte in seinen Circeln ein sehr feiner und angenehmer Ton. Man bot mir an, mich bei ihm einzuführen, was ich aber dankend ablehnte, da ich voraussehen konnte, daß ich eine hinlängliche Menge liebenswürdiger Leute in den Ostseeprovinzen kennen lernen werde. Ich wollte mich aber durch allzu große Sympathien nicht an den Norden fetten lassen, indem es, wenn es der Himmel vergönnt, meine Absicht ist, den schönen,

farbenduftigen Süden zu meinem bleibenden Aufenthalt zu wählen.

Wenn ich die Stadt Libau recht ausführlich behandle, so geschieht es deshalb, weil sie, wenn auch der Größe und Einwohnerzahl nach die zweite der Provinz, doch durch die Freundlichkeit der Bauart und des Aussehens entschieden den ersten Platz verdient. Man fühlt sich gleich heimisch und wohl in Libau. Aber Schattenseiten finden sich daselbst natürlich auch, wie überall, auf dieser unvollkommenen Erde. Zuerst muß ich über das Straßenpflaster dieser sonst so löblichen Stadt seufzen, das furchtbarste, was je die Füße armer Sterblichen gequält hat. Jeder Libauer muß an jedem Fuße mindestens zwanzig Hühneraugen haben. Daß meine bis dahin glücklich davor bewahrt gebliebenen Füße auch in Libau dieser quälenden Hornhaut entgingen, verdanke ich meinem seltenen Betreten dieses unverantwortlichen Straßenpflasters, das die Väter der Stadt dermaleinst nicht werden verantworten können. In vielen bedeutenden Städten Europas ist übrigens das Straßenpflaster fast ebenso schlecht. In Libau fließen doch mindestens die Gassen nicht mitten in der Straße, wie dies in Stralsund und Constantinopel der Fall ist.

Ein anderer Uebelstand Libau's ist das gelb aussehende Trinkwasser, das nur an wenigen Stellen der Stadt in gewünschter Klarheit gefunden wird. Es erinnert an das schmutzig gelbe Wasser

des Mississippi, dessen Ida Pfeiffer im vierten Theile ihrer „zweiten Weltreise“ gedenkt, nicht minder an das Tiberwasser Roms. Vielleicht, daß es sich zu Ehren des römischen Admirals Scribonius Libo so gelb gefärbt hat, von dem, wie ich schon anführte, vernagelte Gelehrte alberner Weise behaupten, er sei nach der Schlacht bei Pharsalus — bekanntlich weiß man nicht so recht, wo er geblieben ist — in den Norden gerathen und habe die Stadt Libau gegründet, die sich dann pflichtschuldigst mit seinem Namen geschmückt. Merkwürdiger Weise schöpft man das klarste Wasser aus dem Brunnen, der dicht bei dem Wohnhause des katholischen Pfaffen liegt. Im Allgemeinen kann man der geistlichen Miliz des Papstes nicht vorwerfen, daß sie zur Klärung des Trüben und zum allmäligen Verschwinden des lieblichen Hellsdunkels beigetragen habe. Wenn katholische Buchstabengläubigkeit, der sich freilich das orthodoxe Lutherthum zugesellt, nicht von dem Wahne läßt, daß die Sonne stillgestanden auf Befehl eines alttestamentlichen Streiters, so möchte der Ultramontanismus der Jetztzeit die Sonne ganz vom Himmel verschwinden machen und der Menschheit bei der dadurch entstehenden Finsterniß kein anderes Licht gönnen, als das feiste Mondgesicht des heiligen Vaters, der trotz seines täglichen Billardspiels noch immer nicht mager werden will.

Gegen die Behauptung Kohls, daß man das so eben besprochene Trinkwasser, um es genießbar zu

machen, durch ein Sieb lassen müsse, protestiren alle Libauer mit großer Indignation und seltener Einstimmigkeit. Ob der Geschmack ebenso wenig angenehm, wie das Aussehen einladend ist, vermag ich nicht zu entscheiden, da ich es nie getrunken habe. Der Vermuthung nach muß es recht schlecht sein, da bekanntlich das Trinkwasser der meisten Küstenstädte nicht viel taugt. In Betreff Barcelonas macht Hackländer dieselbe Bemerkung.

Ebenso wie die Libauer dagegen Verwahrung einlegen, daß sie ihr Trinkwasser nur vermöge der Durchlassung durch ein Sieb genießbar machen können, mit nicht minderm Eifer protestiren sie gegen Kohls Behauptung, daß sie den See, der bei seiner Mündung in's Meer ihren Hafen bedeutend vertieft und ihnen deshalb sehr werth ist, „das kleine Meer“ nennen, gleich den Tarentinern, die bekanntlich von einem Mare piccolo sprechen, das man nach allen Seiten hin auf das Bequemste übersehen kann. In Aranjuez macht man es aber am aller schlimmsten — freilich muß man bei der bombastischen Ausdrucksweise der Spanier stets darauf gefaßt sein, daß sie die gewöhnlichsten Dinge mit den hochtönendsten Redensarten bezeichnen — in Aranjuez nun nennt man einen ganz bescheidenen Teich „das Meer von Antigola.“ Die Libauer dagegen versichern, daß sie nur einen bescheidenen „Libau'schen See“ kennen und sich auf hochtrabende Redensarten gar nicht einlassen.

Der Libau'sche See wird durch die Barthau oder

Barthau gebildet, die einer der beträchtlichsten Flüsse Kurlands ist, in Litthauen entspringt, und bevor sie bei Libau ein zwei Meilen langes und über eine halbe Meile breites Wasserbecken bildet, schon vorher der Papelsee ihren Ursprung gab. In dieser wimmelt es ebenso von Fischen, wie in den meisten kurlischen Städten von Juden, was eins der Geschenke ist, welches man der früheren Zusammengehörigkeit mit Polen verdankt.

Ob nun dies von der Barthau gebildete Wasserbecken „Libauer See“ oder „kleines Meer“ genannt wird, mögen die zankenden Parteien unter einander ausmachen. Zulezt, dünkt mir, müssen die Libauer dies besser wissen, als Kobl.

Wenn ich jetzt von der guten Stadt Libau Abschied nehme, so geschieht es nur auf kurze Zeit und nicht auf Rimmerwiedersehen. Ich werde nämlich zu ihr zurückkehren, um die Badefaison von 1856 zu besprechen, während der ich mich für einige Wochen in die Fluthen der an dem Libauer Strande sehr kalten Ostsee tauchte. Leider trugen die von mir so heroisch, bei strömendem Regen und grimmigem Sturme, genommenen Bäder nicht im Geringsten dazu bei, mir von einer Krankheit zu helfen, die ich mir wahrscheinlich durch das nordische Klima zugezogen, und die deshalb so gewaltige Proportionen angenommen hatte, weil ich sie in ihrem Entstehen zu bekämpfen unterließ. Mein spätes Einschreiten gegen mein Uebel hatte den Grund, weil ich gegen-

über dem Stoicismus, mit dem die Nordländer, gleich den Helden in den Kriegen, körperliche Schmerzen ertragen, nicht allzu weichlich erscheinen wollte. So ließ ich lange einen Besuch von Schmerzen in meinem Innern glühen und brennen, ohne daß meiner muntern Unterhaltung und meinem heitern Gesichte irgend etwas anzumerken gewesen wäre.

Doch ich eile jetzt hinaus auf das Land und in die harzduftenden Wälder, um in den Mutterarmen der Natur meine körperlichen Schmerzen, für Augenblicke wenigstens, zu vergessen.

Der guten Stadt Libau gebe ich beim vorläufigen Abschiede den Rath, sich besseres Straßenpflaster anzuschaffen, damit die französischen Ingenieure, die zum Abstecken der Eisenbahn bald in ihre Mauern kommen, nicht allzusehr klagen und stöhnen und mit dem Spotte ihrer Nation nicht ein Heer von Hühneraugen als nordische Errungenschaft mit in die Heimath zurückbringen mögen.

Sollten die windigen französischen Ingenieure allzusehr über Dich herfallen, Du gute Stadt Libau so wird Dein ehrbarer deutscher Freund Dich und Deine wackern Bürger vor Unglimpf zu schützen wissen.

Doch jetzt lebe wohl, Du gute Stadt! Auf ein baldiges Wiedersehen!

Der Zeltseuer Park.

Ich vergaß, bei Gelegenheit der freundlichen Stadt Libau zu erwähnen, daß dieselbe auch einen Dichter aufzuweisen habe, der Rudolf Schley heißt. Dieser ist königlich schwedisch-norwegischer Consul und feiert seit fünf und zwanzig Jahren und länger jedes irgendwie bedeutende Ereigniß Libau's und der Provinz Kurland.

Ich habe mit rühmlichster Ausdauer die sämtlichen, nicht wenig zahlreichen Gedichtsammlungen des Herrn Consuls Schley vor mein kritisches Forum gezogen, aber in denselben nichts gefunden, das der Mittheilung an meine deutschen Landsleute werth gewesen wäre. Wenn ich während dieser wenig erquicklichen Lectüre oft seufzte und stöhnte, so zeugte dies allerdings von einer geringen Duldungskraft und einem wenig ausgebildeten Resignationsvermögen. Ich hätte mir das große Beispiel von Gerwinus vergegenwärtigen sollen, der die Mühe nicht scheute, „um den Umfang der mittelalterigen Literatur zu bemeistern, sich mit Ausdauer durch endlose Werke zu schlagen, von deren Wichtigkeit man auf dem ersten Blatte überzeugt wird.“

Eine der Gedichtsammlungen des Herrn Consuls Schley ist der Baronin Korff, gebornen Gräfin Keyserling, gewidmet. Da mir der letztere Name aus Deutschland her bekannt war, so erkundigte ich mich, ob diese Baronin Korff vielleicht eine Ber-

wandte der Linie Keyserling sei, die wegen der Grafenschaft Rautenburg einen erblichen Sitz im preussischen Herrenhause hat. Hierüber konnte man mir nun freilich keine Auskunft geben, aber alle Menschen erschöpften sich mit seltener Einstimmigkeit in das reichste Lob, das sie den Tugenden der Baronin Korff und ihres Gemahls spendeten. Leider kam der Nachsatz, daß Beide vor einigen Jahren gestorben seien. Dies betrückte mich aufrichtig, da ich ausgezeichneten Persönlichkeiten gern meine Hochachtung und Verehrung bezeuge und gewiß mich bemüht haben würde, die Bekanntschaft des Korff'schen Ehepaars zu machen. Man erzählte mir, daß das Gut Telszen, welches ich in den Gedichten von Schley, als der Baronin Korff gehörig, erwähnt fand, unfern der großen Straße liege, die von Libau nach Mitau führt; man berichtete mir ferner, daß die Libauer nach dem hübschen Parke von Telszen Vergnügungsfahrten zu machen pflegten, wie die Berliner nach Tegel, die Dresdner nach Tharand, die Pariser nach St. Cloud und Montmorency. Ich beschloß deshalb, mir dies Gut anzusehen. Einmal lockte es mich, einen kurischen Park mit einem englischen zu vergleichen, und dann wollte ich dort das Aussehen der ländlichen Bevölkerung studiren. Mit liebendem Blicke nämlich stets der Lage der geringen Classen nachforschend, war mir vor allen das Loos der Kuren interessant, die noch nicht ein ganzes halbes Jahrhundert der Leibeigenschaft entronnen sind.

In Telsßen, verhiess man mir, würde ich kräftige und glücklich aussehende Bauern antreffen, da die Korff's schon seit undenklicher Zeit, vom Ahn bis auf den Enkel herab, väterlich für ihre Leibeigenen und später für ihre freien Leute gesorgt hätten. Um dem verehrten Leser eine Prüfung zu gestatten, ob mein obiges Urtheil über den Dichter Ludolf Schley ein zu ungünstiges sei, gebe ich seinem kritischen Gaumen einige Verse aus der, an die Baronin Korff gerichteten Dedication zu kosten. Sie lauten:

„Die Harfe tönt, — ein warmer Lebenszug,
Dem gleich, der meines Busens Harfe schlug,
Wenn ich beglückt in Telsßens Lauben weilte,
Erweckt ihr lange stumm geblieb'nes Spiel;
Sie rauscht empor, — ein reges Kunstgefühl,
Das gern und oft mit Deinem Geist ich theilte,

Zieht rasch mich aus dem Alltagsleben fort,
Die Seele schwillt — schon will sich Wort an Wort
Zum Liedesranze an einander schließen,
Ein schöner Strahl durchdringt belebend mich;
Gönn' mir die lohnende Empfindung, Dich
Als Freundin dieser Töne zu begrüßen.“

Ich denke, der verehrte Leser wird nicht allzu unwillig werden, wenn ich die noch folgenden Strophen hier weglasse. Auch mit den eben angeführten würde ich ihn verschont haben, wenn ich mich nicht gegen den Vorwurf eines zu strengen Urtheils hätte sichern wollen. Zunächst hatte das Gedicht des Consuls Ludolf Schley nun die Folge, daß ich von der großen Straße ablenkte und nach Telsßen fuhr. Wie groß die Güter in Kurland sind, kann man

daraus abnehmen, daß ich fünf Berste immer auf
 Telsener Grund und Boden hinrollte, bevor ich zu
 dem Parke gelangte, der dicht an das Herrenhaus
 stößt. Mein Kutscher hielt vor einer Pforte, und
 ich schwang mich aus dem Wagen. Da man mir
 in Libau gesagt hatte, daß die Benutzung des Par-
 kes ohne vorausgegangene Anfrage gestattet sei, und
 die Pforte unverschlossen war, so ging ich dreist hin-
 ein. Man muß hier um Himmelswillen jede Vor-
 stellung von einem englischen Parke fallen lassen.
 Ich fand in Telszen schöne Alleen, einen künstlichen
 Hügel mit der Aussicht auf wogende Kornfelder, die
 durch Laubholzwaldungen begrenzt wurden, hübsche
 Boskets, einen Pavillon, der zwar verschlossen war,
 aber zu dem der Aufseher mir den Schlüssel auf mei-
 nen Wunsch sogleich verabfolgte, einen großen Teich,
 auf dem man zur Noth sich mit Kahnfahrten belu-
 stigen konnte — doch lockte hierzu ein in der Nähe
 liegender See wohl mehr —; aber ich traf nichts
 von dem herrlichen Geschmacke, der bei der Anlage
 englischer Parks vorwaltete. Die Engländer com-
 poniren vortreffliche Parks, aber abscheuliche Opfern.
 Daß Albion keinen einzigen, nur irgendwie nennens-
 werthen Componisten erzeugt hat, beweist, daß man
 in der Westminsterabtei, in die man mit Recht auch
 den Schauspieler Garrick aufnahm, für begabte Jün-
 ger der Tonkunst keinen Platz anzuweisen brauchte.
 Was im Telsener Parke meine Augen am meisten

auf sich zog, war ein marmorenes Denkmal mit einer lettischen Inschrift. Erkenntliche Leibeigene hatten im zweiten Decennium unsers Jahrhunderts einer überaus milden und menschenfreundlichen Baronin von Korff dies Denkmal als Zeichen ihrer Trauer und innigen Dankbarkeit errichten lassen. Auf der vordern Seite des Denkmals stand folgende Inschrift:

Agneesei Lihsbetei
Korff,
Ihaschu dsimtaigaspaschai,
dsimm: 1758,
mirr: 1814.

Doch, ich irre mich, dies stand auf der hintern Seite des Denkmals. Auf der Vorderseite laß man, daß der Sohn der Telsener Erbfrau sammt der Gemeinde des Guts, der unvergeßlichen Mutter und Gebieterin dies Denkmal errichtet hätten. Wie sehr die geringen Leute wahrhafte Güte der Vornehmen zu erkennen wissen, davon zeugt dies Denkmal, das die Telsener Bauern aus freiestem Herzensantriebe errichten ließen, und zu welchem sie den Beitrag des Sohnes ihrer verstorbenen Herrin nur ungern empfangen. Doch ich will jetzt zunächst die Uebersetzung des von mir angeführten lettischen Epitaphs geben. Diese würde ungefähr so lauten: „Agnes Elisabeth Korff, Erbfrau von Telsens, geboren 1758, gestorben 1814.“

Jetzt komme ich zu der vordern Aufschrift des Denkmals, die so gefaßt war:

T*ai*
 nepeemirfamei
 mahtei un waldneezei
 no
 sawe pateiziga dehla
 un
 Tahschu nowadda.

Dies möchte auf deutsch so wiederzugeben sein:
 „Der unvergeßlichen Mutter und Gebieterin von
 ihrem erkenntlichen Sohne und der Telsßen'schen
 Gemeinde.“

Ich muß hier der allerorten grassirenden Reimwuth gedenken. In Libau kam mir der Badefritz, von dem ich später reden werde, mit einem Gedichte entgegen; hier sollte ich eins von einem Schmidt lesen. Der Baron von Korff hatte nämlich in dem Pavillon ein Buch auslegen lassen, mit der Bitte an die Besuchenden, ihre Namen hineinschreiben zu wollen. An mich wurde dies Ansuchen in vielen Schlössern gestellt, aber ich bin demselben nie nachgekommen. Wäre ich ein berühmter Mann gewesen, so hätte ich es für meine Pflicht gehalten, die Besitzer durch das Einzeichnen meiner Schriftzüge zu erfreuen; aber wie gleichgültig mußte es ihnen unter den jetzigen Verhältnissen sein, ob eine so unbedeutende Größe, wie ich, dort gewesen, oder nicht.

Wenn ich nun meinen Namen in das vor mir aufgeschlagene Buch des Zeltsener Pavillons ebenfalls nicht einschrieb, so durchblätterte ich doch dasselbe und fand unter andern darin Verse, als deren Verfasser sich ein Schmidt unterzeichnet hatte. Dieser hatte offenbar den Rath Herweghs in den Wind geschlagen; denn während der Lebendige alle Dichter todt haben wollte und nur den Amboschwingern die Existenz gönnte, wird gerade ein Schmidt aus Libau zum Poeten. Herweghs Rath, auf den ich ziele, lautete:

„Laßt, o laßt das Verseschweißen,
Auf den Ambos legt das Eisen,
Eisen soll der Heiland sein.“

Der Schmied, wol ahnend, daß Herwegh gar nicht so das Eisen zu schwingen liebe, wie sein Bramarbaston erwarten läßt, schrieb ruhig und mit innerer Genugthuung über sein gelungenes Werk folgende Verse nieder, die allgemeinen Beifall fanden:

„Das ist ein Mann nach alter Art, der wack're Korff von Zeltsen,
Sein Herz ist mild und gütig sehr, sein Sinn ist fest wie Felsen.“

Nun, was sagt der verehrte Leser zu diesem Libauer Schmidt? Ihm muß wenigstens das Verdienst der Kürze zugestanden werden.

Von dem Parke konnte ich in den Garten hineinsehen. Muntere Kinder hüpfen darin umher, und schlanke junge Damen gingen lustwandelnd in den sauber geharkten breiten Wegen, bald sich zu einer Blume neigend, bald an den Spielen der kleinen

Knaben und Mädchen theilnehmend: kurz, alles war Leben und Fröhlichkeit. Auf eingezogene Erkundigung erfuhr ich, daß dies die Kinder des Grafen Keyserling seien, dem jetzt, da er eine Tochter der Baronin Korff geheirathet habe, das Gut gehöre. Ich gedachte der früheren Besitzerin, deren seltene Tugenden namentlich ein würdiger Pfarrer gegen mich gerühmt hatte. Er war vor allen zu einem Urtheile berechtigt, da er mehrere Jahre in dem Korff'schen Hause als Lehrer conditionirte. Die Leute des Guts, mit denen ich mich über ihre Verhältnisse unterhielt, versicherten mir zu meiner Beruhigung, daß die jetzigen Besitzer ebenso herablassend und wohlthätig seien, wie der verstorbene Baron und seine engelmilde Gemahlin.

Es freuet mich stets, wenn ich in edlen Geschlechtern der Jetztzeit sich die Tugenden so sicher forterben sehe, wie die Tapferkeit durch mehrere Generationen bei den Majordomus der Merovinger, die in Pipin dem Kurzen und Karl dem Großen ihre Culmination hatte; wie die Gerechtigkeit und Milde bei den Malesherbes, deren berühmtester Sprößling vor seinem Monarchen, als dieser im Vollbesitze seiner Macht war, die Rechte und Freiheiten des Volkes vertrat, und als sein Herr und König sich eingekerkert und dem Aeußersten preisgegeben sah, mit Gefahr seines Lebens — er blutete auch später unter der Guillotine dafür — sich zu dessen Vertheidiger anbot; wie die Wohlthätigkeit

und Opferfreudigkeit bei den Nachkommen der Madame Necker, der Frau des berühmten Finanzministers. Ich erinnere nur an diese ausgezeichnete Frau, die selbst schon eine vortreffliche Mutter hatte; ihr folgte ihre Tochter, die Frau von Staël-Holstein; dieser ihr Sohn August und ihre Tochter, die Herzogin von Broglie: eine Fülle von herrlichen Seelen- und Charaktereigenschaften ließe sich an diesen drei Generationen nachweisen. So auch hatten die Korffs von Telszen seit Jahrhunderten die seltensten Eigenschaften zum Wohle ihrer näheren und ferneren Umgebung entwickelt, und die in München an der Cholera 1854 verstorbene Baronin Theophile, eine geborene Gräfin Keyserling, der Rudolf Schley, wie ich bereits erwähnte, einen Band seiner Gedichte widmete, schloß würdig die lange Reihe der tugendreichen Frauen dieses alten und edlen Geschlechts. Ich sprach in meinem Innern den Wunsch aus, daß die im Garten spielenden Kinder ihren preiswerthen Ahnen ebenso ähnlich werden möchten, wie die jetzigen Besitzer des Guts es sein sollten.

Seitdem habe ich in Kurland viel größere und viel schönere Parks gesehen, als den zu Telszen. Aber der Letztere ist meinem Gedächtnisse am deutlichsten eingeprägt geblieben, weil mir das durch den freien Impuls dankbarer Letten errichtete Martormonument von der Milde erzählte, welche die Korffs von Telszen stets gegen ihre früher leibeige-

nen und später frei gewordenen Gutsunterthanen haben walten lassen.

Wo man aber gegen das Volk, meine Brüder, gut war und gut ist, dort weilt mein Geist am Liebsten.

Der Strand von Libau.

Schon bei der Fahrt von Memel längs der kurlischen Küste glaube ich von den ermüdenden Sanddünen gesprochen zu haben, die ich auf meinem ganzen Wege gefunden. Ich bemerkte wohl, wie die Ufer nirgends festere Umrisse gewinnen, nirgends sich zu erhöhen streben, sondern stets den monotonen Charakter einer flachen, sandigen Gegend beibehalten, die bei ihrer weichen Auslaufung in's Meer dessen anspülenden Wellen keinen Widerstand zu leisten vermag. Eben diese Widerstandslosigkeit der Ostseeufer längs der preussischen und russischen Küste hat schon eine nicht unbeträchtliche Einbuße an Land zur Folge gehabt, während die schwedische Küste stets an Terrain gewinnt, und Städte, die früher dicht am Meere lagen, sich jetzt anderthalb Meilen davon entfernt befinden. Man hat von preussischer und russischer Seite schon berathen, wie durch großartige Vorkehrungen dieser steten Terrainverminderung Einhalt geboten werden könne. Die

Bosfische Zeitung sprach bereits von Arbeiten, die in Angriff genommen würden, doch ist man noch nicht so weit, wie ich glaube. Daß nun die öden Sanddünen dem Libauer Strande etwas unendlich Trauriges und Verlassenes geben, brauche ich weiter nicht auszumalen. So leicht ich mich auch für das Meer begeistere, so verlor es hier doch bald jeden Reiz für mich. Es scheint, als müsse, um Begeisterung hervorzurufen, ein tiefblauer Himmel sich in dem Meere abspiegeln, die Sonne darin glitzern, grüne Hügel mit Pinien, Myrthen und Oleandern sich zu der in Sehnsucht emporrauschenden Fluth hinabneigen, wie es bei Neapel und Lissabon der Fall ist. Dann, aber auch nur dann, entfaltet instinctiv und naturnothwendig die Phantasie ihre goldenen Flügel, und der Dichterharfe entsteigen Jubelhymnen zum Preise des Weltenschöpfers und seines Werkes, das schön ist trotz seiner sechs-tausend Jahre, wie an jenem ersten Tage, wo es auf des Allmächtigen „Werde!“ aus dem Chaos emporstieg. An dem Strande Libau's fühlte ich mich nicht einmal so dichterisch gestimmt, daß ich schöne in meinem Gedächtnisse aufbewahrte Lieder citirt hätte, durch welche begabte Sänger das Meer verherrlichten, geschweige denn, daß ich selbst in die Saiten der Lyra gegriffen. Ein einziges Mal, als ich am Abende den Strand entlang wandelte, die Sonne rosig und schön die Meereswellen durchleuchtete, und Schiffe mit schwellenden Segeln am fernen

Horizonte dahinzogen, kam ein Moment der Poesie über mich, aber nicht der producirenden, sondern nur der Erinnerung an ein Gedicht, das mir in meinem Jünglingsalter besonders gefallen hatte. Ich glaube, es ist von Rückert. Die mir am meisten darin zusagenden Verse lauteten:

„Ein Liebesblick die Sonne war,
Und als sie versank, zersprühte sie gar
In tausend, liebfunkelnde Sterne.“

Doch da, als ich recht mitten in der Begeisterung war und vielleicht selbst gedichtet hätte, kam ein furchtbar kalter Windstoß, die Sonne verkroch sich hinter Wolken, die Wellen schlugen matt und ohne Lebensfrische an den Strand, ich rief nach meinem Paletot und überließ es dem Libauer Poeten, Rudolf Schley, die Schönheiten seiner heimischen Sanddünen zu besingen. Ich konnte keinen einzigen Vers zur Verherrlichung dieses öden Strandes hervorbringen, da ich mich hüte, invita Minerva zu dichten. Daß der sogenannte Badefris, von dem ich gleich unten ausführlicher sprechen werde, poetischer, als ich, gestimmt war, wird nachfolgendes Gedicht beweisen, das er mir während des Libauer Jahresmarktes überreichte, und das ihm natürlich ein reichliches Trinkgeld einbrachte, da er ein armer Junge war. Der Badefris läßt sich nun so vernehmen:

„Der kleine Wasserträger Fris
Zieht ehrerbietigt ab die Müß',
Und grüßet seine gnäd'gen Herrn,
Die er bedient flink und gern.“

Er ist ein armer kleiner Knabe
 Und mehr als Nichts nur seine Habe;
 Das woll'n die gnäd'gen Herrn bedenken,
 Und ihm zum Jahrmarkt etwas schenken."

Eigentlich hätte es wohl im drittletzten Verse „weniger als Nichts“ heißen müssen. Doch ich werde mich nicht damit abquälen, die schmutzige Wäsche des Badefrisen zu reinigen. Dieses Ausdrucks bediente sich bekanntlich der witzige, aber undankbare Voltaire in Betreff der incorrecten Verse des großen Friedrich, seines Wohlthäters, die er verbessern mußte.

Jetzt einiges zu der Naturgeschichte des Badefrisen!

Wie in vielen Häusern die Jungfern und Köchinnen Jahrzehnte hindurch immer einen und denselben Namen führen, mögen die Individuen auch noch so oft wechseln — die gnädige Frau hat sich einmal an diesen Namen gewöhnt und zwingt so jedes sich bei ihr verdingende weibliche Wesen, Wiedertäuferin zu werden —, wie also in vielen vornehmen Häusern Jungfern und Köchinnen von der Gebieterin nicht minder einen Vornamen octroyirt bekommen, als die Prinzen Neuß eine Zahl: so hat auch der Junge in der Badehütte der Madame Robert, welcher den dort sich aus- und ankleidenden Herren eine Wanne bringt, in der man die Füße von dem sich darum geballt habenden Sande reinigt, so hat seit manchem Lustrum — das Subject ist vielleicht zwanzigmal in diesem Zeitraum gewechselt worden —

so hat dieser Junge stets den Namen „Fritz“, mag er nun Christoph, Gottlieb, Hans oder Peter heißen.

Die Kurländer nennen, um hier doch bei passender Gelegenheit einen eigenthümlichen Ausdruck der Ostseeprovinzen zu erwähnen, eine kleine Wanne, in der man sich die Füße abspült, einen „Spann“, und ich war ganz erstaunt, als ich in meiner Badekammer, die nur durch eine dünne Bretterwand von den übrigen Räumen geschieden war, rings um mich herum den Ruf hörte: „Fritz, einen Spann, einen Spann!“

Uebrigens habe ich an dem Strande von Libau niemals das unbeschreiblich wohlthuende Gefühl der Wärme gehabt, was mich sonst stets erquickte, wenn ich nach einem Verweilen von mehreren Minuten das Meer verließ. In Libau schauerte mich beim Heraussteigen aus dem Wasser, als ob ich das Fieber hätte, und während des Ankleidens brummte ich: „Das nennt man in Rußland ein Badevergnügen!“

Die Libauer Badesaison von 1856.

In der Libauer Badesaison von 1856 fand ich bestätigt, was ich früher aprioristisch geschlossen hatte, nämlich daß es der Vergnügungen dort sehr wenige

geben müsse. Bei näherem Anschauen verliert die Gegend nichts von ihrem traurigen, öden Charakter: Sand und wieder Sand ist der Grundton, der überall, wie bei Berlin, verstimmend auf das Gemüth einwirkt. Auf Ausflüge nach romantischen Punkten, wie es in den Badeörtern Deutschlands, Frankreichs und Englands Sitte ist, die meist in einer an Naturschönheiten reichen Gegend liegen, muß man in Libau gänzlich verzichten. Man sieht sich deshalb auf den sogenannten Pavillon beschränkt, ein gefällig sich präsentirendes, hölzernes Gebäude mit einem flachen Dache, das von recht geschmackvollen Gartenanlagen umgeben, ungefähr in der Entfernung einer Werst von der Stadt gelegen ist. Die Hauptsache bei solchen Vergnügungsörtern, wovon das Ganze Schick und Haltung bekommt, ist natürlich der Wirth, und da können sich die Libauer nicht genug freuen, einen so gewandten, um stets neue und immer gelungene Ausschmückungen seiner Säle und sonstigen Räumlichkeiten nie verlegenen Mann an den einzigen Orte, wo man sich wahrhaft wohl bei ihnen fühlen kann, durch einen glücklichen Zufall zu besitzen. Dieser Wirth ist viele Jahre in Petersburg gewesen, und hat sich von dorthier den Geschmack geholt, der nun einmal in kleinen Städten nicht angetroffen wird; wenigstens ist er hier nicht als eingeborenes Product zu Hause, sondern stets eine exotische Pflanze.

Von den merkwürdigen Ereignissen, die sich

während meines Libauer Badelebens zutragen, will ich zuerst erwähnen, daß die Vorstellungen einer herumziehenden deutschen Schauspielertruppe wider Erwarten recht befriedigend genannt werden konnten. Ich erinnere mich unter anderm, die „Familie“ von Frau Birch-Pfeiffer gesehen zu haben. Die gute, vielschreibende Dame wußte auch hier stets das Haus bis auf den letzten Mann zu füllen. Wie gut gespielt ward, läßt sich daraus abnehmen, daß ich eigentlich hineingegangen war, um nur einen halben Act dort zu bleiben, mit kritischem Auge alles zu betrachten und dann im Pavillon meine Randglossen zu machen, indeß durchaus nicht dazu kam, mein hochmüthiges Vorhaben auszuführen. Ich blieb nämlich bis an's Ende, durch die wackere Leistung einer Schauspielerin gefesselt, die ganz vorzüglich die alte vernünftige Bauersfrau darstellte, die so gut ihren Baron und zugleich Verschwender gewordenen Sohn durch eine strenge Zucht zu heilen wußte. Dieser Baron, der von einem sehr hübschen Schwarzkopf etwas steif, aber nicht ganz talentlos gespielt ward, sprach den schönen Vornamen „Ge-loise,“ den die Tänzerin führt, der er den Hof macht, merkwürdig falsch aus. Die übrigen Schauspieler verfielen in dieselbe unrichtige Aussprache dieser, durch ihr Unglück so berühmt gewordenen Geliebten des so unerhört bestraften Abälard, an dem man das mit Gewalt vornahm, was Origenes aus falsch-verstandener Frömmigkeit sich freiwillig auferlegte.

Doch, um auf die unrichtige Aussprache von „Heloise“ zurückzukommen, so verzogen sich die Gesichter der um mich herum sitzenden und stehenden Aristokratie zu einem spöttischen Lachen bei diesem so sehr verballhornten Namen. Ich leugne nicht, daß ich ebenfalls etwas ironisch ausah, wenn das verhängnißvolle Wort ausgesprochen ward. Bei ruhigem Nachdenken machte ich mir aber Vorwürfe, da ich mir überlegte, wie die herumziehenden Schauspieler, meistentheils aus niedern Ständen hervorgegangen, bloße Naturalisten sind, keinen höheren Schulunterricht empfangen und deshalb nicht die Verpflichtung haben, Wörter fremder Sprachen richtig zu betonen. Wissenschaftlich gebildete Schauspieler, wie es Iffland war, und wie es heutigentags Eduard Devrient ist, gehören zu den seltensten Ausnahmen. Möchte man die Rathschläge dieses Vektorn in Bezug auf Theaterschulen beherzigen! In einem folgenden Acte des Birch-Pfeiffer'schen Stückes betonte ein Schauspieler das Wort „Phänomen“ gar seltsam, indem er den vollen Accent auf die Penultima legte und die letzte Sylbe ganz verflingen ließ. Da ich aber in dem Zwischenacte die eben angeführte entschuldigende Betrachtung angestellt hatte, so lachte ich nicht mehr.

Wie verhältnißmäßig brav die Schauspieler ihre Rollen durchführten, beweist nicht bloß der Umstand, daß ich bis zum Schlusse blieb, sondern daß ich ausharrte trotz einer bedeutenden Hitze, die in dem stark-

befetzten Hause äußerst drückend fiel. Der Polizeiaffessor von Nolde, der die Ordnung des Hauses zu überwachen hatte, war so freundlich, uns während der Zwischenacte zu gestatten, zwei Thüren, die auf einen freien Hofraum hinausgingen, offen zu halten, so daß wir wenigstens während einiger Minuten von einem kühlenden Abendwinde angeweht wurden. Ich hatte ein Logenbillet, sah aber zu meinem Schrecken, daß mein Verhängniß mich mit drei sehr fetten alten Frauen in einen kleinen Raum zusammensperren wollte. Da ich nun durchaus nicht zu den Schüchternen gehöre, so stecke ich meinen Kopf auch nicht so leicht in eine mir zgedachte Schlinge. Ich zog ihn auch dießmal schnell zurück, indem ich mit Unwillen die kaum geöffnete Thür der Loge wieder zuschlug, in der mir ein solches russisches Schwizbad durch die Einklemmung zwischen drei fette alte Frauen zgedacht war. Mir blieb nun nichts übrig, als zu stehen, was bei der großen Hitze doch auch sehr lästig fiel. Zum Glück hatte der Assessor von Nolde die große Artigkeit — wie ich überhaupt die Höflichkeit der russischen Beamten gegen mich nicht genug rühmen kann —, mir seinen Platz für mehrere Acte abzutreten. Der Assessor war schon ein bejahrter Mann, was seiner Artigkeit noch ein höheres Verdienst gab.

Von den vielen polnischen Familien, die sich während der Saison von 1856 mit mir gemeinsam in Libau aufhielten, habe ich im Theater fast nie

welche angetroffen. Dies schien dafür zu sprechen, daß sie des Deutschen nicht mächtig seien. Es war mir dies eigentlich auffallend, da sonst die Polen und Russen durch ihre eigene überaus schwere Sprache eine so gewandte Zunge bekommen haben, daß sie fremde Sprachen mit der größten Leichtigkeit sprechen und mit Franzosen, Engländern und Deutschen sich wie mit Landsleuten zu unterhalten verstehen. Die während der Libauer Badesaison von 1856 daselbst verweilenden Polen schienen nun außer ihrer eigenen Sprache nur noch das Französische in ihrer Gewalt zu haben. Uebrigens mochte diesem Wegbleiben aus dem deutschen Theater weniger Unkenntniß des Deutschen, als Abneigung gegen das Germanenthum zum Grunde liegen. Bekanntlich hassen die Polen Preußen und Oestreich noch weit mehr, als Rußland.

Ferner war mir auffallend, daß die polnische und kurische Aristokratie, deren Mitglieder dort zahlreich versammelt waren, wenig mit einander verkehrten. Eine Art Bindeglied gab die liebenswürdige Gräfin Helene von Keyserling ab, die beiden Aristokratien angehörend (sie war eine Polin von Geburt und in erster Ehe mit dem Adelsmarschall von Gorski vermählt gewesen), in ihren Salons Polen wie Deutsche gleich anmuthig und zuvorkommend empfing und sich die redlichste, aber nicht mit Erfolg gekrönte Mühe gab, zwei so heterogene Nationalitäten einander näher zu bringen.

Die Equipagen des polnischen Adels waren theilweise sehr liederlich angespannt, andere dagegen, freilich die Minderzahl, waren sehr solid und zugleich elegant. Sie hätten selbst die strengen Augen eines Engländers befriedigt. Die Polen, die schon den asiatischen Luxus lieben, hatten den Rücken ihrer Pferde häufig mit Shawls geschmückt. Die hübscheste Equipage während der Saison gehörte einem polnischen Adeligen, der, selbst schon ältlich, eine junge, schöne Frau geheirathet hatte und auf diese wie Othello eifersüchtig war. Wenn ein öffentlicher Ball stattfand, so stellten die jungen Herren immer vorher Wetten an, ob der polnische Cerberus seiner Frau zu erscheinen gestatten werde, oder nicht. Die Equipage dieses Polen hatte nicht vier Pferde in eine Reihe gespannt, was man in Rußland häufig sieht, was ich aber nicht hübsch finde, sondern je zwei und zwei. Dies nennt man in Kurland „langgespannt“, im Gegensatz zu den vier Pferden, die breit in einer Reihe zusammenlaufen. Auch die Livrée der Dienerschaft dieses eifersüchtigen Woiwoden war sehr gefällig, einfach grau mit silberner Einfassung, was aber gerade einen höchst geschmackvollen Eindruck machte. Wenigstens, was mich betrifft, so liebe ich keinen phantastischen Aufputz.

Ein Ereigniß, das die Stadt Libau und die Badegesellschaft — ich gestehe ein, daß auch ich von tugendhaftester Entrüstung erfaßt war — in die größte Aufregung versetzte, und dem in seiner Scham-

losigkeit wohl wenig Aehnliches zur Seite gestellt werden kann, war folgendes:

Man badet am Libauer Strande nicht pêle-mêle, wie in Ostende, Herren und Damen durcheinander — freilich trägt man in dem belgischen Bade ein Meer-Costüm und ist nicht in adamitischem Zustande —, sondern das weibliche Geschlecht ist von dem männlichen durch einen sehr weiten Zwischenraum geschieden. Die kurischen Damen baden nun eines Morgens in schönster Sicherheit, als plötzlich ein Wagen mit einem jüdischen Kutscher angefahren kommt, aus dem sich ein Herr schwingt, der schnell seine Kleider von sich wirft und mit der Unbefangenhait des Paradieses zwischen den Nymphen umherplätschert. Zorn und Rache im Herzen, klagen die nach Hause gekommenen Damen ihren Eheherren diese Ungebühr. Auf der Polizei wird die Anzeige gemacht, und diese, die Beschreibung des Wagens von Seiten der Damen zum Ausgangspunkte nehmend, packt bald den Kutscher und den unverschämten Herrn. Dieser war eigentlich kein Herr, sondern nur ein Bedienter. Sein Gebieter war ein Baron von M—n. Daß die russische Polizei gar nicht so überaus grimmig ist, ersieht man daraus, daß der jüdische Kutscher mit einer kurzen Gefängnißhaft und der die Scham der Damen so frech verletzende Bediente mit einer Geldstrafe davonkam, die sein Herr für ihn erlegte. So milde ich auch gesinnt bin, so würde ich doch als Libauer Polizeimeister strenger

zu Werke gegangen sein. Die funfzehn Ruthenhiebe, die bei polizeilichen Vergehen gegeben werden dürfen, hätte ich dem frechen Menschen nicht geschenkt, der sich nackt zwischen kurländische Frauen und Jungfrauen drängte, deren hohe Würde und holde Züchtigkeit ich stets mit stiller Bewunderung betrachtete.

Da ich hier so viel vom Paradieseszustande gesprochen habe, so darf ich doch nicht zu erwähnen vergessen, daß in dem Hause eines Libauer Kaufmanns im Winter von 1855 auf 1856 eine adamitische Secte von der Polizei aufgehoben ward. Vielleicht mag der freche Bediente zu ihr gehört und geglaubt haben, daß, wenn er im Winter das weibliche Geschlecht ganz nackt sah, dies ihm im Sommer desto eher erlaubt sein müsse.

Wie wenig man in Kurland an eine rohe Behandlung der dienenden Classe von Seiten ihrer Herrschaft gewöhnt ist, mag folgender Vorfall beweisen, der sich ebenfalls während der Badesaison von 1856 in Libau oder vielmehr am Strande zutrug. Zwei Herren sind im Wasser, und ihre Bedienten erwarten sie am Ufer mit Laken, in die sie dieselben sogleich beim Heraussteigen einhüllen wollen. Der Himmel weiß, wodurch die Bedienten in's Zanken gerathen, genug, der Bedienter des Barons von R—e beschuldigt seinen Kameraden, der den General von F—g erwartet und ein Soldat ist, daß er ein falsches Laken genommen habe, und will deshalb mit ihm tauschen. Dem Soldaten des Gene-

rals von F—g leuchtet dies gar nicht ein, und der Diener des Barons läuft deshalb in die Badehütte zurück, um die Besitzerin derselben, Frau Robert, welche die Laken aufzubewahren pflegt, zur Zeugin aufzurufen. Unterdessen kommt der Baron von R—e aus dem Wasser und fragt zähneklappernd nach seinem Bedienten. Man unterrichtet ihn von dem Streit, und in Wuth gesetzt, daß er nackt und friertend am Strande stehen muß, giebt er dem Soldaten des Generals von F—g eine Ohrfeige. Da der Baron ein sehr kräftiger Mann ist — er hat früher als Cavallerie-Offizier gedient — und mit der Hand vielleicht zu weit ausholte, so entstürzte der Nase des armen Soldaten sogleich ein Blutstrom. Er vertheidigte sich nicht, hielt aber heldenmüthig das Laken fest. Als der General von F—g beim Heraussteigen aus dem Wasser seinen blutenden Diener sah und von dem Sachverhalt in Kenntniß gesetzt ward, so nahm er sich des Treuen sehr kräftig an und erklärte, mit seiner Beschwerde bis zum Kaiser gehen zu wollen, um dem so unverantwortlich Behandelten Genugthuung zu verschaffen. Der Baron von R—e that zuerst sehr sicher und vornehm, hernach überlegte er sich aber, daß die Sache bei einer, den geringen Mann gern schützenden Regierung eine sehr fatale Wendung für ihn nehmen könne. Er fing also zu parlamentiren an und bewog den Soldaten durch gute Worte und sehr gutes Geld, von einer beabsichtigten Klage abzustehen.

Etwas komisch war der Vorfall, daß der leibeigene Koch eines Herrn von D— (Letzterer war in Litthauen mit mehreren Gütern angeessen) ein beim Pavillon abgebranntes Feuerwerk, wohin alle Welt geströmt war, benutzte, um das Pult seines Gebieters zu erbrechen, daraus hundertzwanzig Rubel zu nehmen und statt deren einen Zettel einzulegen, auf den er geschrieben hatte, daß er nicht länger ein Sklave sein wolle, sich auch zu etwas mehr bestimmt fühle, als immer hinter dem Feuerherde zu stehen. Er sei deshalb mit einem Schiffe in die weite Welt gegangen. Da ich das Kochen und Backen stets für eine sehr unmännliche Beschäftigung gehalten habe, so tadele ich den litthauischen Leibeigenen durchaus nicht, daß er sich seinem Küchenamte zu entziehen suchte. Ferner verdiene ich es keinem Sklaven, wenn er das süßeste Gut des Menschen, die Freiheit, erlangen will. Aber es ist schlimm, daß er seine neue Lebenslaufbahn mit einem Diebstahl beginnen mußte, und ich hoffe, daß, wenn es ihm einst glückt in einem freien Lande, er seinem früheren Herrn die geraubte Summe zurückschicken und ihm dabei bemerken werde, wie er zum Erbrechen des Schreibpults und zum Entwenden der hundert und zwanzig Rubel nur durch die höchste Noth habe vermocht werden können, da ohne Geld kein Capitän ihn in den „rettenden Kahn“ aufgenommen haben würde. Ich bin immer innigst beglückt, wenn ich Adel des Gemüths auch bei den niedern Ständen entdecke,

und lese deshalb im Geiste schon diesen Brief. Der Herr von D—, der Besizer des entflohenen Koches, sah diese Sache ebenso an, wie ich. Seine Frau aber, ein anmuthiges, liebliches Wesen, zeigte sich sehr erboßt und nahm es ihrem Manne nicht wenig übel, daß er ein solches Verbrechen beschönigen wolle. Sie gerieth durch das Verschwinden des Koches in wirthschaftliche Verlegenheiten, und da war es mit ihrem Humor zu Ende. Sie betonte stets die Undankbarkeit des Leibeigenen. Derselbe war auf ihre Kosten — es soll über fünfhundert Rubel betragen haben — bei Meistern der Kochkunst in Riga unterrichtet worden, war erst seit vier Wochen in ihr Haus zurückgekehrt und hatte allerdings gezeigt, daß er in seinem Fache ein sehr tüchtiger Mensch sei. Und nun, wo sie sich für viele Jahre, ja für das ganze Leben des Leibeigenen, gesichert glaubt, geht er frech davon, und sie muß sich mit dem nicht ganz leichten Thema beschäftigen, eines neuen geschickten Koches habhaft zu werden. Ihr Mann, um sie zu necken, sagte, daß man dem Entflohenen wegen seiner Genügsamkeit noch dankbar sein müsse, indem er eine goldene Uhr und kostbare Pretiosen nicht angerührt habe, obgleich sie dicht bei dem Gelde gelegen hätten. Die Frau aber blieb dabei, daß ihr früherer Koch, dem sie nie ein böses Wort gesagt habe, ein Undankbarer und sie durch ihn um den Glauben an die Menschheit gekommen sei.

Als Nachschrift will ich hier noch hinzufügen,

daß ich zu meiner sehr unangenehmen Ueberraschung auf der Fahrt von Memel nach Kranz vernahm, wie der eben besprochene leibeigene Koch in Preußen wegen mangelnder Legitimationspapiere aufgegriffen und an Rußland ausgeliefert worden sei. Ich hatte ihn mir schon glücklich in Amerika angekommen vorgestellt und erwartete mit Sehnsucht den Moment, wo er so viel verdient hätte, um dem Herrn von D— die entwendete Summe zurückschicken zu können. Mein erster Gedanke war an die schreckliche Strafe, die dem Armen in Rußland zu Theil geworden sein möchte. Doch Herr von G—, der Bruder der schönen Besitzerin des leibeigenen Koches, mit dem ich mich in der Kajüte des uns nach Kranz fahrenden Dampfschiffes angelegentlich unterhielt, beruhigte mich in dieser Hinsicht. Hatte er mir erst einen großen Schrecken eingejagt, indem er es gewesen, der mir die Ergreifung des leibeigenen Koches mitgetheilt, so machte er meiner Aufregung jetzt gutmüthiger Weise dadurch ein Ende, daß er mit dem nicht nachzuahmenden Tone der Wahrheit mir die Versicherung gab, daß dem Wiedereingelieferten nicht das Geringste geschehen sei. Nur habe man ihn auf ein anderes Gut geschickt, da seine Schwester den täglichen Anblick des undankbaren Flüchtlings habe vermeiden wollen.

Nun, hierüber wird sich der leibeigene Koch nicht allzusehr geirrt haben.

Doch da schreibe ich schon einen Anachronismus.

Dank der edelmüthigen Anfeuerung des hochherzigen Alexander II giebt es jetzt weder Leibeigene in Litthauen, noch im übrigen weiten Czaarenreiche.

Ich glaube, daß sämtliche Bewohner Libaus den entflohenen leibeigenen Koch mit ähnlichen guten Wünschen begleiteten, als ich, der Sohn des humanen, intelligenten Deutschland. Meine philanthropischen Ansichten waren ein nothwendiger Ausfluß meiner Rationalität; den guten Libauern aber, die der litthauischen Leibeigenschaft so nahe wohnten, war es zum Verdienste anzurechnen, daß sie die reine Menschlichkeit über das historische Recht stellten. So mild und gut nun die Libauer im Allgemeinen auch sind, so erbittert waren doch alle ohne Ausnahme auf einen Baron von B—r, der bald mit zwei, bald mit vier Pferden wie unsinnig durch ihre Straßen kutschirte und alle Welt in Gefahr brachte. Diesem wünschten sie allerdings eine kleine Lektion, damit seiner wüthenden, ihnen und namentlich ihren Kindern gefährlichen Fahrweise Einhalt geboten werde. Sie klagten bei dieser Gelegenheit außerordentlich über ihre schlaffe und schläfrige Polizei, die ein solches unsinniges Gebahren ruhig mitansehe, ohne dem übermüthigen, das Leben und die Gesundheit seines Nächsten durchaus nicht berücksichtigenden Freiherrn, der zu glauben scheine, daß ihm alles frei stehe, ein Quos ego! entgegenzudonnern.

Ohne die Herren der Libauer Polizei zu kennen,

vertheidigte ich sie doch principiell. Es ist nämlich in meinen Augen ein weit geringerer Uebelstand, wenn die Polizei den Individuen zu große Freiheiten gestattet, als wenn sie dieselben auf Schritt und Tritt bewacht. Vor allem kam es mir in Rußland als ein großes Lob vor, daß die Polizei sich nicht bei jeder Gelegenheit auf- und eindrängte. Uebrigens stand der Oberst Michel, der zu meiner Zeit Vibau'scher Polizeimeister war, sowol bei'm Adel, wie bei dem Bürgerstande, in der größten persönlichen Achtung. Seine Rechtlichkeit war eine erstaunliche. Obgleich er nur einen sehr unbedeutenden Gehalt bezog und Mühe hatte, mit einer zahlreichen Familie standesgemäß davon zu leben, so gestattete er doch keinem Kaufmann oder sonst irgend einer Persönlichkeit, die Interesse hatte, dem geschäftlichen Verkehr mit ihm durch glatte Goldstücke jede Rauheit und Unebenheit zu benehmen, so gestattete er doch Niemandem, ihm Colonialwaaren oder Victualien in seine Speisekammer zu schicken, oder Geld in nichtunterzeichneten Billetten, deren Absender aber doch errathen sein wollten, ihm durch schnell verschwindende Boten zustellen zu lassen. Er ging nach keiner Seite Verpflichtungen ein, weshalb er auch da, wo Unrecht geschah, sofort auf die Finger klopfen konnte, ohne Ansehen der Person. Je seltener ein so uneigennütziges Benehmen bei den russischen Beamten ist, desto mehr hätte ich gewünscht, daß diese strenge Rechtlichkeit zur Kunde des Kaisers

gelaugt wäre. Alexander II., der bei seinem milden Herzen so gern belohnt und so ungern strafft, würde den Libauer Polizeimeister mit einer Gehaltserhöhung und ehrenvollen Anerkennung ausgezeichnet haben.

Dieser Libauer Polizeimeister giebt mir Gelegenheit, die schon oft von mir gemachte Erfahrung hier auszusprechen, nämlich daß die geringen Leute über einen Mann, der aus niederm Stande sich zu hohen Würden emporgeschwungen hat, sich häufig mit Achselzucken vernehmen lassen, statt sich darüber zu freuen, wie Talente und hervorragende Geistesgaben keineswegs den Hochgeborenen allein oder vorzugsweise zu Theil werden. So ärgerte ich mich namentlich über meinen Libauer Barbier, den ich nach dem Polizeimeister befragte, und von dem ich erwartete, daß er sich über denselben mit womöglich noch größerer Achtung äußern werde, als sämtliche Adelige. Wie ward mir, als mein fetter Barbier mitleidig die Achseln zuckte und mit verächtlicher Miene auf meine Anfrage, ob der Polizeimeister wirklich zu wenig streng sei, also antwortete:

„Der Oberst Michel ist der Sohn eines lettischen Bauern. Wie kann Der als Polizeimeister auch durchdringen!“

Einmal, mein Herr Barbier, ist Ihre Behauptung gar nicht wahr, wie ich mich genau erkundigt habe, und bestätigte sich Ihre Aussage, so gereichte sie dem Polizeimeister zur höchsten Ehre. Ueber-

haupt, mein Herr Bartkrager, ist der Hochmuth, mit dem sämmtliche Deutsche der niedern Classen in Kurland auf die Letten wie auf Parias herabsehen, höchst einfältig und verkehrt, da die Letten sanft, gut und dienstfertig sind, sich auch brauchbar und geschickt zeigen, wenn man ihnen nur Gelegenheit giebt, ihre Anlagen auszubilden. Der irdische Esherr der Jungfrau Maria war meines Wissens ein Zimmermann, Herr Bartkrager, der Vater Luthers ein Bergmann, die Gemahlin Peters des Großen, die nach seinem Tode zur Regierung kommende Kaiserin Catharina I., eine Bäuerin. Seien sie künftighin nicht so übermüthig, Herr Bartkrager, sondern beherzigen Sie die von mir ausgesprochene Wahrheit, daß, wer aus niederm Stande sich zu einer hohen Stelle im Staate emporshaw, die Vermuthung für sich hat, daß er mit weit glänzenderen Fähigkeiten ausgestattet sei, als Diejenigen, die zwar mit ihm in gleichem Range stehen, denen aber der Weg zu Amt und Würden schon durch ihre vornehme Geburt geebnet war.

Doch ich wende mich von dem hochmüthigen Barbier zu dem übermüthigen Baron, der, nach der Aussage der Libauer, wie toll und wild durch ihre Straßen kutschirte. Dieser Baron nun, der allerdings ein wildes Thier im Wappen hat, nämlich einen Bären, ist durch ganz Kurland dafür bekannt, daß er am Berwegensten reitet und am Tollkühnsten den Wagen lenkt. Kenner behaupten freilich,

daß er vier Pferde ausgezeichnet geschickt vom hohen Boock herab zu lenken wisse, weshalb vielleicht nicht Alle, die zu ihm in den Wagen steigen, den Vorwurf unverzeihlicher Unvernunft und frevelhafter Geringschätzung des Lebens verdienen, den die Libauer gegen Jeden erheben, der so leichtsinnig sei, in der Equipage des Barons Platz zu nehmen. Die Herren nun, die in dem Wagen des Barons auf der Großen Straße in Libau verunglückten, — ein Ereigniß, das viele Tage hindurch in der ganzen Provinz besprochen ward — waren gleichsam durch ein Ungesähr in die Gewalt dieses rasenden Automedon gekommen. Der Baron wollte nämlich auf sein Gut fahren und hatte seinen Wagen für einen Augenblick verlassen, um mit Herren, die vor dem an der Landstraße liegenden Pavillon saßen, Conversation zu machen. Böse Zungen der Stadt behaupten, sie hätten in der Eile zusammen einigen Champagnerflaschen den Hals gebrochen, was ihnen bald selbst den Hals gekostet hätte. Sie wären nämlich hierdurch etwas illuminirt geworden und so unbewußt in Lebensgefahr, nämlich in den Wagen des Barons, gerathen. Doch dies ist eine der vielen Ausschmückungen, an denen kleine Städte so reich sind. Ob die Herren Champagner tranken oder nicht, vermag ich nicht zu sagen. Wohl aber kann ich dafür einstehen, daß sie nicht illuminirt oder, mit einem kurländischen Ausdrücke „erhöht“ waren. Letzteres widerlegt sich schon dadurch, daß sie aus dem Wagen geschleudert,

also erniedrigt und nicht erhöht wurden. Nach Zurückweisung dieses unwahren Stadtgesprächs will ich jetzt berichten, wie die Herren, die vor dem Pavillon saßen, auf ganz natürliche Art in den Wagen des Barons geriethen. Letzterer hörte, daß sie sich von da in das Gesellschaftslocal, „die Muße“, begeben wollten, und er bot ihnen an, sie in seinem Wagen dahinzubringen, obgleich er eine beträchtliche Strecke zurückfahren mußte. Dieser Baron ist nämlich nicht bloß ein elegant aussehender, sondern auch ein nobel handelnder und überhaupt ein sehr gutmüthiger Mensch, wengleich er leider durch zu große Mittel sich zu Verschwendungen hinreißen läßt. Vier Herren nahmen nun auf die Einladung des Barons in seinem schönen Wagen Platz, den er bei seiner Rückkehr von einer großen Reise aus Berlin sich mitgebracht hatte. Da er alles gesehen und genossen hatte und stets nach etwas Neuem, Pikanterem verlangte, so meinte man schon, er würde zu den Mormonen gegangen sein, als man in längerer Zeit nichts von ihm gehört hatte. Nunmehr ist er glücklich verheirathet, so daß er die Zahl der Heiligen am Salzsee wohl nicht vermehren wird.

Indeß folgen wir jetzt mit unsern Blicken der davonrollenden Equipage des Barons!

So lange man auf der Landstraße war, liefen die vier Pferde zwar sehr schnell, aber die Sache hatte noch nichts Bedenkliches, was sie aber sogleich gewann, als man die große Brücke, die über einen

Arm des Libauer Sees führt, passirt hatte und in die Stadt einfuhr. Hier erinnerten sich nämlich die Pferde unglücklicher Weise, daß gerade an dieser Stelle immer furchtbar auf sie losgepeitscht worden, damit sie schnell, wie der Blitz, die Große Straße hinabfliegen sollten. Gleich hinter dem Thor, wo ein freier Platz beginnt, in den die Große Straße mündet, machten sie einen rasenden Sprung, die Achse des Wagens brach, und die darin sitzenden Herren wurden herausgeschleudert. Der kutschirende Herr Baron und sein Bedienter flogen ebenfalls nicht allzu sanft von ihren Sizen. Die Hand des Himmels waltete sichtbar über Allen, indem die Herren insgesammt mit leichten Beschädigungen davonkamen. Die Gefahr war ganz dieselbe, die dem Herzoge von Orleans und dem Könige von Sachsen ein so jämmerliches Ende bereitete. Wären die Kurländer gleich jenen fürstlichen Personen getödtet worden, so würden viele Waisen entstanden sein, da die herausgeschleuderten Herren, nämlich der Graf Keyserling, der Freiherr von Kleist und der Freiherr von Osten-Sacken, sämmtlich eine zahlreiche Familie hatten. Der Anblick, als die vier Rappen wie der Blitz dahinschoffen, und der hochgebaute Wagen plötzlich umschlug, soll ein überaus beängstigender gewesen sein. Viele Damen stürzten, vor Schreck weinend, aus den Thüren, um den Herren ihre Dienste anzubieten und sie in ihre Häuser einzuladen. Wie gesagt, sämmtliche Herausgeschleuderte

kamen ziemlich gut davon, mit Ausnahme des Grafen Keyserling, der die Wunden, die durch den heftigen Fall und die spitzen Steine des Straßenpflasters am untern Fuße entstanden waren, zuerst vernachlässigt hatte und deshalb später mehrere Monate sich mit Verbänden und dem peinlichen Verharren in einer eingezwängten Lage abquälen mußte. Der Uebelthäter, Baron von B—r, trug außer dem Schrecken gar keine Strafe davon, indem er am andern Tage mit denselben vier Rappen, freilich mit einem weniger guten Wagen, den er sich vom Lande hatte hereinkommen lassen, auf sein Gut kutschirte. Da ich für die geringen Leute mich immer am meisten interessire, und sie bei dergleichen Gelegenheiten stets am schlechtesten fortkommen, so fragte ich sofort nach dem Bedienten und hörte zu meiner Freude, daß er sich nur etwas geschunden habe und sonst ganz wohl sei. Außer dem Bedienten kam auch ein Herr D—w, der als Bekannter des Barons mit im Wagen saß, und dessen ich noch später Erwähnung thun werde, ganz gesund von dieser halsbrechenden Fahrt nach Hause. Auch über seine Unversehrtheit freuete ich mich innig, da er bei einer bedeutenden Beschädigung auf nicht so zarte Pflege hätte rechnen können, indem er einmal unverheirathet und dann unbemittelt ist.

Uebrigens benutzten die Libauer dies Ereigniß, das großes Aufsehen machte, um den Polizeimeister in einer energischen Petition zu ersuchen, daß er den

Herrn Baron verwarnen und ihm ein- für allemal verbieten möge, seiner rasenden Art zu fahren in den Straßen Libau's die Zügel schießen zu lassen. Der Polizeimeister sandte auch in der That zu dem Herrn Baron und ließ ihn auffordern, den Bürgern Libau's keinen neuen Schrecken einzujagen, sondern künftighin, wie die übrigen vernünftigen Menschen, die ihre gesunden Gliedmaßen zu behalten wünschten, fahren und reiten zu wollen. Ueber die artige oder unartige Antwort des Barons cursiren verschiedene Lesarten.

Noch einige andere, theils komische, theils aufregende Ereignisse, die den Libauern vielen Stoff zur Unterhaltung lieferten, werde ich in selbstständigen Bildern vorführen, umsomehr, da die eine Begebenheit nicht in die Saison von 1856 fällt, sondern sich schon früher zutrug.

Ein Schönheitsstreit.

Genrebild aus dem Libauer Badesleben.

Wohl nie war Libau so aufgeregert gewesen, als in der Saison, wo die Generalin Gräfin R— und die Advocatin G— sich um die Palme der Schönheit stritten. Die Gräfin hatte den Lenz des Lebens schon hinter sich, war der ersten Jugendfrische beraubt, aber noch immer eine sehr fesselnde Erschei-

nung. Sie hatte die Petersburger Eleganz und machte eine ausgezeichnete Toilette. Die Advocatin war keine vollkommene Schönheit, aber sehr lieblich, sehr frisch, wie ein Mairöschchen, noch feucht vom Morgenthau. Beide Damen hatten Geist, die Gräfin vielleicht bessere Manieren, in so fern die in kleinen Städten aufgewachsenen Frauen nie jenes leichte, sichere, sich stets zu Hauseühlende Wesen annehmen, wie es Denen zur andern Natur wurde, die seit Jahren in den Salons Hunderten von spottenden, auf jedes Ridicüle lauenden Blicken Troß geboten haben. Die Gräfin wie die Advocatin hatten einen großen Kreis von Verehrern um sich. Doch da es nicht in Paris war, wo die Blasirtheit der männlichen Jugend oft aus Neigung für den haut-goût schon etwas verwelkten, aber durch ausgezeichnete Toilette die zudringlichen Boten des herannahenden Alters auf's Kunstvollste verhüllenden Damen viel lieber den Hof macht, als ihren thauessrischen, in aller Naivetät des Geistes und in ungeschmückter Natur des Körpers prangenden Schwestern, so erging es der Petersburger Centifolie weniger gut, wie dem Libauer Beilschen. Die jungen kurländischen Edelleute, die meist sehr gebildete Menschen sind, obgleich sie gerade nicht das an sich haben, woran man in einzelnen Pariser Salons, obschon mit Unrecht, den wahrhaften Elegant schätzt, bringen von ihren Reisen nur höchst selten Blasirtheit mit in die Heimath, und ist der Eine oder der Andere von

ihnen mit dieser modernen, vornehmen Krankheit behaftet, so findet er bald seine Genesung in der gefundenen Atmosphäre des elterlichen Hauses. Deshalb machten auch die jungen kurländischen Edelleute der frischen, anmuthigen Advocatin mehr den Hof, als der zwar immer schönen, aber doch — man mochte es noch so mild ausdrücken — etwas verblühten Gräfin. Ein Ball auf dem Rathhause sollte endlich an den Tag bringen, welche Farbe die jungen Herren geneigter wären zu tragen, ob die der Petersburger großen Dame, oder der schlichten, aber hübschen und frischen Libauerin.

Wie unter dem schönen Geschlechte die Gräfin R— und die Advocatin G— besonders hervorstrahlten, so hatte das Herrenpersonal als einen der stattlichsten und gewandtesten Cavaliere den Baron von R— aufzuweisen, von dem sich deshalb auch alle Damen sehr gern den Hof machen ließen. Dieser unstätte Schmetterling, vor dem die Blumen ihre bezauberndsten Düfte ausströmten, damit er sie umflattere und umschmeichle, schien noch ungewiß zwischen der Gentifolie und dem Beilchen zu schwanken. Der eben erwähnte Ball auf dem Rathhause sollte nun die Entscheidung bringen, zu welcher er zuerst hinflattern werde.

Die Bälle, welche in Libau während der Saison stattfinden, werden, um es beiläufig zu bemerken, theils in dem Saale eines ungefähr eine Werst von der Stadt entfernt liegenden Pavillons, theils in dem

Rathhause gegeben. Die in dem Pavillon tragen mehr den Charakter eines *bal champêtre* an sich, während die im Rathhause gegebenen theilweise durch glänzende Toiletten sich auszeichnen, was übrigens das sehr schöne Local zu beanspruchen das Recht hat. Die Libauer sind auf ihren geschmackvoll decorirten Saal natürlich nicht wenig stolz, und wie man es für unverzeihlich erklärt, in Rom gewesen zu sein, ohne den Papst gesehen zu haben, so würden die Bewohner der von mir sehr geschätzten baltischen Seestadt mitleidig über den Menschen die Achsel zucken, der seinen für das Schöne erstorbenen Sinn dadurch an den Tag legte, daß er versäumt, so herrliche Räume in Augenschein zu nehmen. Im Pavillon sind die Toiletten viel einfacher, und die jungen Herren tanzen dort in weißen Pantalons und Oberrocken.

Doch wenden wir uns jetzt zu der Gräfin R—, die in dem schönen Saale des Libauer Rathhauses, höchst geschmackvoll gekleidet, in großstädtischer Sicherheit, in einen Fauteuil zurückgelehnt, thronend da sitzt und ihres Triumphes gewiß zu sein scheint. Nicht weit von ihr steht, an eine Säule gelehnt, in nicht so reicher, aber sehr vortheilhafter Toilette, die frische, anmuthige Advocatin G—. Ich glaube schon die Neugierde Aller erwähnt zu haben, ob der Adonis der Badegesellschaft, der Baron von R—, der Gräfin R— oder dem Libauschen Beilschen den Vorzug geben werde.

Jetzt beginnt das Orchester zu spielen, der schlanke Baron von K— eilt der Richtung zu, wo die Gräfin K— und die Advocatin G— in nicht geringer Entfernung, die Eine stolz thronend, die Andere grazios lehnend, sich klopfenden Herzens befinden. Die Blicke des ganzen Saales folgen den Bewegungen des jungen Barons; Jeder erwartet, daß er die vornehmste Dame, in deren Mienen sich eine majestätische Siegesgewißheit abspiegelt, zum Tanzführen werde. Aber nein, er eilt der Gräfin vorüber, und der schlanke, schöne Jüngling verneigt sich, um die Ehre eines Walzers bittend, vor der hold erröthenden Advocatin G—.

Die Gräfin K— machte sich nun des für eine Großstädterin unverzeihlichen Fehlers schuldig, daß sie ihre Empfindlichkeit zur Schau trug, während sie die höchste Gleichgültigkeit hätte heucheln und sich das Ansehen geben müssen, als halte sie es für gar nicht möglich, daß eine kleine Dame der Provinz wagen werde, mit ihr um den Preis zu ringen. Und falls sie etwa vor der Thatsache, daß der Baron K— sie der Dame aus der kleinen Stadt nachgesetzt habe, die Augen nicht verschließen durfte, so mußte er ihr durch diesen verkehrten Geschmack doch so provinziell und lächerlich geworden sein, daß er ihr seitdem nur als eine komische Figur, aber nicht mehr als Courmacher erscheinen konnte. Ein Mensch nun, der ganz den Charakter eines „großen und vornehmen Herrn,“ eines „Elegant“ verloren hatte, existirte überhaupt

nicht für sie. Da sie sich aber empfindlich zeigte und durch gereiztes Wesen Blößen gab, so machte man sich mit allen möglichen Waffen über sie her und verwundete sie mehr als einmal auf's Schmerzlichste. Am Schwersten ward sie wohl von einigen Spottversen getroffen, die so lauteten:

„Biel lieber tanz' ich mit der Frau,
Der lieblichen, des Advocaten,
Als mit Ruinen alter'sgrau,
Die einst umspinnen von Soldaten.“

Doch man begnügte sich nicht mit gereimter und ungereimter Ironie und Satyre, man verfuhr beinahe handgreiflich. Da nämlich wegen der großen Sommerhize die Domestiken der Gräfin während der Nacht einige Fenster des Wohnzimmers, das auf die Straße ging, aufgelassen hatten, so fanden sie am Morgen Häringsslake und andere sehr wenig wohlriechende Sachen in die Stube geschleudert. Es sollen sich auch darunter explodirende Stoffe befunden haben, die, wenn gerade nicht lebensgefährlich verletzen, doch äußerst erschrecken konnten. Die Generalin zeigte sich — so erzählte man mir — auf's Aeußerste erboßt über dies nächtliche Attentat und verlangte vom General-Gouverneur eine strenge Untersuchung. Dieser — ich berichte immer, wie man mir erzählt hat — schickte auch in der That einen sehr gewandten Polizeiagenten, der Nachforschungen bei allen Kaufleuten anstellte, die mit explodirenden Stoffen handelten. Es soll ihm gelungen sein, auf diesem Wege den nächtlichen Uebelthäter zu entdecken. Da dieser

aber von vornehmer Geburt war, so vertuschte man die ganze Sache. Die Gräfin R— ist seitdem nicht wieder nach Libau gekommen und verachtet natürlich in ihrem Petersburger Palaste die kurischen Kleinstädter auf's Gründlichste, die so schwerfällig waren, daß sie nicht einmal ihr zu Füßen zu sinken verstanden.

Uebrigens machte dieser Schönheitsstreit zwischen der Gräfin R— und der Advocatin G— ein solches Aufsehen, daß die Kunde davon in die Petersburger Salons drang. Eine Allerhöchste Person soll sogar maliciöser Weise die Gräfin R— um eine Schilderung der lieblichen Advocatin G— gebeten haben.

Die Engländer vor Libau.

Man entsinnt sich, wie im Frühling des Jahres 1854, bald nach erfolgter französisch-englischer Kriegserklärung, eine der stolzesten und mächtigsten Flotten, die je von Albion ausgesandt waren, sich gegen die russische Ostseeküste in Bewegung setzte.

Einen nicht geringen Schrecken hatten nun die friedlichen und harmlosen Bewohner Libaus, der südlichst gelegenen russisch-baltischen Seestadt, als plötzlich ein Theil der eben erwähnten Flotte vor dem Hafen erschien und ein Parlamentär an's Land stieg, der mit der obersten Behörde eine Besprechung

verlangte. Die oberste Behörde in Libau ist nun der Magistrat. Bald raunten sich die erschreckten Bürger in's Ohr, daß der englische Parlamentär die Auslieferung sämmtlicher im Hafen befindlichen Schiffe gefordert, und daß er für den Fall der Verweigerung mit einer Einäscherung der Stadt gedroht habe. Leider erwies sich diese Drohung nicht als bloßes Gerücht, sondern als strengste Wahrheit. Die Breitseiten der englischen Fregatten lagen der offenen, auf keine Weise zu vertheidigenden Stadt zugekehrt, und da der Befehlshaber der Escadre dem Magistrate nur wenige Stunden Bedenkzeit gab, so war eine Beschießung Libau's mehr als wahrscheinlich. Jetzt wollten die in Angst gesetzten Bürger retten, was nur irgend anginge. Man konnte nicht Wagen genug bekommen, um seine Habseligkeiten auf das Land zu flüchten. Zum Unglück hatten die Libauer nur eine Möglichkeit des Entkommens, nämlich eine große Brücke, die über einen breiten Canal führt, der die Libau'sche See mit dem Meer verbindet und zugleich zum Hafen dient. Auf andere Weise vermochten sie nicht in das innere Land zu kommen. Die besonneren Bewohner Libau's beschäftigten sich natürlich mit der Rettung ihrer Familien, ließen aber in ihrem Hause alles unangerührt, da sie die Möglichkeit voraussahen, daß es nicht zum Aeußersten kommen werde, und sie deshalb ihre Sachen nicht unnützen Beschädigungen aussetzen wollten. Die Engländer hatten übrigens, um

über ihre Entschiedenheit keinen Zweifel obwalten zu lassen, den Magistrat ersucht, die Krankenhäuser mit Fahnen bezeichnen zu wollen, damit sie auf diese ihre Geschütze nicht richten möchten. Der Libauer Magistrat gab, da ihm alle Mittel des Widerstandes fehlten, vernünftiger Weise nach und ertheilte in Bezug auf die verlangten Schiffe den Engländern die, im Alterthum so berühmte Antwort: „Kommt, und holt sie!“ Dies erwiederte bekanntlich Leonidas dem Abgesandten des Xerxes, als der stolze Perserkönig ihn auffordern ließ, ihm die Waffen seines kleinen Heeres zu überliefern. Die Lacedämonier schlugen, wie nicht minder bekannt ist, ihren Heldenkönig an der Spitze, die Perser tüchtig auf die Köpfe, als diese wirklich herbeikamen, um den tapfern, die Schwelle ihres Vaterlandes vertheidigenden Griechen die Waffen abzunehmen. Der Libauer Magistrat hatte bei seiner, der Form nach so heroischen Antwort durchaus nicht die Absicht, dem großen Leonidas nachzuahmen und mit einer antiken Aeußerung unter den Trümmern der Stadt zu sterben. Nein, er sah nur ganz richtig ein, daß es nicht schicklich sein werde, die im Hafen liegenden Schiffe den Engländern gleichsam als Geschenk in's Meer hinauszubringen, und gab ihnen deshalb anheim, sie sich zu holen, um dadurch den Charakter der Unfreiwilligkeit zu retten und den Zwang zu constatiren. Die Engländer kamen nun auf starkbemannten Böten, auf denen je zwei Kanonen stan-

den, in den Hafsen und holten sich Alles heraus, was ihren Augen wohlgefällig war. Sie fanden nicht den geringsten Widerstand, da die Regierung, um den Engländern jeden Vorwand zu nehmen, gegen die Stadt zu wüthen, dem Militär befohlen hatte, sich im Frühlinge, sobald das erste Kriegsschiff sichtbar werde, in die Umgegend zurückzuziehen. In Libau war deshalb kein einziger Soldat, und die Engländer hatten bei ihrer ruhmlosen Expedition nichts zu befürchten.

Gewiß ist Alt-England wegen seiner freien Institutionen und seines sittlich-ernsten Volkscharakters Niemandem theurer, als mir. Aber meine Zuneigung macht mein Urtheil nicht partiisch. Und so spreche ich es denn unbedenklich aus, daß das Benehmen der Söhne Albions an den Küsten der russisch-baltischen Provinzen mild mit dem Namen „unritterlich“ bezeichnet wird. Nordamerikaner, die während des letzten Krieges in Rußland weilten und denen von Ehrenmännern, deren Zeugniß nicht angezweifelt werden konnte, Züge von unentschuldbarer Rohheit, deren sich die Engländer schuldig gemacht, erzählt wurden, qualificirten dies Benehmen eines ihnen so nahe verwandten Volkes in wenig schmeichelhafter Weise. Die Wohnungen armer Strandbauern zu zerstören und ihnen ihr Vieh mit Revolvers muthwillig todtzuschießen, wird stets als eine Unwürdigkeit verdammt werden müssen.

Uebrigens haben die Engländer durch ihre

Drohung, Libau in Grund und Boden zu schießen, nicht bloß im Frühling des Jahres 1854 viele Tausende friedlicher Bürger in die höchste Angst versetzt, sondern auch später dem Bürgermeister dieser freundlichen kurischen Seestadt durch die Uebersendung eines Chesterkäses keine geringe Verlegenheit bereitet.

Eines schönen Tages nämlich hatten die Engländer einen sehr befremdlichen Anfall von Galanterie und schickten dem Bürgermeister Libau's einen Käse, wie selten ein schönerer das Auge entzückt hatte. Der Bürgermeister debattirte lange in seinem Innern die Frage: „Annehmen oder Ablehnen?“ und wollte eben, wie ein berühmter preußischer Publicist bei Gelegenheit des Februar-Patents von 1847, sich für das negative Verhalten entscheiden, als der englische Ueberbringer verschwunden war, sein verführerisches Geschenk aber zurückgelassen hatte. Doch der patriotische Bürgermeister empfand jetzt gewaltige Gewissensbisse, von dem Feinde ein Geschenk angenommen zu haben. Andererseits sah der Käse so verführerisch aus, daß ihm vor Begierde das Wasser im Munde zusammenlief. In diesem Dilemma wußte er sich gar nicht zu helfen und, seinem eigenen Urtheile gänzlich mißtrauend, rapportirte er über den Chesterkäse an den Gouverneur nach Mitau. Dieser nun soll dem Bürgermeister wegen der Annahme eines Geschenkes aus Feindeshand eine ellenlange Nase ertheilt, zugleich aber auch verlangt haben, das corpus delicti zu sehen. Mit an-

deren Worten, der herrliche Chesterkäse mußte eine Wanderung nach Mitau antreten.

Dieser famose Käse soll noch mannigfache Schicksale gehabt und die Geruchsnerven mehr als einer vornehmen Person auf's Angenehmste gekitzelt haben. Indessen — ich verbürge übrigens diese unerhörte Enthaltbarkeit keineswegs — soll doch der Gaumen sämtlicher russischen Beamten zu patriotisch gewesen sein, um sich an diesem englischen Geschenke zu laben.

Ueber das endliche Schicksal dieses Chesterkäses waltet ein mysteriöses Dunkel. Vielleicht wird nach hundert Jahren ein tiefsinniger Geschichtschreiber die Magenöhle bezeichnen, in die dieser Chesterkäse hinabgeglitten ist.

Da in Kurland im Frühling ein abscheulicher Käse (Knappkäse genannt) fabricirt wird, und später gar nichts in diesem Genre zum Vorschein kommt, so hätte ich, wäre mir der vielbesprochene englische Chesterkäse zu Gesicht gekommen, demselben jede weitere Wanderung erspart und den russischen Beamten über den peinlichen Streit zwischen ihrem zarten Gewissen und ihrem begehrliehen Magen hinweggeholfen.

Wenn Albion in der Literatur den Humor am Besten repräsentirt, und wenn der Humor vielleicht nicht ganz unrichtig mit einem thränenden und einem lachenden Auge dargestellt wird, so haben die Engländer im Jahre 1854 den Libauern ganz wider

ihren Willen zum Humor verholffen. Die Libauer weinten, als ihre Stadt bombardirt werden sollte; sie lachten, als ihr guter Bürgermeister wegen des geschenkten Chesterkäses so tausendfache Verlegenheiten hatte. Zum Glück währte das Lachen länger, als das Weinen.

**Ob Venuspriesterin? ob Bürgertochter? oder:
Harry der Kühne.**

Daß unter den Adeligen und vornehmen Bürgerlichen, die zu einander in gesellschaftliche Beziehungen treten, immer kleine Zwistigkeiten ausbrechen, indem die Letzteren sich hintenangesezt glauben, während die Ersteren über zu große Empfindlichkeit des Tiers-Stat klagen, ist ein unvermeidliches Uebel, das sich allenthalben in der Welt wiederholt. Da ich bei meinem liebenden, weiten, die ganze Menschheit umfassenden Herzen mich unmöglich in einen einzigen Stand einpferchen lassen kann, sondern alles an meinen Busen drücke, was warm fühlt, was groß und edel denkt, so habe ich immer über diesem Zanke der Parteien geschwebt, und mit dem hellen Auge des unbetheiligten Zuschauers die streitigen Punkte in's Auge fassend, mich stets auf die Seite Derer geneigt, die wirklich recht hatten, mochten sie nun hochadelige Titel führen, oder einfache bürgerliche Namen tragen. Wenn ich die

traurige Verengerung erleiden und mich auf eine Classe des Volks beschränken lassen müßte, so würde ich natürlich den vierten Stand wählen, weil er bis jetzt nur den Abhub bekommen von der Freudentafel des Lebens, und weil, wenn er mich als seinen Bruder liebgewonnen und zu mir Vertrauen gefaßt hätte, ich vielleicht ihm Mittel und Wege angeben könnte, wie er ohne Aufruhr und gewaltsame Handlungen zu glücklicheren und gesicherteren Verhältnissen gelangen würde. Weil ich also bei der Erzählung nichtiger Rangstreitigkeiten, für die ich gar kein Verständniß habe, jene Neutralität beobachte, wegen welcher Preußen in dem englisch-französisch-russischen Kriege von der „Times“ mit solchen Unfläthereien überschüttet ward, so höre ich dergleichen Berichte mit großer Unparteilichkeit an und lächele fein über die Schwächen der armen Menschenkinder. Dieß ist wohl der einzige Fall, wo mich die Selbstgefälligkeit des Pharisäers beschleicht, und ich meinem Schöpfer danke, nicht so zu sein, wie die Andern. Da ich mich also weder zum Adel, noch zum Bürgerstande, sondern zum Volke im weitesten Sinne des Wortes rechne, so lasse ich mir die Rang- und Ehrenstreitigkeiten zwischen Aristokratie und Bourgeoisie mit einer Gemüthsruhe erzählen, wie Jupiter vom hohen Olymp oder Ida auf die Kampffscenen des trojanischen Krieges herabblickte. Er war ja anfangs bekanntlich fest entschlossen, weder den Griechen noch den Trojanern beizustehen.

Auch in der Libauer Badegesellschaft klappt zwischen dem Adel und dem Bürgerstande, der meist aus den Honoratioren der Stadt besteht, eine weite Kluft. Gewöhnlich verschwinden die Bürgerlichen am Nachmittage beim Pavillon, sobald die Adelligen, die wegen ihres spätern Essens auch später erscheinen, in Sicht sind.

„Geh' du linkwärts, laß mich rechtwärts gehen.“

In früheren Zeiten sollen die Adelligen und bürgerlichen Bestandtheile der Badegesellschaft in vertrauteren Beziehungen zu einander gestanden haben. Ihre Entfremdung soll durch ihre verschiedene Beurtheilung eines und desselben Factums hervorgerufen worden sein. Die Adelligen sahen nämlich in dem Factum, bei dem Cavallerieofficiere die Hauptrolle spielen, einen verzeihlichen Jugendübermuth, während die Bürgerlichen von unerhörter Sittenlosigkeit und von Entweihung von Räumen sprachen, die nur der Tugend und Ehrbarkeit offen stehen sollten.

Ich komme jetzt zu dem Factum, welches den Streit veranlaßte und die Trennung herbeiführte.

Die Officiere des Husarenregiments „Graf Pahlen“, in dem viele Kurländer dienen, befanden sich eines schönen Abends im Libauer Pavillon, waren alle von der herrlichsten Laune und hatten gute Musik, aber leider keine Damen, mit denen sie sich im Kreise hätten herumdrehen können. Da Officiere nicht unentschlossenen Charakters sein dürfen, so traten sie in den Park, wo hübsche Mädchen,

— wie sie annahmen, aus dem ehrbaren Volke — sich im Köhlen ergingen, und da die Marsköhne dem schönen Geschlechte gegenüber keine aristokratischen Vorurtheile hegen, so luden sie dieselben ohne Weiteres ein, mit ihnen im Saale zu tanzen. Die flinken Mädchen ließen sich das nicht zweimal sagen, und jeder Officier erschien bald wieder im Saale, am Arme eine Dulcinea, von der er allerdings den Stammbaum nicht allzu genau kannte. Er wußte nicht, ob der Vater seiner Schönen einen Stiefel oder eine Scheere im Wappen führe. Bald schmetterte die Musik, und die Paare flogen hin in bacchantischem Tanze. Doch jeder Kelch hat auf seinem Grunde ein Tröpfchen Wermuth, und den Officieren sollte auch ihre Freude vergällt werden, da eine seltsame Garde ankam, um sie gefangen abzuführen.

Libauer Bürger hatten draußen bei Bier oder Wein unter den Arcaden gefessen, vielleicht auch gefannegießert — denn selbst in früherer Zeit ließ man sich in Rußland das Politisiren nicht ganz nehmen — und hatten mit höchstem Entsetzen eine Menge Mädchen in den Pavillon führen sehen, von denen sie durchaus nicht wußten, ob ihre Väter einer Zunft oder einer Gilde angehörten, und die ihnen jedenfalls nicht als Bestalinnen, sondern als Priesterinnen der Venus erschienen. Da nun die Libauer Bürger gute und fromme Christen sind und keineswegs zeitweise Götzendienst treiben, wie es bei den Letten allerdings noch vor weniger als einem Jahr-

hunderte vorkam, so wollten sie den Venuspriesterinnen durchaus nicht den Aufenthalt im Pavillon gönnen, sondern waren fest entschlossen, sie sammt ihren Anbetern daraus zu vertreiben. Sie eilten also in die Stadt, auf das Rathhaus und schrieen Zeter. Auf ihr jämmerliches Geschrei setzte sich eine berühmte Garde in Bewegung, über deren „Ruhfuß“ der Kladderadatsch noch mehr würde gespottet haben, als über die weiland Berliner Bürgerwehr.

Ich muß jetzt kurz der seltsamen Garden gedenken, die überall in den Städten der Ostseeprovinzen vorhanden sind, aber nur bei festlichen Gelegenheiten erscheinen. Ich war nicht so glücklich, ihres Anblickes theilhaftig zu werden. Non cuique contingit adire Corinthum. Diese Garden haben folgenden Ursprung:

Alle Städte der Ostseeprovinzen, wie überhaupt die Städte im Mittelalter, pflegten ihre Bürger in den Zeiten, wo noch Municipalfreiheit blühte, und wo die Staaten noch keine stets bereiten, ungeheuren Heere auf den Beinen hatten (eine wenig lobenswerthe Nachahmung des autokratischen, erobersüchtigen Ludwig des Bierzehnten), sondern wo der Mensch, der auch nicht Soldat war, sich oft genöthigt sah, zur Vertheidigung von Weib und Kind und zur Abwehr fürstlicher Bedrückung zu den Waffen zu greifen, die Städte der Ostseeprovinzen pflegten also ihre Bürger häufig zu militärischen Uebungen herbeizuziehen. Die bewaffneten und uniformirten Bür-

ger traten in Corps zusammen und übten sich an bestimmten Tagen der Woche während der schönen Jahreszeit im Exerciren, Schießen und sonstigen soldatischen Verrichtungen. Nach den verschiedenen Farben, welche die einzelnen Corps trugen, wurden sie die „blaue, grüne und rothe Bürgergarde“ genannt. Seitdem sich aber der Militärstaat mehr ausgebildet hat, sind diese Waffenverbrüderungen der Bürger überflüssig geworden. Da sie sich weniger üben, wurden sie im Handhaben der Waffen ungeschickt und deshalb lächerlich. Die blaue Garde, welche aus Kaufleuten erster Gilde gebildet wird, ist beritten. Die nächstvornehme grüne Garde hat Commis und die letzte Handwerker zu ihren Bestandtheilen. Diese Garden, insofern sie Libauer Stadtbürger waren, hatten einen Ehrentag, in dessen Rückerinnerung sie noch heute schwelgen, nämlich als sie den Kaiser Alexander I. einholen durften. Aber die militärischen Annalen dieses Tages sind für die berittene blaue Garde nicht allzu glanzvoll. Der Kaiser sprengte nämlich in kurzem Galopp die vor dem ehemaligen herzoglichen Palais aufgestellte blaue Garde hinunter. Sich erkundigend, wie der Commandeur dieser für ein militärisches Auge allerdings bedenklich aussehenden Truppe heiße, erfuhr der Kaiser, daß derselbe „Major Friedrichs“ titulirt werde. Alexander, der Lust hatte, sich die freundliche Stadt etwas genauer anzusehen, und der zugleich bei seinem liebenswürdigen Natürell den

Garden für ihr Einholen eine Artigkeit zu erzeigen wünschte, beschloß, ihren Anführer während des Rittes durch Libau an seine Seite zu berufen. Kaum aber war der Name „Major Friedrichs“ aus kaiserlichem Munde erschollen, als dem Träger desselben alles vor den Ohren schwirrte; Schauer der Ohnmacht umhüllten seine Lebensgeister; er sank auf das Straßenpflaster, und sein herrenloses Pferd brachte eine furchtbare Verwirrung in die Reihen der entsetzten blauen Garde. Der Kaiser, stets zart und theilnehmend, machte der allgemeinen Verlegenheit durch einige glücklich gewählte Worte ein baldiges Ende.

Ich sah während der Badesaison von 1856 in Libau einen Herrn Harry, der kleiner als Napoleon war, ihn aber an Verwegenheit weit zu übertreffen schien, mit koketten Kopfbewegungen und herausforderndem Blicke täglich auf einem lendenlahmen Schimmel bei dem Pavillon vorbeisprennen. Er trug stets das triumphirende Aussehen zur Schau, von dem Alexander der Große in dem Augenblicke gestrahlt haben muß, als er die Tüden des Bucephalus besiegt hatte, und sein Vater ihm zurief, daß Macedonien für ihn zu klein sei. Das Bild dieses berühmten Herrn Harry ist der Nachwelt erhalten. Um nach seinem Tode Streitigkeiten über die Farbe seiner Augen oder die Schwanzlänge seines Rosses unmöglich zu machen, hatte er die Vorsicht, sich abconterfeien zu lassen. Das Bild zeigt ein mächtiges

weißes Pferd, und oben auf dem Sattel bemerkt man, aber erst nach mehrmaligem Hinschauen, gleich einer Hutschachtel auf einem Kameelrücken, einen kleinen dunklen Punkt, der den Reiter vorstellen soll. Bekanntlich macht ein Ritter in einer Körnerschen Ballade mit seinem herrlichen Rosse einen gewaltigen Sprung von einer Felsenjacke zur andern und entgeht so den ihn verfolgenden Feinden. Für diese kühne That erhielt er den Ehrennamen: „Hararas der kühne Springer“. Da nun der Name des kühnen Libauers ähnlich lautet, so würde ich vorschlagen, ihn mit demselben Prädicate auszuzeichnen. Sollte je ein Herrscher Rußlands Libau mit seinem Besuche beehren, so können die Bürger über den Anführer der blauen Garde keinen Augenblick in Zweifel sein. Harry der Kühne wird dem Kaiser auf seinem Schimmel so viele Capriolen vormachen, daß diesem Hören und Sehen vergeht, und er sich zu dem bittenden Ausrufe gezwungen sieht: „Laß jetzt es genug sein des grausamen Spiels!“

An diese Garden dachten nun die Libauer Philister, als sie den kühnen Plan faßten, die Husarenofficiere aus dem Pavillon zu vertreiben. Ob Harry der Kühne offen an der Spitze stand oder nur vom Hintergrunde aus alles lenkte, darüber lauten die Lesarten verschieden. Doch zwingt mich der Wunsch nach Unparteilichkeit, hier einzuschalten, daß der Pavillon ein Eigenthum der Stadt ist, die Bürger in-

sofern also wohl ein Recht hatten, in seinen Räumen keine Hetären dulden zu wollen.

Als die blaue, grüne und rothe Garde — ich sehe im Geiste das wetterleuchtende Auge Harrys des Kühnen und höre, wie er eine feurige Rede hält — als nun die Garden den Pavillon umzingelt hatten, traten ihre Anführer voll Würde in den Saal und eröffneten den Officieren den Zweck, zu welchem sie erschienen seien. Da erhob sich ein homerisches Gelächter von Seiten der Marsföhne; sie zogen ihre Säbel, entrißen der perplexen blauen, grünen und rothen Garde ihre Gewehre und luden sie dann höflichst ein, ob sie vielleicht ein Tänzchen mitmachen oder als ihre Gäste Champagner mit ihnen trinken wollten. Die indignirten, ihres Ruhfußes beraubten Bürger zogen sich grollend zurück und reichten später eine Beschwerde beim Gouverneur ein. Die Sache ward untersucht, und da die Schuld auf beiden Seiten gleich groß befunden wurde, so sollen sowohl die Officiere wie die Philister, welche die blaue, grüne und rothe Garde bildeten, eine tüchtige Nase bekommen haben.

Der Adel lachte mit den Officieren über „Viel Lärm um Nichts“; die Libau'sche Bürgerschaft schmollt sammt der berühmten Garde über die Entweihung des Pavillons durch Hetären; Harry der Kühne hegt seitdem eine unbesiegbare Abneigung gegen alles Militär. Die Marsföhne bleiben dabei daß sie mit anständigen Bürgertöchtern und nicht

mit Priesterinnen der Venus tanzten. Die Entscheidung überlasse ich dem weisen Salomo, der tausend Weiber hatte, also auf diesem Felde reiche Erfahrungen sammelte.

Seit dieser Pavillonscene sind die Beziehungen zwischen den Adeligen und Bürgerlichen während der Libauer Badesaison sehr kühl und frostig, oder, richtiger gesagt, es bestehen gar keine.

Die kurische Damenwelt.

Meine heutige Betrachtung ist der Blüthe der Menschheit, der Frau, gewidmet.

Nie habe ich an die Schiller'schen Verse:

„Ehret die Frauen! sie flechten und weben
Himmliche Rosen in's irdische Leben u. s. w.“

so häufig gedacht, als wenn ich über das weibliche Geschlecht Kurlands Beobachtungen anstellte. Wie viel Würde! Wie viel Anmuth! Wie viel Klugheit! Welche gediegenen Kenntnisse! Welche Bescheidenheit! Welche Frömmigkeit! Welche Demuth! Welcher Wohlthätigkeitsinn! So könnte ich mich noch seitenlang in Ausrufen der Bewunderung fortbewegen. Niemals wird eine Schilderung die Tugenden der kurischen Frauenwelt würdig zur Anschauung bringen. Fragt man, was ist die Bestimmung der Frau? so würde darauf richtig geantwor-

tet werden können: „Sich so zu verhalten und zu benehmen, wie es die kurländische thut.“ Doch da diese nicht vor Aller Augen ist, so muß ich schon eine Beschreibung geben, die leider hinter dem Urbilde sehr zurückbleiben wird. Hören wir den liebenswürdigen Fenelon, der viel über die Bestimmung der Frau nachgedacht hat. „Vor Allem soll sie ihre Kinder selbst erziehen“. Und mit welcher Unermüdlichkeit, mit welchem Geschicke kommen die kurlischen Mütter dieser Pflicht nach! Wenn man hiermit die französischen vornehmen Mütter vor der Revolution von 1789 vergleicht, die, kaum daß der Himmel ihnen Kinder geschenkt hatte, diese sofort auf's Land schickten, weil sie bei ihrem frivolen Treiben durch die Rücksicht auf Wesen, welche doch die heiligsten Ansprüche an ihre Liebe und Sorge hatten, keinen Augenblick gestört sein wollten! Talleyrand soll seinem unbeaufsichtigten Großwerden auf dem Lande und seiner der Muttersorge entbehrenden Kindheit sein Hinken zuzuschreiben haben. Wie dem auch sei, Kant hätte seine These, daß, wenn ein Vater Kinder in die Welt gesetzt habe, ihm auch obliege, dieselben zu ernähren, so erweitern sollen, daß er die Behauptung aufgestellt: „Ältern haben die heiligste Verpflichtung, die Erziehung ihrer Kinder, das Wichtigste, was es für sie giebt, bei der Befähigung und der Zeit dazu, selbst in die Hand zu nehmen, wo nicht, sie doch auf's Sorgsamste zu überwachen!“ Die kurlischen Damen nun sind wahre Muster von

Müttern. — Alle Zeit, die ihnen ihr sonstiger großer Wirkungskreis übrig läßt, widmen sie ihren Kindern. Die religiöse Unterweisung ist ihnen eine so wichtige, daß sie diese meist selbst übernehmen und höchst selten dem Lehrer oder der Erzieherin überlassen. Ihre Kinder in den wissenschaftlichen Gegenständen zu unterrichten, dazu fehlt es ihnen durchaus nicht an Kenntnissen, wohl aber an Zeit. Zum Glück fallen mir einige Verse aus der „Glocke“ ein, welche die Wirksamkeit der kurlischen Mütter auf's Treffendste zur Anschauung bringen. Wer wüßte diese nicht auswendig?“

„Und lehret die Mädchen
 Und wehret den Knaben
 Und reget ohn' Ende
 Die fleißigen Hände,
 Und mehrt den Gewinn
 Mit ordnendem Sinn,
 Und füllet mit Schätzen die dustenden Läden,
 Und dreht um die schnurrende Spindel den Faden,
 Und sammelt im reinlich geglätteten Schrein
 Die schimmernde Wolle, den schneeigen Lein,
 Und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer
 Und ruhet nimmer.“

Wenn ich eben bemerkte, daß die Zeit der kurlischen Landedeldamen zu beschränkt sei, um den Unterricht ihrer Kinder selbst übernehmen zu können, so bezieht sich dies auf den Eifer, mit dem sie in die Details ihrer großen Wirthschaft eingehen. Da kommt der Koch oder die Köchin und fragt an, was zum Mittage gegessen werden soll. Gewöhnlich geschieht dies schon am Abend vorher. Alsdann hat

die gnädige Frau die Bestimmung für vier Tafeln zu treffen, nämlich erstens für den Herrentisch, zweitens für die Jungfern und Bedienten, drittens für das deutsche und viertens für das lettische Gesinde. In die beiden letzten Kategorien fallen die Kutscher, Stallknechte, Gärtner, Buschwächter, der Meier, alle auf dem Felde arbeitenden Männer, und von dem weiblichen Personale gehören dazu die Hofmutter, die Hausmädchen, Küchendirnen und sämtliche sonst auf dem Gute in irgend einer Weise beschäftigten Frauenspersonen.

Ich glaube, daß ich erst drei Ausdrücke gebraucht habe, die für den nicht in Kurland gewesenen Leser einer Erklärung bedürfen, und zwar Buschwächter, Hofmutter, Meier. Zu den Ebengenannten muß ich noch das Wort „der Älteste“ hinzufügen, das bei uns ebenfalls in dieser Bedeutung nicht gebraucht wird. Die Hofmutter ist eine Würde, mit der tüchtige lettische Mägde belohnt werden. Es ist einer der höchsten Ehrenposten, zu dem sie emporklettern können. Sie haben in ihrer Eigenschaft als Hofmutter die ganze basse-cour unter sich, sämtliche Hähne und Hühner, Pfauen und Puter, Gänse und Enten, Schaafse und Ziegen, Ochsen und Kühe, Schweine und Kälber, Kaninchen und Tauben, mit einem Worte, sie haben die Aufsicht über den ganzen Viehstand, mit Ausnahme der Pferde. Natürlich kann die Hofmutter all' das Gethier nicht allein so genau beaufsichtigen, wie es nöthig ist, und unter

ihr stehen deshalb viele junge Lettinen, die von der Vieh-Intendantin die Befehle am Morgen empfangen und am Abend über ihr vollendetes Tagewerk Rechenschaft ablegen. Sobald nun ein außerordentlicher Fall eintritt, der in ihrem Dienstreglement nicht vorgesehen ist, so begiebt sich die Hofmutter in das Herrenhaus, um von der gnädigen Frau sich Verhaltensmaßregel auszubitten, die denn auch fast immer sehr klar und sehr zweckentsprechend ertheilt werden.

Nachdem ich einen ungefähren Begriff von der Hofmutter gegeben habe, wende ich mich zum Buschwächter. Ueber diesen kann ich kurz sein. Er hat nebst drei oder vier Gefährten die Aufsicht über die großen Waldungen des Guts, aus denen während des Winters, trotzdem, daß die Edelleute an die Bauern ausreichendes Holz verabsolgen lassen, doch vieles gestohlen wird. Ob es nun die eigenen Gutsunterthanen oder fremde Diebe sind, läßt sich nicht leicht ermitteln. Ohne dieses unablässige Umher-spähen der Buschwächter würden die Waldungen bald bedeutend beschädigt werden.

Die Definition des Meiers wird mir auch keine großen Schwierigkeiten machen. Er hat zunächst mit der „Kleete“ zu thun, was mir ebenfalls, so weit ich das deutsche Wörterbuch kenne, ein specifisch kurländischer Ausdruck zu sein scheint. Die Kleete ist ein steinernes Gebäude, in der das für die innere Oekonomie des Gutes nothwendige Getreide aufbe-

wahrt wird. An den Meier haben sich zunächst die Kutscher zu wenden, um von ihm den täglichen Haferbedarf für die Pferde zu erhalten; der Müller bezieht durch ihn das für das Gut zu mahlende Getreide, und die Wirthschafterin läßt von ihm das Mehl fordern, das sie in der Speisekammer nöthig hat, und das durch sie wieder an die Mädchen gelangt, denen das Brodbacken obliegt. Auf den kurischen Gütern befindet sich meist neben dem Eßsaale eine große Kammer, in der alles für das Frühstück Erforderliche, Kaffee, Zucker und Gewürze, auch die beaux restes eines Diners oder Soupers, kurz, die feineren Bestandtheile der Wirthschaft aufbewahrt werden. Da man diese Dinge durch das Angrenzen der Kammer an den Eßsaal gleich zur Hand hat, so nennt man diese selbst eine „Handkammer“. Die andere, in der man Mehl, die Brode für das gesammte Gesinde, getrocknete Früchte, Del, Seife, Licht zc. aufbewahrt, und die sich gewöhnlich auf dem Flur befindet, nennt man die „Außen-Handkammer“.

Wir sind jetzt mit einer Hofmutter, einem Buschwächter, einem Meier bekannt geworden; es bleibt nur noch übrig, den Ausdruck „der Älteste“ zu definiren. Dieser sogenannte Älteste hat die Arbeiten auf dem Felde zu beaufsichtigen, und da zu seinem Posten Würde und eine genaue Kenntniß des Ackerbaues gehören, so wählte man natürlich von jeher solche dazu, die sich durch Erfahrung und Umsicht auszeichneten. Dies waren nun meist die an Alter

Vorgerückten. Wie man aber heutigen Tages sich durchaus nicht streng bei den Heeren an die Anciennetät bindet, und es deshalb verhältnißmäßig sehr junge Generale giebt (ich erinnere nur aus der Jetztzeit an den tapfern, zu früh verstorbenen, französischen Marschall Bosquet und an den nicht minder heldenmüthigen russischen General von Maydell), so wird auch von dem Gutsherrn, ohne besonders auf die Jahre zu achten, bei der Wahl des Ältesten vor Allem die Tüchtigkeit in's Auge gefaßt, indem er ganz richtig berechnet, daß ein Mensch, dessen Fähigkeiten hell an den Tag treten, auch ohne weiße Haare sich bei den feinen Befehlen Untergebenen werde Respect zu verschaffen wissen.

Ich komme jetzt zu dem schön ausgefüllten Tagewerke einer kurischen Landedeldame zurück. Betrachten wir sie von dem Augenblicke an, wo sie, durch einen gesunden Schlaf gestärkt, sich vom Lager erhebt. Hat sie Kinder und darunter Mädchen, die schon das vierzehnte Lebensjahr überschritten oder sich demselben nähern, so sind diese bereits vor ihr aufgestanden und machten, nach Vollendung ihrer Schularbeiten, den Kaffee. Sie finden Tassen, Kaffeemaschine und das übrige dazu Erforderliche bei ihrem Eintreten in's Zimmer von dem Bedienten schon auf den Tisch gestellt. Den Kaffee und Zucker holen sie aus der Handkammer; frische Butter und Sahne bringt eine lettische Magd aus der Milchammer herauf. Wie der Geist der jungen Mädchen

durch tüchtige Lehrer und Gouvernanten gebildet wird, so lernen sie die innere Oekonomie durch die Anfangs kleinen, allmählig größeren Dienstverrichtungen kennen, die eine weise Mutter ihnen überträgt. Hat nun die Hausfrau ihren von der Hand eines ihrer Kinder bereiteten Kaffee getrunken, so macht sie eine oder einige Tassen für ihren Mann, der etwas länger als sie schläft. Dies ist ihr so wichtig, daß sie es keinem Andern überlassen würde. Ueberhaupt werden die Ehemänner in Kurland förmlich verzogen von ihren Frauen. Eine liebevollere Aufmerksamkeit ist nicht leicht zu finden, als die, mit der die kurischen Damen während des ganzen Tages über die Bequemlichkeiten ihrer Männer wachen. Und wie schön wissen sie sich des Wortes zu erinnern, das Gott gesprochen: „Er soll Dein Herr sein!“ Nie hört man von der Frau Angelegenheiten des Gutes, die über die Sphäre des Hauses hinausgehen, selbst entscheidend abmachen. Stets holen sie über die fragliche Sache, die doch vielleicht auch in ihr Departement hinübergreift, und die sie vollkommen fähig sein würden, ohne männlichen Beirath zu entscheiden, bei ihrem Egeherrn Belehrung und den Wortlaut seiner Meinung ein. Sie greifen nie eigenmächtig seinem Willen vor. Die kurischen Edelleute, die meist bei vieler moralischen Würde einen kräftigen Charakter haben und deshalb leicht imponiren, finden dies Verhältniß durchaus natürlich. Da sie aber bei stark ausgeprägtem Willen auch

gleichzeitig feine, von allem Eckigen und Kantigen freie Formen und viel Delicatesse des Herzens haben, so umringen sie wieder ihrerseits ihre Frauen mit der größten Zartheit und Aufmerksamkeit. So wird dem Auge des Beschauers meist ein reizendes, erbauliches Bild einer vollkommenen Ehe dargeboten. An ein solches Zusammenleben von Mann und Frau hat wohl Paul Gerhardt gedacht, als er sang:

„Voller Wunder, voller Kunst,
 Voller Weisheit, voller Kraft,
 Voller Hulde, Gnad' und Gunst,
 Voller Labfal, Trost und Saft,
 Voller Wunder, sag' ich noch,
 Ist der keuschen Liebe Joch.“

Während nun die kurische Landedeldame ihren Kaffee trinkt und für ihren bald nachkommenden Eheherrn besonders guten eigenhändig zurecht macht, läßt sie sich von ihren Knaben und Mädchen die Schularbeiten vorlesen, die diese im Laufe des Tages abzugeben haben, damit sie über die Fortschritte derselben stets *au courant* bleibe. Sind die Aufsätze so gut, daß sie verdienen, dem Vater vorgetragen zu werden, so behält die Mutter sie zurück und regaliert ihn außer mit schönem Mokka, mit dem ihm noch aromatischer schmeckenden Geistesproducte seiner Kinder. Die Gutsherren sind hier nämlich so beschäftigt, daß sie die Erziehung der Kinder fast ganz in die Hände der Frauen legen müssen und nur durch ihre Vermittelung ein helles Licht über die sittliche

und intellectuelle Beschaffenheit derselben gewinnen können. Da nun die kurischen Landedeldamen, wie ich bereits erwähnte, meist ausgezeichnete Frauen sind, so kann der Mann ihnen getrost die ganze Sorge für die Erziehung der Kinder überlassen, ohne daß deren Interesse dadurch beschädigt würde. Weil nun auch die Knaben nicht minder als die Mädchen in denjenigen Jahren, wo das Gemüth die Eindrücke am leichtesten in sich aufnimmt und am nachhaltigsten bewahrt, vorzugsweise von der Mutter beeinflusst werden, so kommt es wohl daher, daß berühmte Männer diejenigen Eigenschaften, die ihnen zur Erreichung ihrer hohen Ziele am meisten verhelfen, gewöhnlich dieser und nicht dem Vater verdanken. Es ist ein oft aufgestellter und bewiesener Satz, daß berühmte Männer meist ausgezeichnete Mütter gehabt haben. Man denke nur an Alexander den Großen, Julius Cäsar, Napoleon und Goethe.

Nachdem nun die kurische Landedeldame ihrem Manne den Kaffee besorgt und sich über das unterrichtet hat, was die Kinder während des Tages auf dem Geistesacker anbauen werden, läßt sie die Wirthschafterin kommen und hat mit dieser lange Zwiegespräche, deren Details ich nicht alle angeben kann, die sich aber bei einer so großen innern Dekonomie über sehr viele Gegenstände ausdehnen müssen. Da Ochsen, Schweine und Kälber auf dem Gute nicht so häufig geschlachtet werden, um mit ihnen die gehörige Abwechslung auf der Tafel bewirken

zu können, so bezieht man viel Fleisch aus der nahe liegenden Stadt. Hier besinne ich mich, wie ich einst über einen Hasenpothener Schlächter sehr gelacht habe. Er verdient, daß ich seiner episodisch gedenke.

In der kleinen kurischen Stadt Hasenpoth giebt es nur jüdische Schlächter. Die Christen sind deshalb gezwungen, von ihnen das Fleisch zu kaufen. Ebenso sind in Libau alle kleineren Kaufleute, Kürschner u. s. w. Juden. Sie lassen einen Christen nicht aufkommen. Kurland verdankt die vielen Juden seiner früheren Zusammengehörigkeit mit Polen. Daß sie sich in diesem letzteren Lande mit solcher Bequemlichkeit ausbreiteten, soll vorzüglich dem Könige Kasimir dem Großen zuzuschreiben sein. Dieser nämlich, von dem Wunsche geleitet, seiner schönen Geliebten Esther zu gefallen — ihr Name zeigt schon, daß ihre Ahnen an den Wassern von Babylon weinten — gewährte den Enkeln Abraham's die Möglichkeit, fast den ganzen Handel des Landes an sich zu reißen, wodurch er seinem Reiche unendlich schadete.

Die umwohnenden Gutsfrauen finden nun gewöhnlich mit den Schlächtern das Abkommen, daß sie am Sonnabend eine Rechnung erhalten, in der das für die Woche bezogene Fleisch vermerkt steht. Ich befand mich gerade an einem Familientische, als der von dem Kutscher aus der Stadt mitgebrachte Zettel des Schlächters der Hausfrau überreicht ward.

Sie las ihn und lächelte. Ihr Mann, neugierig, was ihre Heiterkeit erwecke, fragte sie nach der Ursache ihres Lächelns. Sie erzählte jetzt, wie ihr Schlächter die beharrliche Gewohnheit habe, sie vor Unterzeichnung seines Namens stets mit einem „Ihr guter Freund“ zu beglücken. Da nun diese Dame die Trägerin eines der ältesten deutschen Namen war, und Gräfinnen im Allgemeinen nicht entzückt zu sein pflegen, wenn Schlächter sich ihre Freunde tituliren, so erwartete ich von der ganzen Tischgesellschaft eine Fluth von Ausrufungen über Frechheit, seltene Ungebildetheit, halbe Berrücktheit und das indignirte Verlangen zu hören, daß einer solchen unehrerbietigen Ausdrucksweise für die Zukunft ein Kiegel müsse vorgeschoben werden. Alle meine Erwartungen erwiesen sich aber als illusorisch. Man lachte herzlich, und der Mann fragte nur etwas ironisch: „Behandelt Dich Dein Freund denn aber auch recht reell und schickt Dir stets gutes Fleisch?“ Die Frau meinte nun, daß sie außer der zärtlichen Unterschrift von ihrem Schlächter nichts habe, und daß die ihr gesandten Fleischstücke durchaus kein liebevolles Ausschauen verriethen.

Hat nun die Landedeldame mit ihrer Wirthschafterin eine Menge Dinge besprochen, die ich hier nicht aufzählen will, weil ich sonst in die Kleinigkeitskrämerei der guten Friederike Bremer gerathen könnte, so treten gewöhnlich Bauern und Bäuerinnen ein, die irgend etwas zu bitten haben. Bei den

so großen Gütern Kurlands kommt dies fast täglich vor. So wenig die stolzen Bewohner der Baskischen Provinzen mit den Letten Aehnlichkeit haben mögen, da die Ersteren bekanntlich sich alle für Edelleute halten, während die Letzteren erst seit ungefähr vier Jahrzehnden der Leibeigenschaft entronnen sind, so hat Kurland mit Biscaya, Guipuzcoa und Alava doch die Eigenthümlichkeit gemein, daß es hier wie dort keine Dörfer giebt, sondern, daß die Häuser zerstreut umher liegen. In Kurland nun heißt ein Haus, oder, richtiger ausgedrückt, eine Hütte (ein „Kathen“ sagt man in einigen Provinzen Deutschlands), wo mehrere lettische Familien zusammenwohnen, ein „Gefinde“. Die lettische Landbevölkerung nennt die Herrin des Guts stets „gnädige Mutter“, aber sie ist ihnen auch meist in Wahrheit eine Mutter. Sie hat immer ein offenes Ohr für die Klagen ihrer Unterthanen und hilft ihnen, so weit es in ihrer Macht steht. Gewöhnlich wenden sie sich an die gnädige Frau bei Krankheiten, wenn diese nicht sehr gefährlich sind und sie deshalb nicht zu dem oft entfernt wohnenden Arzte gehen oder schicken wollen. Auf den kurlischen Gütern besteht die Einrichtung, daß der Arzt jede Woche einmal erscheint, um sich über den Gesundheitszustand der Leute zu unterrichten. Sind gefährliche Kranke da, so fährt er zu ihnen, bei leichterem Unwohlsein kommen sie auf die Guts-Apothek und begehren von

ihm Rath und Hülfe. Die Guts-Apothekc liegt gewöhnlich in der „Herberge“.

„Herberge“ ist ein meist hübsches und sich lang hinziehendes, massives Gebäude, das aber gewöhnlich nur ein Stockwerk mit einem Frontispice hat. Es wird von dem eigentlichen Hofe noch umschlossen, und es befinden sich hier die Wohnungen des Amtmanns und seiner Familie, des Schreibers, des Försters, des Gärtners, des Branntweimbrenners, des Brauers und der sonstigen Angestellten des Gutes. Auch werden hier stets Zimmer für Officiere bereit gehalten, da meist ein russisches Infanterie-Regiment während des Winters in Kurland Cantonnements bezieht. Die Officiere müssen die Gutsherren unterbringen, die Soldaten werden in die Gesinde vertheilt. Ueber die Letzteren kommen von Seiten der Bauern nie Klagen vor, so exemplarisch führen sie sich auf. Sie beherzigen die von Suwarow, ihrem Lieblingshelden, gegebene Regel: „Beleidige Deinen Wirth nicht, er nährt und tränkt Dich.“ Die Officiere finden in den Herbergen ein, wenn auch nicht comfortables, doch anständiges Unterkommen. Doch das Wort „Herberge“ erinnert mich daran, daß ich oben seinem Ursprunge nachzuforschen beschloß. Kohl meint nun, aus der großen Gastfreundschaft der Kurländer das Wort erklären zu können. Da nämlich die Gutsbesitzer zahlreiche Gäste oft mehrere Wochen hindurch beherbergt hätten, so wäre in dem eigentlichen Wohn-

hause häufig nicht Platz genug gewesen, und man habe deshalb Nebenhäuser bauen müssen. Dies seien nun die, ihre Bestimmung schon durch ihren Namen ausdrückenden Herbergen. Mir scheint diese Erklärung viel für sich zu haben. Ich acceptire sie und werde nicht aus Sucht nach Originalität der Kohl'schen Hypothese eine andere gegenüber stellen.

Herr von Kokebue, der auf seiner unfreiwilligen Reise nach Sibirien eine Nacht auf dem Gute Stockmannshof in Livland bei dem Kammerherrn von Beyer schlief, wurde auch in einer Herberge untergebracht, und er giebt im ersten Theile seines, im Anfange unsers Säculums so großes Aufsehen machenden Buches: „Das merkwürdigste Jahr meines Lebens“, von einem derartigen Gebäude ungefähr dieselbe Definition, wie ich sie versuchte. Er sagt hierüber: „Eine solche, in Liefland und Esthland sehr gewöhnliche sogenannte Herberge ist ein dem Hauptgebäude nahe liegendes Nebenhaus, wo der Hofmeister, der Secretär oder andere dergleichen Officianten zu wohnen pflegen, und wo man für einen Nothfall auch noch einige Gästbetten in Bereitschaft hält.“

Doch kehren wir von der Definition der Herberge zu der kurischen Landedeldame zurück. Wir verließen dieselbe von ihren lettischen Unterthanen umgeben, wie letztere ihr entweder die Krankheiten ihrer Kinder oder ihre eigenen klagten und von ihr Arznei und Rathschläge beehrten. Die kurischen Damen

sind nun meist halbe Doctoren, wie man im gewöhnlichen Leben zu sagen pflegt, da sie sich von dem Krankheitszustande ihrer Unterthanen durch den Arzt stets auf's Genaueste unterrichten lassen und so, verbunden mit ihrer täglichen kleinen Praxis, große Erfahrung gesammelt haben. Wie schon bemerkt, erscheint der Arzt an einem Tage in der Woche und die übrige Zeit vertritt meist die Gutsfrau seine Stelle. Natürlich ist diese zu vorüchtig, um Arzneien zu geben, wenn sie die Krankheit nicht aus den unzweideutigsten Symptomen als diese Medicamente erfordernd erkannt hat. Sonst läßt sie sogleich den sogenannten Doctormagen anspannen und den Arzt holen. Dieser erscheint gewöhnlich in Begleitung eines Discipels, findet aber auf den meisten Gütern, wenn ich mich so ausdrücken darf, einen Apothekerlehrling vor, der die Medicamente zu mischen, die Mörser zu reinigen, spanische Fliegen zu streichen, Bandagen zu machen, mit einem Worte, dem Doctor zur Hand zu gehen hat.

Bei klar sich herausstellender Krankheit, wie sie die Landedelfrau in ihrer Praxis schon häufig erlebte, sucht sie dem meist vielbeschäftigten Arzte die Mühe des Kommens zu ersparen. Alsdann vertritt sie, mit noch größerem und herzlicherem Eifer, wenn auch vielleicht geringerem Geschicke, die Stelle des Aesculapjüngers. Muß die erforderliche Arznei erst zubereitet werden, so vertraut sie, falls der Apothekerlehrling sich nicht durch vielfache Proben als unbe-

dingt zuverlässig bewährt hat, demselben die Mischung der Medicamente nicht an, sondern bereitet sie selbst zu. Klagt ihr eine Mutter, daß ihr Kind sehr leidend sei, und sie aus den Symptomen nicht so recht erkennen könne, wohinaus die Krankheit wolle, so läßt die Edeldame, die meist eine wahrhaft edle Dame ist, ihren Wagen anspannen, fährt in ein, oft eine Meile entferntes Gesinde und schaut sich dort mit klarem und sicherem Auge um, worauf sie dann die sachgemähesten Verhaltensmaßregeln giebt. Hat die Gutsfrau hier ihrem Namen „gnädige Mutter“ auf's Treueste entsprochen, so fährt sie vor das lettische Schulhaus und läßt den Lehrer die Jugend im Lesen, Rechnen, biblischer Geschichte &c. examiniren. Die Resultate merkt sie sich genau und bespricht dann mit dem Pfarrer, der vierteljährig die Schulen inspicirt, worauf der Lehrer noch besonders Acht haben müsse, um vorgefundene Lücken auszufüllen und seine lettischen Zöglinge der größtmöglichen, ihren Berufsfreisen entsprechenden Bildung theilhaftig zu machen.

Doch ich male das segensvolle Wirken einer kurlischen Landedeldame nicht weiter aus. Habe ich doch genug gesagt, um in dem Leser die Lust zu erwecken, bald nach Kurland zu reisen und eine holde Blume aus diesem herrlichen Frauengarten in den deutschen Boden zu verpflanzen.

Ich gebe zum Schlusse eine Strophe aus einem Gedichte, in welchem ich von Kurland Abschied nahm, und in dem ich, wie es nicht anders möglich war,

auch der unvergleichlichen kurischen Frauen voller Anerkennung gedachte. Diese Strophe lautet:

Wenn Schiller jemals hätt' geschaut
 Die kur'schen Damen lieb und traut,
 Wie sie erfüllen jede Pflicht,
 Der schwersten selbst entzieh'n sich nicht,
 Es wäre wohl sein Lied erklingen
 Noch feuriger, das er gesungen
 In seiner schönen, edlen Weis'
 Zu holder Frauen Ehr' und Preis'.
 Ich neig' mein Haupt und küß' die Hand
 Den Damen all' im Kurenland.

Der kurische Adel.

Riehl bemerkt in seinem Buche: „Die Familie,“ wo er so viele feine, aus dem sorgsamsten Beschauen der einzelnen Classen und Individuen hervorgegangene Bemerkungen über die Sitten und die Wesenheit der deutschen Nation niederlegt, Riehl bemerkt, daß die Germanen von Hause aus ein Landvolk gewesen, und daß der Stand des freien Grundbesizers der Urstand der Deutschen sei, während die Griechen und Römer uns als Stadtvolk entgegen träten. Diese letztere Behauptung hat übrigens nur eine theilweise Wahrheit. Der Ackerbau war eine der ehrenvollsten Beschäftigungen der alten Römer. Ein berühmter Dictator ward zur Rettung des Vaterlandes vom Pfluge geholt, der sonst der Schriftstellerei nicht geneigte Cato legte seine Erfahrungen über das Landleben in einem gediegenen Werke

nieder, und weise römische Gesetzgeber, das Fluctuierende und Unstäte der, nicht Ackerbau treibenden Bevölkerung in's Auge fassend, bevorzugten die ländlichen Tribus auf die unzweideutigste Weise. Aber das allerdings ist wahr, daß kein Volk sich mit solcher beharrlichen Liebe, wenn ich mich so ausdrücken darf, an die Brust der Wiese, des Waldes, der Flur, mit einem Worte, des Landes geschmiegt hat, wie das deutsche, und diese Neigung theilen noch heute sämtliche germanische Nationen. Welche Verbesserungen verdankt die Landwirthschaft nicht England und Holland! Dieselbe Vorliebe nun, die der englische Adel für das Landleben hat, ist auch für die kurlische Aristokratie charakteristisch. Was Luther in seinem Sendschreiben an den Adel deutscher Nation ausspricht, daß das Ackerwerk zu mehren sei, ist von beiden Aristokratien beherzigt worden.

Wenn man nun die Schönheit und männliche Kraft des englischen Adels, seine blühende Gesichtsfarbe, seinen hohen, athletischen Bau, seinen freien, stolzen Sinn von dem innigen Verkehre mit der Natur hat herleiten wollen, so kommen auch der kurlischen Aristokratie durch ihren vorzugsweisen Aufenthalt auf dem Lande manche von diesen Vortheilen zu Gute, aber freilich nicht alle. Die kurlische Aristokratie hat meist auch ein kräftiges, blühendes Aussehen; sie ist aber, wenn man sie als Ganzes zusammenfaßt, keineswegs schön. Ich hüte mich im Allgemeinen sehr vor dergleichen generellen

Bemerkungen. Wie sehr spottete man nicht in den Ostseeprovinzen über Kohls Behauptung, daß der livländische Adel im Ganzen feiner sei, als der kurland- und esthländische. Dies geschah von Seiten der Kurland- und Esthländer nicht aus Verdruß, sondern aus dem ganz vernünftigen Grunde, daß man einwarf, wie Kohl durch einen nicht sehr langen Aufenthalt in den baltischen Landen, wo er kaum vierzig oder fünfzig Individuen des Adels in jeder der drei Provinzen habe kennen lernen, keineswegs zu einer so gewagten Parallele berechtigt werde. Uebrigens, glaube ich, behauptet Kohl dies auch nicht so, als wenn obige Bemerkung aus seiner eigenen Beobachtung hervorgegangen sei, sondern er erwähnt es als eine feststehende Ansicht, die in den Ostseeprovinzen allgemein herrsche. Wenn ich nun allerdings unter den Herren des kurländischen Adels keinen Apollo, Adonis, Antinous, Hyacinthus, Narcissus, Hylas fand — hieß nicht so der reizende Knabe, der den Herkules auf dem Argonautenzuge begleitete und von den Najaden geraubt ward? —; wenn mich ferner, um Schönheiten aus der neueren Zeit zu wählen, von denen wir bestimmte Porträts und nicht bloß die entzückten Schilderungen der Dichter besitzen, wenn mich die kurlischen Aristokraten weder an Raphael's himmlisches Antlig, noch an das königliche Aeußere Ludwigs XIV., noch an Marlborough's vornehme Physiognomie erinnerten; wenn ich also unter dem kurlischen Adel neben manchen schlanken

Männern mit energischen, regelmäßigen oder geistreichen Zügen — oft fanden sich auch alle drei Eigenschaften in einem Antlitz vereinigt — viele untersekte Herren mit gewöhnlichen, ja oft häßlichen Zügen antraf, so würde ich mich deshalb doch nicht zu der generellen Bemerkung berechtigt glauben, daß ein ganzer, aus so zahlreichen Mitgliedern bestehender Stand nicht schön sei. Ich kannte, wenn auch viele Herren der kurischen Aristokratie, doch die Mehrzahl nicht, und diese konnten ja alle in körperlicher Hinsicht untadelhaft sein. Bei meinem bestimmten Ausspruche über die Schönheit oder Unschönheit des kurischen Adels stütze ich mich auf das Urtheil des Freiherrn von B —, eines kurischen Edelmanns, der seine ganze Provinz genau kennt, und dem ich manche schätzbare Belehrung verdanke. Gegen diesen nun sprach ich meine Verwunderung aus, den kurländischen Adel im Allgemeinen nicht hübsch zu finden, während ich gerade geglaubt habe, daß er sehr schön sei. Die Kurländer nämlich, die ich bisher in Deutschland gesehen hatte, waren alle schlanke, hübsche Männer, mit sehr einnehmenden Zügen, gewesen. Da nun die Jugend nach Schiller's Aussprache schnell fertig mit dem Worte ist, so schloß ich, daß alle Kurländer ebenso hübsch sein müßten, wie diese. Wenn ich aber das erste Mal beim Generalisiren nach der günstigen Seite hin geirrt hatte, so durfte ich doch jetzt, nachdenkender und überlegender geworden, nicht ebenso vorschnell ein, die Allge-

meinheit betreffendes, ungünstiges Urtheil aussprechen. Ich komme immer mehr und mehr von der Methode ab, aus einzelnen, anscheinend übereinstimmenden Thatsachen einen generellen Schluß zu ziehen; mir scheint der langsamere, aber sichere Resultate gebende Weg der Erfahrung, auf dem Aristoteles wandelt, der vorzuziehende.

Doch wenden wir uns jetzt zu der Schönheit oder Unschönheit des kurlischen Adels zurück! Ich werde nicht so vorschnell urtheilen, daß, weil ich A, B, C und D häßlich fand, alle Uebrigen bis zu Z hinunter ebenfalls garstig sein müssen. Ich stütze mich, wie gesagt, auf den Baron von B—e, der sich auf Schönheit vortrefflich versteht und in allen Museen und Ateliers Europa's sein angeborenes Kunstgefühl und seinen ästhetischen Sinn ausgebildet hat. Dieser versicherte mir nun, daß, im Ganzen genommen, der Adel Kurland's nicht schön sei. Ich besinne mich, in dem bei Gotta erscheinenden Journal „Das Ausland“ (Nr. 223, 17. September 1847) einen Aufsatz über Kurland gelesen zu haben, dessen Verfasser von dem Aussehen der Adelligen dieser Provinz wahrscheinlich nach denselben Prämissen ein Urtheil fällt, wie ich es that, bevor ich in den Norden gekommen. Er wird nämlich die Kurländer alle für schlank und blond halten, weil die acht oder zehn, die ihm begegneten, zufällig so aussahen. Da besinne ich mich aber gerade, als Beweis, daß nicht alle kurlischen Adelligen blond sind, auf einen sehr

brünetten und zugleich sehr eleganten Baron von K—, der denselben Namen führt, wie das Herzogsgeschlecht, dem Kurland mehrere vortreffliche Regenten verdankt, und das bei seinem Erlöschen den Biron's Platz machte. Dieser Baron K— zog im Libauer Pavillon meine Aufmerksamkeit wegen seines schönen dunklen Haares auf sich, das lang und mit seidenartiger Weiche sich um sein bleiches, anziehendes Antlitz legte. Hätte der Verfasser des Artikels im Auslande diesen Baron K— und namentlich mehre Herren aus der Familie von Bystram gesehen, die ebenfalls stark brünett sind, so würde er wahrscheinlich von den schwarzhaarigen Kurländern gesprochen haben. Ein Herr von Bystram verschönte bekanntlich in eben dem Grade das Leben der Gräfin Hahn-Hahn, wie Elise von der Recke die wegen seines unpraktischen Wesens einer Lenkung bedürftige Existenz Tiedges. Nach dem Urtheile jenes Schriftstellers im Auslande müßte man alle Kurländer für Männer von blondem Haupthaar, vornehmern Aeußern und tadellosen Manieren halten. Ich gestatte mir, einige Stellen aus dem gedachten Aufsätze wörtlich anzuführen. Sie lauten:

„Wer kennt sie nicht, die schlanken blonden Männer mit dem aristokratischen Behaben und dem verbindlichen höflichen Lächeln, mit der gewandten Körperbewegung und dem eleganten baltischen Dialekt, wie sie uns in allen Gesellschaftssälen Deutschlands begegnen, und wie wir sie wiederfin-

den in den Bädern, wie wir sie auf der Reise in Frankreich, in der Schweiz, in Italien erblicken? Sie gehören fast wie eine Nothwendigkeit in die Versammlungen der vornehmen Welt, und ihre mit Wappen geschmückten Reisewagen sind eine gewohnte Staffage der grande route.“

Nachdem ich bemerkt habe, wie die meisten Kurländer nicht schlank und viele nicht blond sind, muß ich noch den Irrthum berichtigen, der sich in Bezug auf die mit Wappen geschmückten Reisewagen in jenem Aufsatze ausspricht. Gewöhnlich bringen die Kurländer Wagen aus dem Auslande mit nach Hause, weil sie dort besser und billiger, als in Mitau oder Riga, zu kaufen sind. Dann sieht man aber bei den Herren der ältern Generation noch Wagen, die meist gar nicht mit Wappen geschmückt, ja nicht einmal mit Federn versehen sind, so daß, wenn man das Unglück hat, darin zu sitzen, Einem die Karrete eines Landpastors oder Pächters einfällt, die übrigens in Deutschland auch bald so verschwinden wird, wie in dessen Wäldern das Glenn. Doch über die hiesigen, nicht allzu eleganten, Equipagen werde ich mich auslassen, wenn ich auf den wahrhaft adeligen Sinn der Kurländer zu sprechen komme, der alle Ostentation verschmäht und durch äußern Prunk kein Aufsehen erregen will. Sie ziehen es vor, durch innere Eigenschaften und durch ihre ganze Persönlichkeit sich Geltung zu verschaffen.

Vor allem möchte ich als eine charakteristische

Eigenschaft der kurländischen Aristokratie, sowohl der Männer wie der Frauen, die Gediegenheit bezeichnen. Man findet sie vielleicht nicht so encyclopädisch gebildet, wie es jetzt die vornehmen Generationen der großen Städte Deutschlands sind, aber worauf sie sich gelegt haben, das erfassen sie auch ganz. In den Bibliotheken des Adels findet man die Werke Arago's, Humboldt's, Ranke's, Macaulay's u. a. m., nebst vielen deutschen und fremdländischen Klassikern. An den langen Winterabenden liest die Mutter oder eins der erwachsenen Kinder vor, und der Vater erklärt wissenschaftliche Ausdrücke, die über den Horizont der Frauen oder der Jünglinge gehen, welche letztere den Höhepunkt der Bildung erst erreichen sollen. Flache französische Romane finden keine Stätte in den Häusern der kurlischen Aristokratie, so geläufig ihr auch die Sprache Rousseau's und Voltaire's ist. Voltaire's Werke habe ich wenig in Kurland gefunden, häufig aber die Rousseau'schen. Wahrscheinlich, daß der Erstere dem gediegenen und strengsittlichen Wesen der Kurländer allzu wenig genügt.

Da ich kurz zuvor von Romanen gesprochen habe, so fällt mir das merkwürdige Product „*Eritis sicut Deus*“ ein, welches christlich sein sollende Werk allerdings auch in Kurland viel gelesen ward; es erfreute sich aber eines nur sehr bedingten Lobes. Man gab dem Verfasser mannigfache Kenntnisse zu, fand die Charaktere aber meist unnatürlich und die

Situationen verrenkt. Auch über die Sittlichkeit dieses christlich sein sollenden Werkes schüttelte man bedenklich den Kopf. Weit größeres Glück machten Guklows „Ritter vom Geiste“ und Freitag's „Soll und Haben.“ Da man gute belletristische Sachen in Kurland langsam und nicht, wie von Hunden gehegt, zu lesen liebt, auch saubere Bücher in der Hand zu haben wünscht, so borgt man sie sich nicht für ein paar Groschen aus der Leihbibliothek, wie dies von so vielen reichen und angesehenen Leuten in Deutschland ohne Scham geschieht, sondern man kauft sie. Der kurlische Adel bewährt hier eine neue Aehnlichkeit mit dem englischen, da dieser es gleichfalls für seine Pflicht hält, Verlegern von Werken, welche der Literatur Ehre machen, dadurch zu Hülfe zu kommen, daß er ihnen eine bedeutende Anzahl von Exemplaren für seine Bibliotheken abkauft. Der Roman „Soll und Haben“ wurde in allen drei deutsch-russischen Ostseeprovinzen bis nach Petersburg hinauf viel gelesen und mit großer Anerkennung besprochen. Die Mitauer, die überhaupt ein leicht entzündliches Völkchen sind, schwärmten besonders für ihn. Zu gleicher Zeit hatten sie sich für zwei sehr interessant aussehende Herren von Bakunin enthusiastisch, die während eines großen Theils des Winters von 1855 auf 1856 als Officiere der Droschinen in Mitau ihr Standquartier hatten. Die Herren von Bakunin sollen in der That sehr angenehme junge Leute sein, aber keineswegs so hinreißend,

daß man sich die Schwärmerei der Damen hätte erklären oder gar natürlich finden können. Sie sind Brüder jenes bei dem Dresdener Aufstande gefangen genommenen und später an Rußland ausgelieferten Bakunin, dessen hartes Loos seit dem Jahre 1857 eine bedeutende Vinderung erfuhr, wahrscheinlich auf Verwendung seines Oheims Murawiew, des humanen, von General Williams so warm gepriesenen Eroberers von Kors. (Neuesten Zeitungsnachrichten zufolge ist Bakunin durch das Amur-Gebiet glücklich aus Sibirien entflohen und befindet sich bereits sicher in England.) Als ein Herr vom Lande, zur Zeit, da „Soll und Haben“, sowie die Bakunin's in Mitau grassirten, dorthin kam und eine Verwandte besuchte, so fragte diese ihn sogleich, ob er die gefeierten Russen gesehen und den berühmten Roman gelesen habe. Da er nun das Eine, wie das Andere, der Wahrheit gemäß verneinen mußte, so rieth sie ihm mit großer Entschiedenheit, sich nicht eher in der Gesellschaft blicken zu lassen, als bis er beiden Pflichten genügt habe.

Wenn ich mich jetzt dazu wende, das Leben des kurischen Adels auf seinen Gütern zu schildern, so wird es nicht insoweit geschehen, als die Existenz der kurischen Aristokratie mit der deutschen identisch ist, sondern, wo sie darin abweicht. Im Allgemeinen sind die Sitten und Gewohnheiten des Adels der Ostseeprovinzen so deutsch, daß nur einem

scharfen Auge einige Nuancen des germanischen Grundtons auffallen werden.

Kurland ist nicht reich an Schlössern, die Wohnhäuser des Adels sind aber meist von stattlichem Aussehen, durch und durch massiv, gewöhnlich zwei Stockwerke hoch und sich lang nach beiden Seiten hin ausdehnend. Eine prächtige Vorhalle, Treppen von Mahagoniholz, mit Teppichen bedeckt, findet man hier nicht. Das Ganze trägt den Stempel der Wohlhabenheit, aber nicht der Pracht. Ja, über einiges fast zu Einfache verwundert man sich, wenn man damit den Luxus vergleicht, der jetzt auch in ganz gewöhnlichen Bürgerhäusern zu Tage tritt. Die adeligen Familien in Kurland essen zum Beispiel nicht jeden Mittag mit silbernen Messern und Gabeln, sondern nur, wenn Gäste da sind. Ich finde dies eigentlich nicht vornehm, da man schönes Geräthe nicht bloß für seine Gäste, sondern ganz besonders für sich selber halten soll. Mir scheint es richtiger, wie es bei der englischen Aristokratie und in den meisten vornehmen Häusern des Continents Regel ist, die Tafel stets so decken zu lassen, daß ein König plötzlich daran Platz nehmen könnte, ohne den Wirth zu einer Entschuldigung wegen der nicht würdigen Aufnahme zu nöthigen. Mit meiner Vorliebe für die Griechen, die aus dem Schönen einen Cultus machten, hängt auch die Neigung zusammen, allem, was zum Hausrathe gehört, eine ästhetische Form zu geben. Deshalb ist für mich zu

einem Diner und Souper, das mir vortrefflich schmecken soll, eine Anordnung der Tafel unerlässlich, bei welcher der Schönheit und der Pracht eine Stimme eingeräumt wird. Herrlich glänzende, mit Schmetterlingen und Vögeln durchwirkte Damastgedecke, reiches Silberzeug von geschmackvoller Arbeit, ein Meißener Tafelservice, prächtige, mit schimmernden Früchten geschmückte Crystallschalen, schöngeformte, verschiedenfarbige Weingläser und Vasen von leichtem, gefälligem Bau, aus denen wunderbar duftende Blumen emporblühen: alle diese Einzelheiten, harmonisch geordnet, erwecken in mir so poetische Gefühle, daß ich ganz und gar vergesse, wie ich mich eigentlich einer sehr prosaischen Beschäftigung hingeben will. Das Essen, wenn man es nicht unter ästhetischen Formen verhüllt, hat etwas entschieden Thierisches. Alle die Requisiten nun, welche ich so eben an eine Tafel stellte, die auf einen gebildeten Menschen einen wohlthuenden Eindruck machen soll, sind bei der kurischen gänzlich unberücksichtigt geblieben. Nimmt man zu dieser ungeschmückten kurischen Tafel noch die überaus derben Gerichte, die jedem feiner gewöhnten Magen schrecklich vorkommen müssen, so erhellt hieraus am Besten die Liebenswürdigkeit der nordischen Wirthin, daß sie in ihre Provinz gekommene fremde Reisende auf längere Zeit zu fesseln verstehen, trotz ihres unästhetisch gedeckten Tisches und ihrer, mir wenigstens durchaus nicht zusagenden Kochweise. Die Schlafzimmer, in

die man geführt wird, haben, außer dem Verdienste der Reinlichkeit, kein anderes. Das Sopha, das man darin findet, ist von einer impertinenten Härte, die Waschcommode das tannene Product eines lettischen Landtischlers, die Wände des Zimmers sind meist geweißt und haben nur höchst selten Tapeten, und an Gardinen ist nun schon gar nicht zu denken. Wenn der Freiherr von Minutoli in seinem Werke: „Portugal und seine Colonien im Jahre 1854“ erzählt, daß in diesem Lande häufig keine Gardinen an den Fenstern zu finden seien, so hätte er bei einer Reise in den Norden die Abwesenheit dieses traulichen Zimmerschmuckes auch in vielen Häusern der kurischen Aristokratie bemerken können. Gewiß mit großem Rechte hebt Adalbert Stifter an einem Hause, das er schildert, als besondern Schmuck „glänzende Fenster“ hervor und fügt dann hinzu: „Hinter denselben hingen ruhige, weiße Vorhänge.“ Wäre er nach Kurland gekommen, so hätte er das häufige Fehlen der Gardinen gewiß in sinniger Weise beklagt. Sonst findet man in den Wohnhäusern des kurischen Adels große und weite Räume, die fast durchgehend parkettirt sind, soweit sie als Empfangs- und Gesellschaftszimmer benutzt werden, meist, aber nicht immer Kronleuchter — einen ganz vornehmen Eindruck macht eine Reihe von Zimmern ohne diesen Zierrath niemals — zuweilen, aber selten, schöne Gemälde und Statuen. Elegante Nippesachen und sonstige Tändeleien, wie man sie in den Zim-

mern der vornehmen deutschen, englischen und französischen Damen bis zur Ueberladung antrifft, fehlen hier gänzlich. Auch sind die Möbel hin und wieder noch sehr altmodisch und entbehren namentlich der bequemen Polsterung. Ja, in den älteren kurischen Wohnungen sind Sopha und Stühle, sowie das übrige Ameublement, häufig aus Birken- und nicht aus Mahagoniholz. Da fällt mir ein, daß ich auch hier aus dem Munde von ganz vornehmen Menschen hörte — in Deutschland vernahm ich es sehr oft; es klang mir aber immer sehr ungebildet —, wie sie statt „mahagoni“ blos „magoni“ sagten. Auch mit den Livréen der Dienerschaft wird sehr wenig Prunk getrieben. Meist sind die Diener junge lettische Bauersöhne, die durch längeren Aufenthalt in dem Herrenhause deutsch gelernt haben. La Fleur, dieser ächte Franzose, der mit den von Yorik empfangenen vier Louisd'or solche Wunder der Toilette bewirkte, würde hier alle Lust, sich zu adonisiren, verloren haben, da seine Mitdomestiken ihn wegen derartigen Versuche derb ausgelacht und verspottet hätten. Die Diener sieht man hier selten in Livrée, sondern gewöhnlich in bürgerlicher Kleidung. Meistentheils sind es die abgetragenen Röcke und Westen ihrer Herren. Da nun diese selbst sich nicht nach der neuesten Mode kleiden, so hat das Costüm der Diener durchaus nichts Elegantes. Ihre rothen, zuweilen unsaubern Hände verdarben mir oft den Appetit. Möchte man doch in allen Häusern, wo man

sich nicht so viele Domestiken hält, daß die bei Tafel aufwartenden Bedienten von grober, die Hände entstellender Arbeit verschont bleiben, ihnen helle Handschuhe während des Herumpräsentirens geben! Auch würde zu einem frischen, saubern Eindrücke eine tadellos weißer Cravatte wesentlich beitragen. Leider hat die weiße Cravatte seit einem berühmten oder berüchtigten gräßlichen Erlasse den Beischmack des Lächerlichen bekommen.

Die meisten kurischen Gutsbesitzer, oder doch wenigstens sehr viele, trinken für gewöhnlich Bier bei Tische. Wein lassen sie nur auf die Tafel stellen, wenn Gäste da sind. Auch haben mich die Talglichte in die höchste Bewunderung versetzt, die man am Abend in den Wohnzimmern des kurischen Adels antrifft. Beim Souper freilich sind stets Wachlichte, und auch während des übrigen Abends in den Wohnzimmern ohne Ausnahme dann, wenn fremde Gäste erscheinen. Ich war ganz entsetzt, als ich die Talglichte, meine alten Feinde, so wider alles Vermuthen in hochadeligen Häusern vor mir stehen und mich feck und dreist mit trübem, gelblichem Auge anblicken sah. Ich hatte sie nimmer in so anständiger Gesellschaft anzutreffen erwartet. In den übrigen vornehmen Häusern des Continents sind die Talglichte zu meiner Beruhigung gänzlich verschwunden. Sie wichen den Wach- oder Stearinlichtern. Ja, selbst bei unbemittelten Familien hilft man sich mit den freundlichen Lampen, die glücklicherweise jetzt so

wenig kosten; daß sie für die Meisten sich als ein zu erschwingendes Gut herausstellen.

Ich habe alle obigen — vielleicht minutiösen — Einzelheiten deshalb angeführt, um dem geehrten Leser den Beweis zu liefern, wie sehr das Leben des kurischen Adels den Prunk verschmäht. Wenn nun verwöhnte Reisende, ungeachtet ihrer luxuriösen Neigungen und ihres Vertrautseins mit Allem, was zum Comfort gehört, sich dennoch sehr wohl in Kurland fühlten und meist länger daselbst verweilten, als sie ursprünglich beabsichtigten, so kann hieraus am Besten ermessen werden, was das für feine und liebe Leute sein müssen, die so zu fesseln verstehen, trotzdem, daß ein meist trüber Himmel über dem Haupte hängt, trotzdem, daß Speisen, Zimmergeräthe und andere Dinge den Ansprüchen durchaus nicht genügen, die zu den höheren Ständen Deutschlands, Frankreichs und Englands gehörige Personen zu erheben gewohnt sind.

Ist es in Bezug auf den Comfort, wie es aus Obigem erhellt, in den Häusern des kurischen Adels theilweise recht mangelhaft bestellt, so herrscht doch mit sehr vereinzelt Ausnahmen daselbst ein feiner Ton, gleich fern von aller steifen Etikette, wie von den gesellschaftlichen Lizenzen, die der sogenannte „bon ton“ der Jetztzeit leider sanctionirt hat. Vor Allem berührt es bei dem kurischen Adel so angenehm, daß er frei von jedem Junkerthum ist. Hiermit hängt der liebenswürdige, für die kurischen Ari-

stokraten charakteristische Zug zusammen, daß sie einen vertrauten und innigen Verkehr mit Personen unterhalten, die sich durch Tugend und Geistesbildung auszeichnen, mögen letztere auch aus ganz niederem Stande entsprossen sein. Ich hebe aus vielen, meine Behauptung erläuternden Beispielen ein einziges heraus. Ein Herr D— nämlich, der mir von einem der vornehmsten Edelleute Kurlands als sein Freund vorgestellt ward, nannte sich mit den ersten Adelligen „Du“, war auf ihren Landgütern ein stets willkommener Gast und ward von ihnen mit den zartesten Aufmerksamkeiten überhäuft, so daß ein Fremder, bevor er genauer unterrichtet war, glauben mußte, es sei ein Fürst, dem man wegen seiner hohen Geburt besondere Rücksichten schulde. Hierzu kam noch, daß man von dem sehr gebildeten Geiste des Herrn D— nur mit größter Mühe Nutzen ziehen konnte, da er im höchsten Grade taub war. Die kurländischen Edelleute, ihre Lungen auf's Heldenmüthigste preisgebend, unterhielten sich mit ihm, ohne einen Stillstand in die Conversation kommen zu lassen. Ich strengte mich vergebens an, von dem Herrn D— gehört zu werden. Obgleich ich wie Stentor schrie, und mir wie eine der Trompeten von Jericho vorkam, so hielt er doch stets sein Ohr hin und machte Mienen, die sein Nichtverstehen andeuteten. Wahrscheinlich erschwerte ihm mein fremder Dialekt das Verstehen. Ich war in Verzweiflung, einmal wegen der furchtbaren Anstren-

gungen, die ich meiner Zunge zumuthen mußte, und dann wegen der verlegenen Situation, in der sich der Schreiende und der Beschriene befanden. Vernünftiger Weise gab ich nach so mißlungenen Versuchen eine Conversation auf, die ihm und mir nur Qual bereitete. Zum Glück fiel ihm einmal seine Serviette und später sein Schnupftuch herunter; beides hob ich schnell auf und bezeugte ihm durch verbindliches Ueberreichen meine Hochachtung.

Wie viel Anheimelndes die kurische Existenz trotz des mangelnden Comforts dennoch selbst für den Verwöhntesten hat, dafür zeugt das schnelle Einleben einer schönen Grafentochter, in deren herrliche, dunkle Augen ich so gern blickte, und der ich eine huldigende Erinnerung bewahre. Kurland darf stolz darauf sein, daß sein edler Frauengarten um diese schöne Inselblume reicher geworden ist. Nach einem Jahre schon hatte diese junge Dame, die in den großen Kreisen Kopenhagens am meisten gefeiert ward, die fast in allen glänzenden Badeörtern und bei mehreren europäischen Höfen unter Huldigungen erschienen war, sich gänzlich in Kurland eingelebt, und sehnte sich wol nach ihren Aeltern und Verwandten, aber nicht nach den prangenden Bällen und Festen zurück, auf denen sie eine der schönsten Zierden gewesen. Der Himmel hatte ihr, außer den Vorzügen der Geburt und des sehr einnehmenden Außern, eine liebliche, zu Herzen dringende Stimme geschenkt, die von den ersten Gesangslehrern aus-

gebildet war. Daß sie eine wahrhaft große Dame sei, bewies sie dadurch, daß sie sich nie sperrte und weigerte, wenn man sie bat, den gesellschaftlichen Kreis durch ihr Talent zu beglücken. Sie schützte keine Heiserkeit oder andere Indisposition vor, wie es die Damen bei ähnlichen Gelegenheiten zu thun pflegen, sondern sang, sobald man sie darum ersuchte, mit der liebenswürdigsten Bereitwilligkeit. Der Himmel war ihr auch darin günstig gewesen, daß er sie in eine sehr kunstliebende Familie geführt hatte. Ihr Schwiegervater ist nämlich jener Freiherr von B—, dessen feiner, ästhetischer Bildung ich bereits gedachte. Man darf ihn einen wahrhaften Virtuosen auf dem Klavier nennen, und er hat auf seinen vielen Reisen sich durch seinen eleganten und zugleich gefühlvollen Vortrag in allen Kreisen der haute volée Europas die lebhafteste Anerkennung errungen. Dieser Freiherr von B— überträgt seinen musikalischen Sinn auch auf die Natur, und wie er sehr hübsche Sachen für das Klavier componirt hat, so sind seine Compositionen in Garten und Park ebenfalls überraschend gelungen, und würden sich selbst das Lob eines Pückler-Muskau erzwingen. Wie der Garten und Park dieses Freiherrn den Geschmack bekunden, der bei der Anlage und Weiterbildung beider die oberste Aufsicht führte, so sieht man auch in dem Wohnhause dieses kunstliebenden Mannes einen feinen, ästhetischen Sinn walten. Man wird nicht durch Pracht geblendet, wohl aber

durch den gewähltesten Geschmack angenehm berührt. Man hatte mir schon, bevor ich dem Freiherrn meinen Besuch machte, von der holländischen Reinlichkeit erzählt, die in seinem Hause herrsche, und die durch eine Unmasse von geflochtenen Strohmatten und draußen angebrachten eisernen Abtretern aufrecht erhalten werde. Mir war es sehr angenehm, daß man mich hierauf aufmerksam gemacht hatte, da ich sonst nicht viel Zeit bei dergleichen Verrichtungen zu verlieren liebe. Als ich ihn das erste Mal im Winter besuchte, war meine Vorsicht nicht nöthig, da ich Pelzstiefeln trug, diese mir vom Bedienten im Vorhause ausgezogen wurden, und ich so mit makellosen Sohlen die inneren Gemächer betrat. Anders war es im Sommer, wo er mich über eine Stunde in seinem Garten und Parke umhergeführt und mir viele geschmackvolle Anlagen gezeigt hatte. Beim Nachhausegehen waren meine eingestäubten Stiefeln allerdings nicht salonmässig. So langweilig mir auch das Abpußen und Abkratzen ist, so dachte ich doch, als wir unten bei der Freitreppe anlangten, an die schönen Parkets des Hauses und an die Gefälligkeit, die ich meinem liebenswürdigen Wirth durch meine Abstäubungsbeflissenheit erweisen würde, genug, ich warf mich mit Selbstverleugnung auf ein eisernes Ding, über welches ich mit meinen Sohlen dahinfuhr, daß es eine Freude war. Ich fragte und fragte mit einer Unverdroffenheit, daß ich mir innerlich selbst die höchsten Lobsprüche er-

theilte. Jeden Augenblick erwartete ich aus dem Munde meines Wirthes: „Genug!“ zu hören. Er fand indeß diese Anstrengungen zu Ehren der Sauberkeit höchst natürlich und sprach nicht das befreiende Wort. Zuletzt wurde mir ganz wirr im Kopfe; es flimmerte mir vor den Augen, mein Fuß fuhr mechanisch, aber in wildester Bewegung, über den eisernen Krager dahin, und weil ich es wirklich nicht mehr aushalten konnte, so machte ich der angreifenden, mich mit einer Ohnmacht bedrohenden Arbeit endlich Einhalt, ohne dazu autorisirt zu sein. Als ich mich nach dem Baron umsah, so war er bei dem andern eisernen Abtreter und reinigte seine Füße mit einer Gründlichkeit, daß Einem Hören und Sehen vergingen. Bei seiner feinen Lebensart hörte er aber sogleich auf, als er mich die Freitreppe emporsteigen sah. Um noch einmal an die derben Gerichte Kurlands zu erinnern, über die ich wohl schon etlichemale geseufzt habe, so aß auch dieser ästhetisch gebildete Baron gebratene Schafsköpfe mit äußerstem Behagen. Es ist dies ein Lieblingsgericht des Herbstes in hiesiger Gegend. Ich selbst hatte dies mir neue Gericht ohne alles Vorurtheil in den Mund genommen, war aber bei dem ersten Kosten stehen geblieben und versuchte nie zu ergründen, was die Kurländer hieran so Deliciöses finden könnten. Da ich nun meine Abneigungen von mir zusagenden Persönlichkeiten gern getheilt sehe, so äußerte ich im Zwiegespräche mit dem Baron von

B—meinen Widerwillen gegen die gebratenen Schafsköpfe, sicher erwartend, daß der ästhetische Mann dies unästhetische Gericht streng verdammen werde. Leider aber war er ein begeisterter Anhänger desselben.

Uebrigens will ich doch nicht zu erwähnen vergessen, daß ein kalter Lammskopf das Lieblingsgericht Walter Scott's war, und daß auf seinem Frühstückstisch dasselbe niemals fehlen durfte.

Für den wenig stolzen Sinn des kurischen Adels scheint mir auch zu sprechen, daß bei Nennung von Namen adeliger Fräuleins stets das „von“ weggelassen wird. Sie werden so im Gespräche von den bürgerlichen jungen Damen gar nicht unterschieden, denn die Töchter der studirten, aber nicht adeligen Classen werden hier keineswegs „Ramsell“ genannt, wie es in Deutschland vor etwa zwanzig Jahren noch in den meisten kleinen Städten und auf dem Lande Sitte war. Die Tochter des Pastors Katterfeld, um nur ein Beispiel anzuführen, stellt man als „Fräulein Katterfeld“ und die Tochter des Barons von Könne gleichfalls nur als „Fräulein Könne“ vor. Also ist nicht der geringste Unterschied in der Benennung adeliger und bürgerlicher Fräuleins. Ferner ist es in Kurland Sitte, zu den jungen adeligen Damen nicht „gnädiges Fräulein.“ sondern bloß Fräulein zu sagen, aber den Vaternamen hinzuzufügen: Man sagt also: Fräulein Buchholz, Fräulein Fircks, Fräulein Kleist, Fräulein Mirbach, Fräulein Nolde, Fräulein Sacken. Auch ist es eine Eigenthümlich-

keit Kurlands, bei der Familie Osten-Sacken die beiden ersten Sylben consequent wegzulassen. Uebrigens sind die freiherrlichen Familien Osten-Sacken, Fircks, Rönne durch die zahlreichsten Glieder repräsentirt. Zur Zeit, als ich in Kurland war, gab es, nach der Versicherung des Freiherrn von B—, fünfzig Baronessen Fircks. Ich kenne selbst deren mehrere, die mir einen sehr angenehmen Eindruck hinterließen.

Unter den adeligen Familien Kurlands zeichnet sich die fürstlich Liven'sche durch große Frömmigkeit, sowie durch den edlen Eifer aus, den Armen und Kranken in reichster und stets zartester Weise Hülfe, Trost und Pflege zu spenden. Manche beschuldigen die Liven's allerdings, daß ihre Frömmigkeit in Pietismus ausarte, doch ist die flache, rationalistische Richtung so mancher Halbgebildeten nur zu geneigt, jede Gemüthsvertiefung mit diesem Namen zu bezeichnen. Möchten alle lichtfreundlichen Herren und Damen nur so wohlthätig sein, wie es die angeblich pietistisch gefärbte Familie Liven ist! Es gäbe dann des Hungers, Kummers und Elendes viel weniger in der Welt. Was man mir von der segensreichen Wirksamkeit einer verwittweten Fürstin Liven erzählte, gemahnte mich an die edle Fürstin Gallizin zu Münster. — Allen Denjenigen, die in den vierziger Jahren die Salons von Paris besuchten, wird die geistreiche Fürstin Liven in Erinnerung geblieben sein, die treue Freundin Guizot's. Es dürfte selten

eine Dame gefunden werden, die eine so feine, gleichmäßige Aufmerksamkeit für alle ihre Gäste hatte.

Der freiherrlich Liven'schen Familie rühmt man hervorragende Geistes- und Herzens Eigenschaften nach. Ein besonders sich auszeichnendes Mitglied dieser freiherrlichen Linie steht in hoher Gunst bei dem Kaiser Alexander II. Er ist dessen General-Adjutant und war bis vor kurzem General-Quartiermeister der russischen Armee. Zu meiner Freude ist er seit einigen Monaten, was ich früher oder später sicher erwartete, zum General-Gouverneur der Ostseeprovinzen ernannt worden. Es war seit lange mein Wunsch, daß die höchste Stelle in diesen, von deutschen Adelligen und deutschen Bürgern bewohnten Provinzen durch einen Deutschen bekleidet werde. Uebrigens zwingt mich die Gerechtigkeit zu erwähnen, daß der bisherige General-Gouverneur, Fürst Suwarow, ein äußerst aufgeklärter Mann von dem vielseitigsten Wissen ist der sich ganz besonders Riga's, wo er auf dem Schlosse wohnte, dann aber auch sämtlicher, unter seiner Leitung stehenden Provinzen auf's Wärmste annahm. Indes ist es doch besser, daß jetzt ein Deutscher, und vor allem ein so edler, hochbefähigter Mann, wie der Freiherr von Liven, an der Spitze Kur-, Liv- und Esthlands steht.

Der gräflich Keyserling'schen Familie schreibt man allgemein einen scharfen Verstand, ungewöhnlich tiefe Bildung und den aufgeklärtesten, vorurtheil-

freisten Sinn zu. An den Mitgliedern dieser Familie, die ich das Vergnügen hatte kennen zu lernen, fand ich die eben erwähnten ausgezeichneten Eigenschaften sämmtlich vorhanden, und bewahre ich denselben eine, mit Verehrung gepaarte, freundschaftliche Rückerinnerung.

Die sehr zahlreiche freiherrliche Familie Firk's soll ungemein viel Mutterwitz besitzen, aber die Pferde und das Wild in den Wäldern mehr lieben, als Apollo und die neun Musen. Unter den Mitgliedern dieser großen Familie, mit denen ich mich häufiger berührte, ist mir vor allen der Freiherr Julius von Firk's, Erbherr auf Kalwen, in treuester Erinnerung geblieben, durch seltene Charakter- und Gemüthseigenschaften ausgezeichnet, und als Ehrenmann im strengsten Sinne des Wortes in allgemeiner Achtung stehend. Er hatte, während ich in Kurland war, den Schmerz, seine Tochter Isalie, das reizendste Kind, das ich in meinem Leben je gesehen habe, durch ein Nervenfieber zu verlieren. Sein Schmerz war wohl noch seelennagender, als der Lamartine's bei dem Tode seiner einzigen Tochter Julia, da der Sänger der „Méditations“ seine innern Qualen ausströmen konnte in elegische Klagen, während der kurische Freiherr, bei einer schweigsamen, sich in sich verzehrenden Natur, sein namenloses Wehe im tiefsten Herzensschrein verschlossen hielt und seinem Jammer keinen Ausdruck gestattete. Die Religion und die Zeit werden Balsam auf sein schwergetroffe-

nes Herz legen. Wohl Niemand hat seinen Verlust damals inniger mitbetrauert, als ich.

Den Freiherrn Wilhelm von Bagge of Boo, Majoratsherrn auf Dinsdorf, darf ich wohl als den untadelhaftesten Repräsentanten des feinen Tons einer leider vergangenen Zeitperiode bezeichnen. Solche verbindliche und bezaubernde Manieren hatten die Marquis am Hofe Ludwigs XIV., dieses Musterkönigs in Bezug auf Anstand und feine Sitte. Ein Freiherr von Grothuß, der in Libau lebt, möchte dem Freiherrn von Bagge in Bezug auf guten Ton am nächsten stehen. Unter dem jüngern Herrenpersonale gedenke ich besonders eines Barons Otto von Kleist und eines Barons Kettler als eleganter Erscheinungen. Die jüngeren Barone von Grothuß waren fast ohne Ausnahme sehr hübsche Männer, von liebenswürdigen und gefälligen Umgangsseiten.

Wenn auch kein erschöpfendes, so glaube ich doch ein anschauliches Bild von dem kurischen Adel gegeben zu haben. Jedenfalls witterten wohl die Anhänger des ancien régime und die Liebhaber feudalistisch-pietistischer Zustände aus meiner Schilderung zu ihrem Leidwesen heraus, daß in Kurland hochmüthige Landjunker kaum aufzustoßern sein möchten. Unsere Landjunker würden ein Anathema ausrufen über den Liberalismus der nordischen Barone. Diese sprechen nicht von der Umkehr der Wissenschaft, wie ein jüngst verstorbener Professor

der Staatslehre, sondern rufen, gleich dem zwar aristokratischen, aber vernunftstehlen und jeder Verdummung und Verdampfung abgeneigten Goethe: „Mehr Licht! Mehr Licht!“

Der kurische Adel ertheilte dem Grafen von Rüdiger und dem General von Todleben, Beide von bürgerlicher Geburt, bereitwilligst und nach einstimmigem Beschlusse das Indigenat. So wenig verschwenderisch er auch im Allgemeinen mit dem Indigenate ist, das heißt, mit dem ertheilten Rechte, sich zur eingeborenen Aristokratie zu zählen, so liberal gewährt er es dem unbestrittenen Verdienste und fragt dann dem Ursprunge des Recipirenden keinen Augenblick nach.

Hätte der französische Adel im Jahre 1789 so viele brave, charakterfeste, tugendhafte, anspruchslöse und freisinnige Männer in seinem Schooße gezählt, wie es der kurländische heutigen Tages thut, es würde sich zwischen ihm und dem Volke nicht eine so tiefe Kluft gebildet haben, die Marat frevelhaft genug war, durch 200,000 Aristokratenköpfe ausfüllen zu wollen. Der kurische Adel ist des schönen, aber auch so große Anforderungen stellenden, eine Welt von Pflichten in sich bergenden Spruches: „Noblesse oblige“ immerdar eingedenk. So lange er diesem Spruche nachlebt, wird er ein stets gründer und kühlenden Schatten gewährender Zweig am großen Staatsbaume sein, dessen Absterben unbedingt zu beklagen wäre.

Der kurische Literatenstand.

Daß das oratorische Element im russischen Reiche gar wenig gepflegt wird, merkt man schon in Kurland, wo die Advocaten, Aerzte, Pastoren und die sonstigen Studirten sich lange nicht so gewandt und fließend ausdrücken, wie in den Staaten, wo ein öffentliches Leben herrscht. Sie haben sonst gewiß nicht minder gediegene Kenntnisse, als die entsprechenden Kreise in Deutschland, aber der Gedanke umkleidet sich hier nicht so schnell und glücklich mit dem adäquaten Wortausdrucke, wie bei den Völkern, wo öffentliche Discussionen an der Tagesordnung sind. Sonst dürfen die studirten bürgerlichen Classen Kurlands, die man unter der Bezeichnung „Die Literaten“ zusammenfaßt, und die den persönlichen Adel haben, als höchst gebildete und unterrichtete Leute hervorgehoben werden. Die Examina, die sie bestehen müssen, sind nicht minder schwer, als in Deutschland. Ich hatte mir immer vorgestellt, daß die Advocaten, Aerzte und Pastoren in Rußland dem Adel gegenüber viel demüthiger sein würden, als in Deutschland. Dies ist aber durchaus nicht der Fall. Sie zeigen sich im Verkehr mit dem Adel — wenigstens habe ich dies in Kurland durchgehend gefunden — höchst unbefangen und benehmen sich ihm gegenüber als vollkommen gleichberechtigt. Ich werde hier einige Anekdoten erzählen, die am besten geeignet sind, klar zu machen,

wie dreist und feck die Bürgerlichen den Adelligen in den Ostseeprovinzen zu antworten wissen, wenn diese etwas Ungereimtes behaupten oder durch hochmüthigen Ton sie niederzuschmettern versuchen.

Ein Graf K—st, der in Kurland mehrere Güter besitzt, aber kein Eingeborener der Provinz ist, pflegt, um mich eines volksthümlichen Ausdrucks zu bedienen, „barbarisch“ zu lügen. Die Kurländer bei ihrer großen Wahrheitsliebe machen sich dieses Fehlers fast nie schuldig. Einstmals sitzt der Graf K—st mit einem Advocaten, der wegen seines Wises bekannt ist, spät Abends beim Souper und bricht gemeinsam mit ihm einigen Flaschen den Hals. Der Wein entflammt sein Lügentalent zu den gewagtesten Sätzen. Lange Zeit hört der Advocat die unwahrscheinlichsten Dinge mit der größten Geduld an, bis der Graf es ihm denn doch zu arg macht. Der Graf nämlich, sich seiner vielen Talente rühmend und nur das eine aus falscher Bescheidenheit verschweigend, worin er gerade am Großartigsten war, nämlich die Gabe, den Herrn von Münchhausen in Bezug auf das Lügen, worin dieser doch ein Riese und sprichwörtlich geworden ist, als Zwerg neben sich zu erblicken, — der Graf also, auf der abschüssigen Bahn der Unwahrheit schnell weiter gleitend, kommt zu dem bedenklichen Punkte, wo er erzählt, daß er in einer Nacht das Schwedische gelernt habe. Der Advocat schiebt sich ganz ruhig eine furchbare Prise Schnupftaback in seine Nase,

die ebenso groß war, wie die des Kaisers Rudolph von Habsburg, und antwortet, indem aus seinen pffiffigen, grauen Augen ein Strahl der Malice zu dem Lügen-Virtuosen hinübergleitet: „Herr Graf, das geschah unzweifelhaft in der langen Nacht.“

Wenn diese Anekdote zeigt, wie hier in Rußland ein witziger Bürgerlicher, obgleich er als gutbezahlter Rechtsbeistand allen Grund hatte, den reichen, mehrere Güter besitzenden, Grafen mit Sammetpflötchen anzufassen, einen Adeligen, der allzu frech log, mit den Waffen der Ironie züchtigte, so wird eine andere den Beweis liefern, wie auch niedrige Beamte gegenüber den Matadoren der Hierarchie den Mund aufzuthun wissen, sobald sie nicht im Dienste sind, und kein Vergehen, dessen sie sich schuldig machten, den Vorgesetzten berechtigt, ihnen einen Verweis zu geben. Der Marquis von Paulucci, ein Italiener, der sich als General-Gouverneur der Ostseeprovinzen mannigfache Verdienste um die baltischen Lande erworben hat, gab einst in Riga ein großes Diner, zu dem er sehr viele Adelige, Officiere, Beamte, reiche Kaufleute geladen hatte: genug, alle irgendwie angesehene Persönlichkeiten fanden sich bei ihm versammelt. Der Marquis von Paulucci, der bei gutem Herzen ein sehr choleriesches Temperament hatte, bemerkt, daß ein Secretär, der ebenfalls sein Gast ist, beim Einschenken von Burgunderwein einen großen rothen Flecken auf das Tischtuch gemacht hat. Hierüber in Zorn gerathend

und ganz vergessend, welche Rücksichten er seinem Gaste schuldet, ruft er in seinem schlechten italienischen Deutsch über die Tafel herüber: „Herr Secretare, sagen Sie doch, in was für ein Haus wurden Sie denn groß?“ Aller Augen richteten sich, einige voll Spott, doch die meisten voll Theilnahme und Mitleid, auf den mit solchem Hohn angegriffenen und scheinbar mehrlos dafizenden Secretär. Die Frage des General-Gouverneurs besagte nämlich mit klaren Worten, daß er zwischen Bauern groß geworden sein müsse, weil er sonst gelernt haben würde, Wein einzuschicken. Zum Glück hatte der Secretär, wie man im gewöhnlichen Leben zu sagen pflegt, Haare auf den Zähnen. Sich tief verneigend, antwortete er: „Excellenz, ich wurde in einem Hause groß, wo man jeden Tag ein neues Tischtuch aufdeckte.“ Der kluge General-Gouverneur schwieg, da er merkte, daß er seinen Mann gefunden habe.

Wäre mir diese Anekdote in Deutschland erzählt worden, oder hätte ich sie in einem Buche gelesen, so würde ich geglaubt haben, daß der General-Gouverneur sofort eine Telega hätte anspannen lassen, damit dem frech antwortenden Unterbeamten in Sibirien der Wiß einfriere. Jetzt, nach genauem Umschauen in Rußland, habe ich mich überzeugt, daß nur Diejenigen, die etwas verbrochen haben, von der Strafe erreicht werden, daß der Arm des Gesetzes allein über die Schuldigen mächtig ist, daß

aber nicht der Uebermuth und die Willfür der Vornehmen mit Solchen, die weniger hoch, als sie, auf der socialen Leiter durch das Schicksal gestellt sind, nach Belieben verfahren können.

Ich habe hier einzuschalten, daß Rußland das Eldorado der Lehrer und Gouvernanten ist. Man behandelt sie hier mit vieler Rücksicht und Zuvorkommenheit. Oft lassen sich nun Menschen, die reich an Kenntnissen, aber arm an Takt sind, zu Dreistigkeiten verleiten, die in guter Gesellschaft unangenehm empfunden werden. Dieses Fehlers machte sich auch ein Lehrer Unbehagen schuldig. Er war nicht ohne Wiß, liebte aber auch deshalb allzu sehr das Wißeln. Einmal wagte er sich an den Baron von Rummel, der ihn aber an Wiß und schlagender Replik bei weitem übertraf. Es gab zu der Zeit, wo der ebenbesprochene Lehrer in Kurland war, noch nicht so gute Landstraßen, wie heutzutage. Der Baron von Rummel langte nun eines Abends von einer sehr beschwerlichen Reise auf dem Gute an, wo der Lehrer Unbehagen conditionirte. Obgleich der Letztere den Gast des Hauses zum ersten Male sah, so machte er sich mit seinem Wiße doch sogleich an ihn. Die schlechten Wege und der Name des Barons schienen ihn zu einem sehr natürlichen und sehr guten Wiße aufzufordern. Es prickelte ihn und ließ ihm keine Ruhe, bis er sagte: „Nun, Herr Baron, Sie sind auch wohl nur so hergerummelt?“ Hatte der Lehrer den Namen des Barons

zum Wortspiel mißbraucht, so revanchirte dieser sich sofort und antwortete, ohne sich eine Secunde zu besinnen: „Sprechen Sie mir nicht von der schrecklichen Fahrt! Mir wird ganz übel und schlimm bei der bloßen Erinnerung. Ich kann nur mit dem ekelhaftesten Unbehagen davon reden.“

Diese Anekdote beweist durchaus keinen aristokratischen Hochmuth, denn der Baron hatte nicht nöthig, sich von einem ihm ganz unbekanntem Lehrer Wizeleien über seinen Namen gefallen zu lassen. Daß der Lehrer überhaupt darauf kommen konnte, an einem eben angelangten Gaste seinen Witz spielen zu lassen, zeugt allerdings zuerst von seinem geringen Takte, aber dann auch von der gleichberechtigten Stellung, die man ihm eingeräumt hatte. So wenig dem Herrn Unbehagen auch die scharfe Entgegnung des Barons behagen mochte, so verdiente er doch wegen seiner Taktlosigkeit die kleine Züchtigung.

Ich habe an dem Beispiele eines Secretärs und eines Lehrers gezeigt, wie dreist und unbefangen hier die Bürgerlichen mit den Adeligen umgehen. Zum Schlusse gebe ich noch eine Anekdote, aus der man ersieht, wie auch die niedrigen Classen Kurlands frisch und frei von der Leber weg reden.

Die erste Person der Stadt Goldingen hatte einen Appetit, der alle Vorstellung übertraf, dahingegen strengte sie sich in ihrer amtlichen Sphäre fast gar nicht an. Nun bekam dieser vieleßfende, aber

wenig arbeitende Herr weiße Haare in seinen Backenbart, während sein Kopf ganz davon verschont blieb. Bei seiner geringen Reigung zum Arbeiten war ihm der Barbier am Morgen stets eine sehr angenehme Erscheinung, da diese Menschenspecies hier ebenso, wie in Deutschland, alle Neuigkeiten am Schnürchen herzuzählen weiß. Einmal fragt der vornehme Beamte, den die weißen Haare in seinem Barte sehr verdrießen, seinen Barbier, ob er ihm nicht erklären könne, weshalb er oben auf dem Kopfe ganz schwarz sei, während seine Wangen und sein Kinn bald wie von einem beschneiten Walde umgeben sein würden. Der Barbier, sich nicht lange besinnend, antwortete: „Das kommt daher, weil Sie mit dem Munde so viel, mit dem Kopfe so wenig arbeiten.“

Diese Anekdoten thun dar, daß die Literaten und überhaupt die bürgerlichen Classen Kurlands keineswegs dem Adel gegenüber in tiefster Devotion erstehen, sondern sich im Verkehre mit ihm frisch und frei zu benehmen wissen. Der Adel übrigens mit geringen Ausnahmen ist so liebenswürdig und so wenig ehrfüchtig, daß er auf keine Weise die Literaten herabzudrücken und eine Stufe niedriger zu stellen bedacht wäre.

Ueber das Loos des kurischen Bauern.

Bei einem großen Interesse für das Volk, war meine vornehmste Sorge, als ich den Boden Rußlands betrat, natürlich die, genaue Erkundigungen einzuziehen, wie man dasselbe behandle. Was nun zunächst Kurland betrifft, so waren die Eindrücke, die ich dort empfing, im Allgemeinen tröstliche. Die Bauern Kurlands, Livlands und Esthlands sind bekanntlich seit vierzig Jahren emancipirt und können ihrem Gutsherrn, der sie rauh behandelt, jeden Augenblick aussagen. Der Tag, an welchem die Bauern für frei erklärt wurden und von dem mir nicht gleich das Datum einfällt, wird alljährlich durch Gottesdienst und gänzlichem Ruhen der Arbeit gefeiert. Während meines Verweilens in Kurland wollte ein Baron von B—, ein sonst sehr gütiger Herr, der aber schon damals von Anfällen einer Geisteskrankheit heimgesucht ward, die ihn später in's Irrenhaus führte, seine Leute an dem Tage ihrer Freiheits-Erklärung zur Feldarbeit zwingen. Sie weigerten sich entschieden. Da ließ er ihnen funfzehn Hiebe aufzählen, was ihm nach den Gesetzen gestattet ist, natürlich auf die Gefahr hin, daß der Bauer ihn beim Hauptmanns-Gerichte verklagt. Die Bauern arbeiteten nun allerdings, reichten aber den folgenden Tag bei dem Grobiner Hauptmanns-Gerichte eine Klage ein, und der Baron von B— mußte eine beträchtliche Geldstrafe bezahlen. Der arme Mann

war eigentlich aber unzurechnungsfähig, da er, wie schon erst bemerkt, bald darauf in's Irrenhaus gebracht werden mußte.

Im Allgemeinen nun scheinen die kurischen Gutsbesitzer sehr gütig gegen ihre Bauern zu sein. Obgleich sie, wie ich bereits erwähnte, insofern die Polizeigewalt über ihre Leute haben, als sie ihnen funfzehn Hiebe aufzählen lassen dürfen, so machen sie doch nur im äußersten Nothfalle von diesem ihrem Rechte Gebrauch. Viel lieber bringen sie die Sache vor das Gemeinde-Gericht. Hier werden die Bauern von ihren Pairs abgeurtheilt, das heißt von Männern, die sie aus sich selbst gewählt haben. Selbstverständlich müssen sie die von diesen Männern ausgesprochene Sentenz respectiren, da sie doch vernünftiger Weise die Besten und Edelsten aus sich gewählt haben werden. Die Bauern beklagen sich über die vom Gemeinde-Gerichte gefällten Urtheile auch fast nie. Glauben sie dagegen, daß ihr Gutsherr sie ungerecht habe bestrafen lassen, so können sie, wie ich dies schon hervorhob, sich sofort an das nächste competente Gericht wenden, und ein Assessor wird mit der Untersuchung beauftragt. Mir liegen nun allerdings nicht gerade actenmäßige Beweise von der Unparteilichkeit dieser richterlichen Entscheidungen vor; doch ist mir von aufrichtigen Männern, die keineswegs beflissen waren, über die Gebrechen ihrer Provinz den Schleier der Localität zu werfen, versichert worden, daß die Assessoren in den

häufigsten Fällen zu Gunsten des klagenden Bauern entschieden hätten. Uebrigens genießen die kurländischen Richter eines ausgezeichneten Rufes und die Unparteilichkeit des Mitauer Ober-Hofgerichts ist über alles Lob erhaben.

Mich setzte es nun oft in Verlegenheit, daß die Kurländer, wenn ich sie mit barbarischen russischen Einrichtungen neckte, spottend darauf hinweisen konnten, wie ein aus dem Herzen Deutschlands zu ihnen gekommener Gutsbesitzer die Bauern so rauh habe behandeln lassen, daß sich das Gericht veranlaßt gesehen, ihm die Polizeigewalt zu nehmen. Ich protestirte, mußte mich aber dem unerbittlichen Factum ergeben. Diese, mich sehr unangenehm berührende Thatsache ist nun folgende:

Ein Graf K., der durch seine Verheirathung mit der Comteß M. auch Grundbesitzer in Kurland geworden war, kam auf seine dortigen Güter. Der Gedanke, in Kurland eine Polizeigewalt ausüben zu dürfen, die der in Deutschland alles verschlingende Staat an sich gerafft hatte, mußte ihm ganz besonders behagen und verführerisch erscheinen. Genug, er ließ die Fuchtel schwingen, daß es nur so klatschte. Die Bauern aber, wohl wissend, wo sie Recht zu suchen hatten, beklagten sich bei dem Hauptmannsgerichte; ein Assessor kam zur Untersuchung, und da sich nun herausstellte, daß der Graf für eine liebliche Röthe des Fleisches seiner kurlischen Unterthanen eine allzu zärtliche Sorge getragen, so ward ihm die

Polizeigewalt genommen. Hierüber aufs Neueste aufgebracht, wandte Graf K. sich seinen deutschen Gütern zu, und die kurischen Bauern hatten nicht mehr das Vergnügen, daß er ihre weiße Haut mit empfindlicher Röthe überhauchen ließ.

Ueberhaupt haben die Ausländer die unrichtigsten Vorstellungen über das resignirte Verhalten des kurischen Bauern in Bezug auf Körperstrafen. Es haben viele Edelleute Brauereien auf ihren Gütern angelegt und zu deren Leitung Sachverständige aus Bayern kommen lassen. Mehrere von den kurischen Gutbesitzern haben mir nun erzählt, daß sie ihre sehr tüchtigen Brauer nicht hätten behalten können, weil diese die, ihnen zu Handleistungen beigegebenen Letten auf sehr rohe Weise prügeltten. Die Letzteren wären nun nicht geneigt gewesen, eine ihnen so ungewohnte brutale Behandlung zu dulden. So hätte sich jeden Tag Streit und Zank in den sonst so ruhigen Verkehr des Hofes disharmonisch eingedrängt, und es wäre nichts übrig geblieben, als die rohen Bayern in ihre Heimath zurückzusenden.

Mir gereichte es während meiner Reise durch Kurland zur besonderen Befriedigung, über das Schicksal der Bauern doch nicht allzugroße Besorgnisse hegen zu müssen.

Die kurlische Küche.

Ob ich im Stande sein werde, all die Pein, die mein armer Magen in Kurland auszustehen hatte, auch wenn ich die gräulichsten Farben wähle, zur schrecklichen Anschauung zu bringen, bezweifle ich mit allem Grunde, in richtiger Kenntniß meines Naturells. Ich finde nämlich für das Gute, Sanfte und Schöne viel eher Farben, als für das Schlechte, Rauhe und Häßliche. Und wie schlecht ist in Kurland z. B. das Fleisch, wie rauh und grob sind die Erbsen, wie häßlich die gebratenen Schafsköpfe, die Blutfuchen und andere schreckliche Dinge, die mir das Blut bei der flüchtigsten Erinnerung schon gerinnen machen! Wenn Aeneas seine Zähren nicht zurückhalten konnte, als er der Dido den Untergang seiner Vaterstadt schilderte, so fließen meine Thränen kataraktenweise, wenn ich den Ruin meines Magens betrachte.

Nicht allgemeine Reflexionen, sondern schreckliche Einzelheiten mögen einen Begriff von der kurlischen Küche geben. Ich beginne sogleich mit der Suppe.

Wie furchtbar die Suppen der Kurländer sind, kann daraus abgenommen werden, daß eine Composition aus Milch, Schweinefleisch und anderen heterogenen Stoffen, welche für die Magen dieser Provinzianer ein Götteressen ist, nicht von Ausländern, sondern von Livländern, also von ihren freundnachbarlichen Ostseebrüdern, „kurlischer Jug“ ge-

nannt wird. Ein jeder Nicht-Kurländer bekommt das kalte Fieber bei dem bloßen Gedanken an diese furchtbare Suppe.

In Kurland wird aus allem Möglichen und Unmöglichem Suppe gekocht. Es giebt kein Thier des Waldes, keine Ente und Gans des Teiches, keinen Fisch der größeren und kleineren Gewässer, der von den Kurländern nicht zu ihren Suppen verwendet würde. Und diese muthete man mir zu, hinunter-zuwürgen!

„Allgütiger Himmel, erbarme Dich!
Verloren, verloren, wer rettet mich?“

Die Kurländer haben bei ihrer Gewohnheit, aus Allem Suppe zu kochen, mit den Indianern Aehnlichkeit. Auch diese kochen aus Gemüse und Korn, aus Fisch und Geflügel, kurz aus Allem Suppe. Ich habe noch die Kohlsuppe besonders zu erwähnen, die auch eins jener abscheulichen Gerichte ist, deren Anblick in Kurland mein Auge beleidigte. Meine Zunge habe ich natürlich nie damit gefoltert, da, wenn man in der großen Welt lebte, man längst über die Kinder-vorschrift weg ist, daß es für unanständig gilt, den herumgereichten Gerichten nicht zuzusprechen.

Die eben erwähnte Kohlsuppe verhindert die Kurländer durchaus nicht (auch Saurampfer-Suppe verschlingen sie mit Leidenschaft), entschieden keine Vegetarier zu sein, sondern Fleisch in großen Massen zu verzehren. Sie würden sich demnach zu Schülern des Pythagoras schlecht geeignet haben. Bekommt

man einmal bei ihnen Bouillon zu sehen, was freilich selten geschieht, da sie ihre abscheulichen Gänse-, Enten-, Ferkel-, Fisch- u. s. w. Suppen bei weitem vorziehen, so schwimmen darin große Fleischstücke, Kartoffeln und Wurzeln umher, die man hier „Porkahnen“ nennt. Die Kurländer sprechen diese von ihnen umgetaufte Wurzel „Burkahn“ aus, doch wird sie der Regel nach wol „Porkahn“ geschrieben werden müssen; wenigstens fand ich es so in den „Briefen aus und nach Kurland“ von Herrn von Mirbach. Dieser alte gelehrte Herr wird wol ein Ding zu schreiben gewußt haben, das er so oft in seiner Suppe umherschwimmen sah. Meine geliebte reine Bouillon ist mir in Kurland fast nie zu Gesichte gekommen. Auch kochen sie im Frühling eine Suppe, die durch und durch aus Petersilie, oder Gott weiß welchem andern Kraute besteht. — Ueberhaupt drängt sich die Petersilie hier frech in die Bouillon hinein, und wenn ich einmal so glücklich war, eine erträgliche Suppe zu sehen zu bekommen, so mußte ich mich eine Viertelstunde mit dem Herausfischen dieses unnützen Krautes beschäftigen. Dazu blieb mir aber leider oft nicht die Zeit, indem die Kurländer meist sehr schnell essen und mir so einen zu sichtslichen Vorsprung abgewannen. Weil ich nun nicht wollte, daß man wegen des Auftragens des folgenden Gerichts auf mich warten sollte, so winkte ich den Bedienten verstohlen, mir den fast noch vollen Teller eiligst wegzunehmen. Diese

Schöpfe aber, an den Appetit ihrer Herrschaften gewöhnt, die nie einen vollen Teller zurückgeben, waren zum Wegnehmen meist gar nicht zu bewegen. Meine verzweifelten Geberden zogen natürlich die Aufmerksamkeit meiner Tischgenossen auf sich. Ich lachte mich dann kluger Weise zuerst aus. Das kurze Sizenbleiben an der Tafel, das ich in Kurland fast durchgehend traf, erkläre ich aus dem großen Thätigkeitsdrange der Bewohner. Einst war ich zum Besuche in dem Hause einer Baronin F — s, wo fast die ganze Familie Zahnschmerzen hatte. Ich schob es unbedingt auf die Gewohnheit des schnellen Verschlingens der noch glühenden Speisen.

Uebrigens, da ich stets gerecht zu sein liebe, mindere ich in etwas den harten Ton meiner Anklage gegen die Kurländer wegen des unverantwortlichen Vermischens der heterogensten Substanzen, die sie, in ein Gericht vereinigt, in liebender Gemeinschaft den Magen hinunterspediren. In vielen Provinzen und Ländern macht man es auch nicht besser.

So erzählt Lamartine in seiner Beschreibung des Orients von einem Gerichte, das man in der Umgegend des Libanons isst, und das durchaus nichts Verführerisches hat, nämlich saure Milch mit Del gemischt. Es klingt dies unglaublich, aber Lamartine sagt wörtlich: „Notre diner se composait d'un pilau, d'un plat de lait aigri que l'on mêle avec de l'huile.“ Ich neckte natürlich die Kurländer häufig mit ihren gemischten Gerichten, in Betreff

derer ich meine Abneigung bei meiner großen Offenheit keinen Augenblick verhehlte. Um es nicht zu vergessen, sei hier doch erwähnt, daß die kurischen Kinder vermöge der ausgezeichneten Erziehung, die sie empfangen, alles essen und nie ein Gericht zurückschieben, oder vorübergehen lassen, das ihnen nicht mundet. Hierdurch gewinnen sie ihre heimische Kochweise so lieb, daß sie sich später an den bestbesetzten Tafeln Europa's stets nach ihren kurischen Gerichten sehnen und in dem Lande der Orangen und Myrthen von „Forkahnen, gebratenen Schafsköpfen und kurischem Jure“ träumen. Wie mächtig die Gewohnheit ist, erhellt daraus, daß der berühmte Suworoff, als er auf seinem Gute Kobrin von jener Krankheit befallen ward, die seinem Leben ein Ende machte, und seiner Abneigung gegen die Arzneimittel treu blieb, sich durch ein Schwitzbad, Hafsergrüße und Kwas zu curiren hoffte. Diese drei Dinge waren ihm bei seinem, meist im Felde verbrachten Leben durch häufigen Gebrauch und Genuß überaus lieb und angenehm geworden, und, selbst als schon die Krankheit in ihm wüthete, die seinem Erdenwallen ein Ende machte, verloren Schwitzbad, Hafsergrüße und Kwas den Reiz nicht, den sie in seinen gesunden Tagen auf ihn ausgeübt hatten. Auch der Fürst Paskewitsch genoß in seiner letzten Krankheit, die durch einen Magenkrebs zu einer so überaus schmerzlichen ward, vorzugsweise gern Kohlsuppe. Er hatte auf seinen vielen Feldzügen dies Gericht besonders

lieben gelernt. Wie also Suworoff auf seinem Sterbelager noch Kwas, Paskewitsch noch Kohlsuppe verlangte, so begehren auch die Kurländer bis zum letzten Lebenshauche und überall nach den derben Gerichten ihrer Heimath. Mir ward wenigstens von mehreren vornehmen kurlischen Damen berichtet, denen das Reisen im Auslande vorzüglich deshalb mißfallen habe, weil sie ihre vielgeliebten heimischen Gerichte nie zu sehen bekommen. Gott sei Dank! daß diese für mich wenigstens furchtbare Küche keine Propaganda gemacht hat. Die Kurländer vertheiligen übrigen ihre heimischen, von mir sehr angefochtenen Gerichte auf's Tapferste. Daß dieselben genießbar seien, zeigten sie einmal durch die That, indem sie große Massen davon verschlangen, und bei meiner ironischen Bemerkung, welche unvereinbaren Substanzen sie unter einander mengten, wiesen sie auf andere Länder hin — und bei ihren vielen Reisen hatten sie hierin reiche Erfahrungen gesammelt — wo man ebenfalls Dinge zusammenthue, die an das Chaos vor der Schöpfung erinnerten, und wodurch im Magen gewiß kein Licht, sondern nur eine trübe Mischung hervorgebracht werde. Da nun die Kurländer die Küche fremder Völker gar nicht bewundern, und Bacon in seinem berühmten Werke: „*De dignitate et augmentis scientiarum*“ voll Wahrheit behauptet, „*admiratio est semen scientiae*“, so kann man leider gar nicht hoffen, daß sie auf diesem Gebiete — ich meine die edle

Kochkunst — je Fortschritte machen werden. Sie scheinen in Bezug auf Essen und Trinken von einer chinesischen Unveränderlichkeit bleiben zu wollen. Der culinarische Status quo wird von Allen mit Löwenmuth, oder, ohne Bild, mit Riesenappetit vertheidigt. Möchte Kurland doch einen Soyer gebären!

Bei der Zurückweisung meiner Angriffe auf ihr ungesundes Vermengen von Substanzen, die sich gegenseitig ausschließen, kam den Kurländern der eigenthümliche Geschmack einer schönen Dame, der Tochter eines dänischen Ministers, zu Statten, die sich in diese Provinz verheirathet hatte, und die zuweilen von ihren Köchinnen sich Gerichte der Heimath bereiten ließ. Diese nun sollen eine Mischung enthalten haben, wie man sie kaum in einem Hexenkessel vereinigt findet. Die Kurländer schauderten vor dänischen Gerichten ebenso zurück, wie ich vor Fabrikaten ihrer Kochkunst. Es ist ein Glück, daß jedes Land seine einheimische Küche am meisten liebt und sich nicht in Sehnsucht nach fremden Fleischtöpfen verzehrt. Man würde sich sonst wegen eines guten Gerichts ebenso oft in die Haare gerathen, wie die Türken und Montenegriner wegen einer von Beiden in Anspruch genommenen Wiese oder sonst eines unbedeutenden Streitobjekts.

Bei meinem erbitterten Kampfe gegen die kurische Küche, die meinem Magen auf unheilbare Weise geschadet hat, darf ich auch nicht unterlassen, gegen

das verschwenderische Lob zu protestiren, mit dem Kohl die furländischen Schmandkuchen überschüttet. Sie sind zwar nicht schrecklich, aber aber auch keineswegs köstlich, sie sind vielmehr ein sehr nüchternes, charakterloses Gebäck. Ich war immer in Verzweiflung, wenn junge furländische Damen, die ich wegen ihres Geistes und ihrer Herzengüte sehr liebte, auf ihrer Reise von einer Besitzung ihres Vaters zur andern bei einem Krüge in Durben anhalten und sich von den Bedienten Schmandkuchen herausholen ließen, in die sich ihre Zähne mit großer Andacht vertieften. Ich konnte mir diesen für geistreiche Menschen unbegreiflichen Geschmack nicht anders erklären, als durch „provinziellen Patriotismus“ und „localen Fanatismus“. Die Hamburger schwärmen für ihr Rauchfleisch, die Westphalen für ihre Pumpernickel und Schinken, die Pommeraner für ihre Spickbrüste, die Berliner für ihre Pfannkuchen, die Brandenburger für ihre Havelkrebse, die Königsberger für ihr Marzipan, die Braunschweiger für ihre Würste, die Neapolitaner für ihre Macaroni, die Schweizer für ihren Käse, die Spanier für ihr Olla podrida, die Engländer für Beefsteak, Roastbeef, Pudding und Alle (Sherry und Porter nicht zu vergessen), die Dänen für ihre rothe Grütze; aber sie haben doch Alle Grund zu ihrer Begeisterung, und diese Gerichte finden weit außerhalb der Grenzen ihrer Heimath die verschlingendste Anerkennung. Ich hätte erst „meist Grund“ sagen sollen,

da ich die Leidenschaft für Maccaroni, mit Parmesanfälle überstreuet, mir gar nicht erklären kann, und die poetischen Neapolitaner deshalb von ihrem Zauber für mich verloren, ebenso wie die oft hinreisenden Damen des südlichen Frankreichs wegen ihres Schwärmens für Knoblauch. Wenn ich also auch die Neapolitaner ausnehme, so können doch die übrigen Städte, Provinzen und Völker innere Gründe für den Stolz auf ihre oben hergezählten einheimischen Erzeugnisse anführen. Aber die Kurländer haben für ihren Schmandkuchen-Enthusiasmus ebenso wenig Berechtigung, wie die Hannoveraner für die unbegreifliche Anbetung ihrer Kartoffel-Pfannkuchen.

Gefochte Früchte, die ich so sehr liebe, kommen in Kurland als Compots lange nicht so oft auf den Tisch, wie in Deutschland, aus dem einfachen Grunde, weil der Herbst keine so reichen Obsternten bescheert. Pflaumen-, Aepfel- und Kirchsuppen, für die ich schwärme, erscheinen in dieser Provinz sehr selten auf der Tafel. Einmal fehlt den Kurländern häufig das Obst, woraus sie dieselben kochen könnten, und dann lieben sie ihre eigenthümlichen Suppen, für die ihnen Niemand die Ehre der ersten Erfindung abstreiten wird, zu sehr, als daß sie vorziehen sollten, ihre Terrinen mit dem Extracte aromatischer Früchte, statt mit der Quintessenz von Gans und Schwein zu füllen.

Doch ich habe so viel von Essen und Trinken ge-

prochen, daß der geehrte Leser vielleicht ganz den Appetit darüber verloren haben wird. Nun, an der table d'hôte eines Gasthofs ersten Ranges wird sich derselbe schon wieder einstellen.

Aber ich habe nicht die Kraft zu schweigen; ich muß meinem Zorne gegen die kurische Küche, die mich so sehr quälte, marterte und folterte, zum Schlusse noch einmal Luft machen. Mit der bösesten Miene, die ich nur anzunehmen weiß, spreche ich Folgendes:

„Dem tiefsten Magen entstammende Seufzer stoße ich über die Höllepein aus, die Du mir bereitet hast, vermaledeiete kurische Küche! Aber, ach! alle meine Seufzer sind zu schwach, um meinen erduldeten Qualen nur irgendwie gerecht zu werden. Mein märtyrisirter Magen, dessen Organe für alle feinere Kost systematisch abgetödtet sind, müßte von ägyptischen Klageweibern bejammert werden. Wenn ich diese sich das Gesicht mit ihren Nägeln zerfleischen sähe, würde ich mir die Zerreißen meiner Eingeweide versinnlichen, die durch Dich, o kurische Küche, die Du in wahnsinniger Originalität und in vermessenem Stolze von deutschen, französischen und englischen Kochsystemen nichts wissen wolltest, freventlich bewirkt worden sind.

„O, kurische Küche, noch bei der Rückerinnerung wirkst Du auf mich, wie die Bomitive meiner Kindheit, die damaliger ärztlicher Unverstand die armen Kranken so häufig verschlucken ließ! Mögen Dir die

Götter verzeihen! Mein täglich martyrisirter Magen vermag es nicht.

Zweikämpfe eines kurischen Pfarrers mit seiner Gehälste.

Anscheinend mit vollster Begründung preßt in „der Widerspenstigen Zähmung“ von Shakespeare der Unwille dem Hortensio ein Pfui aus, als er sieht, daß Petruccio auf jede Weise seine Gattin verhindert, etwas zu essen. Letzterer hat nämlich die Absicht, durch Hunger und Schlaflosigkeit seine bis dahin alle in ihre Nähe kommenden Personen ohrfeigende Gattin, das Prototyp der reitpeitschenden Lola Montez, vor deren Prügelwuth ganz München im Jahre 1847 erzitterte, allmählig mürbe zu machen und sie gleichsam in weiches Wachs zu verwandeln, das sich willig jeder Form zu fügen habe, die er ihr zu geben beliebigen sollte. Hortensio nun, dem dies Strategem etwas allzu wenig chevaleresk vorkommt, ruft beim Anblicke dieses rohen Gebahrens zürnend aus:

„Pfui doch, Petruccio, pfui! du bist zu tadeln!“

Wenn man sich die Sache unbefangen ansieht, so ergiebt sich, daß Petruccio gar nicht so unverzeihlich roh mit seiner Catharina verfuhr, sondern bei der Zähmung dieses ungestümen Charakters

von ganz richtigen Grundsätzen ausging. Einmal spricht der Erfolg für ihn, und zweitens behaupten viele Ehemänner, daß mit den Frauen nicht anders durchzukommen sei, als wenn man ihnen von Zeit zu Zeit die Faust auf's Auge drücke. Mir nun, einem ergebenen und demüthigen Verehrer der Damen, dem so viele ausgezeichnete Frauengestalten das ganze Geschlecht mit einem Nimbus umgeben, mir klangen dergleichen Behauptungen, als ich sie zuerst vernahm, nicht bloß roh und widerwärtig, sondern fast kirchenschänderisch. Später hörte ich dergleichen Erzählungen schon ruhiger an. Ich muß sogar einräumen, daß ich mir die Zweikämpfe eines kurischen Pfarrers mit seiner Ehehälfte, zu denen ich jetzt gleich komme, unter vielem Lachen berichten ließ. Diese tragikomische Geschichte in allen ihren Einzelheiten gebe ich treu so wieder, wie man sie mir erzählt hat.

Es lebt in Kurland ein Pfarrer H—, der allwöchentlich eine oft einstündige Schlacht mit seiner sehr resoluten Frau durchkämpft, wo aber keineswegs der Sieg immer auf Seiten des hochhehrwürdigen Schwarzrocks bleiben soll. Er hält es aber trotz seiner Niederlagen schon für ersprießlich, wenigstens zu documentiren, daß er noch nicht ganz eingeschüchtert sei, um so zu verhindern (ich bediene mich hier eines drastischen volksthümlichen Ausdrucks), ganz untergefuttert zu werden. Der unbefiegbaren Amazone gegenüber sagt er gewiß mit

einer Rückerinnerung an sein mit dem Angstschweiße vielleicht schon lange verflogenes Latein: „In magnis et voluisse sat est!“ Ja, er hatte die ehrliche Absicht, ihr einige Kopfnüsse zu versetzen; zum Unglück spielte sie aber immer das Prävenire. Einmal kam der Leidensträger mit einer auffallend geschwollenen Backe auf die Kanzel und war naiv genug, seiner Gemeinde zu erzählen, wie diese Gesichtsentstellung seine Frau verschulde, die ihm in einem ihrer satanischen Einfälle ein frisches Roggenbrod an den Kopf geworfen habe. Uebrigens sollen Seine Hohehrwürden auch keineswegs dem Geschlechte der Engel angehören. Diese sehr unpassenden Kämpfe in dem Hause eines Predigers machten natürlich in der Umgegend das größte, ja schmerzlichste Aufsehen, umsomehr, da in Kurland im Allgemeinen das Eheleben ein ausgezeichnet sittliches genannt werden darf, und Versündigungen gegen die vor dem Altar beschworene Treue oder auch nur ein unzartes Benehmen der Eheleute gegen einander hier einen ebenso strengen Areopag finden, als in England. Der Ruf von diesem Unfrieden in dem Hause eines Gottesdieners drang denn auch bald zu den Ohren des Propstes, und dieser hielt es für seine Pflicht, sich zu dem Pfarrer zu begeben und ihn durch einige väterliche Ermahnungen auf den rechten Pfad zurückzuleiten. Der Pfarrer, der den Zweck dieses Besuches errathen und zu der Erkenntniß gelangt sein mochte, daß, wenn er nicht auch von Zeit zu Zeit seine Fäuste

gebrauche, die Roggenbröde, mit denen es seiner Frau gefiel, ihm den Kopf zu bombardiren, täglich größer werden würden, empfing den Propst sofort mit einer Auseinandersetzung, wie die Römer, diese ersten Juristen der Welt, eigentlich doch sehr Recht gehabt hätten, die Frau nur als eine Sache zu betrachten. Er identificirte bei diesen Worten seine Egehälfte gewiß einem Tische, auf den man getrost los schlagen kann, ohne den geringsten Widerstand zu finden. Ich habe mein Corpus juris nicht so im Kopfe, um ganz genau angeben zu können, wie die technischen Ausdrücke für die Stellung der Frau dort lauten mögen. So viel besinne ich mich allerdings, daß die den Frauen zuerkannte Rechtsphäre keine so würdige war, wie die Germanen und das Christenthum dem schönen Geschlechte anweisen; allein so niedrig, wie der Herr Pfarrer die römischen Damen zu stellen beliebte, standen sie doch wohl nicht. Die Mutter des Gracchen, Cato's edle Tochter und jene heldenmüthige Gattin, die das unendlich rührende Wort sprach: „Paetus, es schmerzt nicht!“ — jene drei hochherzigen Frauengestalten wurden gewiß von den Römern für etwas mehr angesehen, als ein Tisch oder ein Stuhl. Indes mag der Herr Pastor in seinen juristischen Deductionen doch nicht so ganz unrecht gehabt haben, denn bei der allwöchentlichen Anschwellung seiner Wangen durch das Roggenbrod (was mag der arme Mann innerlich empfunden

haben, wenn er Gott auf der Kanzel um eine reiche Ernte bitten mußte und dabei an die künftige geringe Sparsamkeit seiner Frau im Roggenbrodwerfen dachte?!), welche ihm nicht gestattete, sich außerhalb seines Hauses zu zeigen, mag er wohl tiefe Blicke in das Corpus juris gethan und so die Stellung der römischen Frauen vielleicht richtig aufgefaßt haben. Ich glaube nun, daß es dem Herrn Pfarrer, der die Kämpfe mit seiner Ehehälften durchaus nicht aufgeben wollte, vollkommen gelang, den Probst durch seine juristischen Argumentationen zum Schweigen zu bringen. Sollten Sie, freundlicher Leser oder schöne Leserin, einmal nach Kurland reisen, so können Sie sich bei diesem würdigen Pfarrer zu Gaste bitten; gewiß wird er zu Ehren eines so ausgezeichneten Besuches die berühmte Roggenbrodschlacht mit seiner Frau zum Besten geben. Ländlich sittlich!

Ob dieser rasende Roland und außerdem evangelische Pfarrer, niemals die herrliche Bergpredigt gelesen haben mag? Dort hat doch der Heiland also gesprochen:

„Selig sind die Sanftmüthigen; denn sie werden das Erdreich besitzen.“

Der Herr Pfarrer ist aber gar nicht sanftmüthig, sondern kämpft gegen seine Frau mit rasender Hitze an; leider ist der Erfolg immer auf ihrer Seite. Edelmüthig ehrt er dann ihren Triumph durch die

Illumination seiner Wangen. Seine einzige Rache besteht darin, daß er sie, natürlich wenn sie und ihr Roggenbrod nicht dabei sind, nach römischen Rechtsbegriffen für eine Sache erklärt.

Man würde sehr ungerecht gegen mich sein, wenn man aus der eben von mir gegebenen, durchaus wahrhaften Erzählung, welche die dramatischen Kämpfe eines kurischen Landpredigers zum Vorwurf hat, und die von mir keineswegs ausgeschmückt, sondern getreu so dargestellt worden ist, wie mir glaubwürdige Personen sie berichtet, ich sage, daß man sehr ungerecht gegen mich sein würde, wenn man aus dieser Erzählung schließen wollte, als mache es mir Vergnügen, die Schwächen und Fehler der Pastoren an's Licht zu ziehen. Ich hege den Predigern gegenüber nicht minder herzliche Gesinnungen, wie die sind, mit denen ich die ganze Menschheit umfasse; aber meine Ansprüche sind an Männer, die uns das Wort Gottes auslegen und uns zur Buße ermahnen, weit strenger, als an solche, die uns die Gesetze deuten, zuweilen auch verdrehen, oder den Kranken Körper gesund, leider aber häufiger den gesunden Körper krank machen. Wer sich würdig glaubt, in die Fußstapfen der Apostel zu treten, soll nichts von jenen groben Fehlern an sich haben, die uns selbst an den gewöhnlichsten, den niedrigsten Beschäftigungen zugewandten Menschen empören würden. Aber ebenso wenig, wie ich es sehr christlich fand, daß die Bischöfe auf der Kirchenversamm-

lung zu Nicäa — vielleicht war es auch auf einer andern, wo sie sich teilten —, als sie ihre geistlichen Controversen in keine befriedigende Harmonie und Concordienformel auflösen konnten, zu den Schemeln griffen und sich die Köpfe blutrünstig schlugen, ebenso wenig kann ich es billigen, daß ein Pastor und seine Gattin sich gegenseitig das Antlitz roth, blau und gelb färben. Man erzählt nämlich, daß der kurländische Pfarrer sich einmal ermannt und seiner Frau das Angesicht ebenso colorirt habe, wie sie ihm sein hochehrwürdiges seit Jahr und Tag.

Uebrigens sind kriegerische Pfaffen nichts Seltenes, nur verwandten sie ihre Kräfte gegen Männer und kämpften nicht gegen das schwache Geschlecht. Nach meiner Ansicht ist jedes kriegerische Auftreten von Priestern, die doch Nachfolger der Jünger des Heilandes sein wollen, ein Sacrileg. Auch Richard Löwenherz, obgleich er Schlachten und Turniere über alles liebte, konnte sich mit kämpfenden Geistlichen nicht befreunden. Als in seinem Kriege mit dem Könige von Frankreich ein Verwandter desselben, der Bischof von Beauvais, nach heißem Kampfe und tapferster Bertheidigung in englische Gefangenschaft gerieth, so ward dieser von dem Papste als sein geliebter Sohn zurückgefordert und seine längere Borenthaltung als ein Verbrechen gegen die Kirche hingestellt. Richard Löwenherz wollte dem Papste und der ganzen Clerisei eine Lehre geben. Er schickte deshalb dem Heiligen Vater den von Blut über und

über bedeckten Harnisch des Bischofs mit der ironischen Frage: „Sollte dies der Rock Deines geliebten Sohnes sein?“ Ebenso könnte man den, durch den Anprall des Roggenbrodes gelb und blau gefärbten furländischen Pfarrer zu seinem Superintendenten schicken und diesen fragen lassen: „Ist dies ein Verkündiger des Evangeliums?“

Da mir sehr viel daran liegt, auf mein unschuldiges Haupt kein Kezgergericht herabzuziehen, so will ich meine Zärtlichkeit für die Prediger dadurch beweisen, daß ich ihrem Collegen, der von seiner Frau mit Roggenbröden beworfen wird, etwas Muth einhauche, indem ich ihm seine kriegerischen Ahnen, außer dem schon erst erwähnten Bischofe von Beauvais, den Papst Julius II., Reinold, Erzbischof von Köln, und namentlich den Bischof Christian von Mainz in's Gedächtniß zurückrufe, der mit seinem Morgensterne achtundfunfzig Feinden die Zähne einschlug. Ich will nun gerade nicht anrathen, daß der kurische Pastor seiner Frau alle Zähne einschlage aber eine verdiente Züchtigung mag er ihr immer administriren. Die Damen werden mir das offene Geständniß nicht übel nehmen, daß ich trotz meiner Galanterie für das schöne Geschlecht dieser kriegerischen Frau Pfarrerin dennoch eine kleine Lection gönne. Um mich durch meinen Freimuth nicht um alle Gunst bei Denjenigen zu bringen, deren zarte Sorgfalt dem männlichen Dasein die beseligendsten Stunden schenkt, schränke ich die angerathene Züch-

tigung dahin ein, daß ich auf eine häusliche Bestrafung hinter verschlossenen Thüren bestehe. Diese Scene muß durchaus einen patriarchalischen Charakter an sich tragen. Hierbei denke ich an Maria Theresia, die den Söhnen der österreichischen Aristokratie, wenn sie sich gegen die Sittlichkeit vergangen hatten, von ihren nächsten Verwandten hinter verschlossenen Thüren eine gewisse Anzahl Ruthenhiebe appliciren ließ. Ich wünsche der kurischen Pastorin deshalb eine kleine Züchtigung, damit die übrigen Frauen nicht von ähnlichen kriegerischen Neigungen erfaßt werden. Die Männer leiden schon so viel von dem Pantoffel; wehe ihnen, wenn noch das Roggenbrodwerfen in die Mode kommt! Uebrigens zittere ich nicht wenig in Bezug auf den siegreichen Ausgang des Züchtigungsversuches von Seiten des kurischen Pastors. Seine Frau soll mehr als mannhaft sein. Vielleicht wird er der Gebrütschte, statt das Britschen seiner Candidatenzeit zu erneuern. Jedenfalls hätte diese amazonenhafte Pastorin, von der ich mit dem sehr lebhaften Wunsche Abschied nehme, nie ihr Schleudertalent an meiner Backe zu erproben (die Kurländer, auch in der gewöhnlichsten Unterhaltung, und wenn sie von dem Schwunge der Rede am allerentferntesten sind, gebrauchen stets das bei uns nur in der Poesie und bei erhöhtem Ausdrucke in Anwendung kommende Wort „Wange“), diese kräftige Pastorin hätte, sage ich, nicht den ersten besten Schwächling erhören, sondern, wie die Hel-

dinnen, von denen uns die Lieder melden, erklären sollen, daß sie nur Demjenigen als Weib gehorsamen wolle, der ihr an Stärke überlegen sei. Ich besinne mich da auf die Tochter des mongolischen Chans Kaidu, die nach dem Berichte des berühmten Marco Polo erklärte: *che non prenderebbe marito, se prima non trovasse chi in forza la vincessesse.*“ Auch Brunhild im Nibelungenliede ergab sich ja bekanntlich nicht eher einem Manne, als bis sie im Kampfe von ihm besiegt war oder doch wenigstens besiegt zu sein glaubte.

Wer sich die Mühe des Reisens nicht verdrießen läßt, kann den kurischen schwarzrückigen Streithahn in eigener Person kennen lernen.

Bei der Frau Pastorin darf man sich, meiner Ansicht nach, nur dann melden lassen, wenn sie keinen satanischen Einfall im Kopfe und kein Roggenbrod zur Hand hat. *Sapienti sat.*

In Kurland ehrt man den Oberrock.

Dem einfachen, schlichten, jedem irgendwie Theatralischen und unnöthig Ceremoniellen abholden Sinne der Kurländer entspricht es, daß die Kleidung bei ihnen kein Object des wichtigsten Nachdenkens ist, und daß sie nie ängstlich umherfragen, ob die Mode nicht auch schon neue vegetarische Gebote aufgestellt habe. Ihre große Gediegenheit verbietet

ihnen, an dergleichen Nichtigkeiten die Zeit zu verlieren.

Zu nicht geringem Verdienste gereicht es nun meiner Ansicht nach den kurlischen Herren, daß der Oberrock bei ihnen in verdientem Ansehen steht. Es ist diesem achtungswerthen Kleidungsstücke in Kurland schon gelungen, den Frack in die Ecke zu drängen; vielleicht wird er mit der Zeit ganz und gar zum Teufel gejagt. Ich meinerseits würde es als ein Glück betrachten. Ist überhaupt unsere ganze Art und Weise, uns zu kleiden, unendlich geschmacklos, und bringt unsere moderne Tracht den Bildhauer, der sie treu wiedergeben soll, aus den triftigsten Gründen zur Verzweiflung, so bleibt doch dem Frack der nicht beneidenswerthe Vorzug, das Non plus ultra eines unästhetischen Anblicks darzubieten. Die kurländischen Edelleute leben mit diesem schwalbenschwänzigen Ungeheuer in der sichtbarsten Feindschaft und gönnen ihm die Ehre, auf ihren Körpern zu paradiren, nur bei den seltensten Gelegenheiten. Um übrigens den kurländischen Herren keine Gründe unterzuschieben, die ihnen fremd sind, so bemerke ich, daß ihre Bevorzugung des Oberrock's zum Nachtheil des Frack's weniger ästhetischen Rücksichten, als der Bequemlichkeitsliebe entspringt. Sie fühlen sich in dem Oberrocke entschieden behaglicher und werden jetzt ganz und gar zu seiner Fahne schwören. Die neue Uniform nämlich, die sie als kurlische Landstände bekommen haben, und in der sie ihrem Kai-

ser während seines Verweilens in Mitau aufwarteten, ist ganz von derselben Form, wie der bekannte preussische Waffenrock; vielleicht fehlt ihm hinten die kokettirende Kürze. Die kurländischen Edelleute, die früher nur Gründe des Instincts für ihre Abneigung gegen den Frack hatten, werden sich jetzt mit folgendem nicht ganz unlogischen Schlusse zur Vertheidigung ihres geliebten Oberrockes bewaffnen:

„Wenn wir unserm Herrn und Kaiser in einer Tracht aufwarten durften, die den Magen bedeckte und keine unsinnigen Ausschneidungen zur Schau trug, so ist es uns doch gewiß gestattet, Personen gegenüber, die nicht Majestäten sind, in einem ähnlich geformten Gewande uns darzustellen, ohne daß wir fürchten müssen, Anstoß zu erregen.“

Man kann die Kurländer nicht genug loben, diesem geschmacklosen Kleidungsstücke — ich meine den schwalbenschwänzigen Frack — den Dienst aufgekündigt zu haben. Da leider die Mode von Paris aus noch immer dictatorisch gebietet, so wünschte ich, daß sich dort ein Mann befände, der, wie einst der Graf d'Orsay in London, einen von Allen anerkannten Einfluß auf die Herrenkleider ausübte. Diesem würde ich den mit vielen triftigen Gründen begleiteten Vorschlag zukommen lassen, dem Fracke den Garaus zu machen, vielleicht ihn in einem öffentlichen Autodafé ebenso zu verbrennen, wie die Neuberin es mit dem Hanswurst that. Diese sonst stereotype Figur verschwand seitdem ganz aus dem

deutschen Lustspiel, leider kam das letztere aber deshalb noch immer nicht zur Blüthe. Der deutsche Molière soll erst geboren werden.

Die Herren, welche die Bequemlichkeit lieben — und dieser giebt es gar viele — werden durchaus für Verbannung des Fracks stimmen; dann auch die ästhetisch gebildeten, die diesem verschnittenen Kleidungsstücke keinen Geschmack abzugewinnen wissen. Und da heutigen Tags der Pietismus wieder gewaltig um sich greift und das Fleisch mit unablässigem Eifer bekämpft, so muß es diesem Feinde der Materie doch gewiß willkommen sein, wenn der züchtige Oberrock gewisse Körpertheile decent verhüllt, die der Frack schamlos hervortreten läßt. Ich gebe mich der schönen Hoffnung hin, den Frack allmählig verschwinden zu sehen. Freilich darf ich nicht ganz fest darauf rechnen, den Pietismus als Bundesgenossen zu bekommen, da er keineswegs stets mit dem Verstande und der Vernunft operirt, so daß er nur das vor sich Gnade finden ließe, was, von diesen beiden geistigen Gestirnen beschienen, keine Flecken zeigt, sondern im Gegentheil gewissen conventionellen Begriffen unterthan ist, von denen er sich nicht loszusagen vermag.

Uebrigens geben uns die Höfe der Jetztzeit ein beachtenswerthes Beispiel in Bezug auf vernünftige Kleidertracht. Die Damen gehen nicht mehr bis tief auf die Brust ausgeschnitten, und bei den Herren, wenigstens beim Militär, sieht man statt des un-

sinnig den Magen preisgebenden Fracks den zuschließenden Waffenrock, der mit dem Oberrocke Geschwisterkind ist.

Wenn der Verfasser des Artikels, „Die bildenden Künste“ im zwölften Bande der Gegenwart sehr richtig bemerkt:

„Wir bespötteln die Roccocotracht und müssen nachgerade eingestehen, daß unsere Kleidung noch ungleich häßlicher und formloser sich gestaltet, daß das Zeitalter des Puders und Reifrockes dem Auge des Künstlers zahlreichere Anregungen bot, als unsere ebenso unschöne als armselige Erscheinungsweise;“ wenn gegen diese Behauptung wenig oder vielmehr gar nichts einzuwenden sein möchte, so verdienen die Kurländer ein unbestrittenes Lob, daß sie eine Reform unserer geschmacklosen Kleidertracht wenigstens insofern anbahnen, als sie zu der schwalbenschwänzigen Frack-Caricatur sich sehr abweisend verhalten, während sie dem treuherzigen, hausväterlichen Oberrocke alle mögliche Ehre zu Theil werden lassen.

Möchte die Abneigung der Kurländer gegen den Frack in der Metropole der Eleganz getheilt werden! Leider aber sind alle verständigen Wünsche meist *pia desideria*.

Eine Präsentation kurländischer Freiwilligen beim Czaren Nikolaus I.

Bei den vielen politischen Enttäuschungen, die seit dem Jahre 1848 mein Herz betrübten, war es mir auf meinen Reisen immer ein kleiner Trost, wenn ich bedachte, welch' ungeheures Gebiet die deutsche Sprache beherrscht. Von Narwa bis tief in die Schweiz hinein wird deutsch gesprochen, und zwar in der erstgenannten Stadt nicht solch kauderwelsches, wie in Helvetien. In Büchern über die Ostsee-Provinzen habe ich häufig gelesen, daß man dort das beste Deutsch zu hören bekomme. Dies fand ich nun nicht bestätigt. Die Kurländer sprechen das Deutsche allerdings, wie es geschrieben wird, und dies ist schon ein großer Vortheil. Bei den Schweizern, Oesterreichern, Schwaben und theilweise auch Baiern muß der Norddeutsche sich immer auf's Rathen legen, was diese gemüthlichen Laute eigentlich bedeuten sollen. In einer solchen Verlegenheit befindet man sich nicht, wenn man mit den Bewohnern Kurlands, Livlands und Esthlands zu thun hat. Man versteht sie sogleich. Aber ihre reinen Klänge sind etwas hart, sehr wenig melodios; auch versündigen sie sich zuweilen gegen die Klarheit des „A.“ Für die Härte ihrer Sprache zeugt, daß die Meisten „schmall“, statt schmal sagen. Vielleicht mag in ihrer Sprache Charakter liegen, aber ich liebe auch etwas Wohlklang für das Ohr. Das

Melodiöse in der deutschen Sprache ist am besten von den Hannoveranern vertreten.

Was mir am meisten an der Sprache der Bewohner der Ostsee-Provinzen gefallen war, daß sie dieselbe nicht mit französischen und englischen Brocken entstellen. Sie sind fast ohne Ausnahme vernünftige Puristen. Eben weil sie die englische und französische Sprache fast wie Landeseingeborene beherrschen, sind sie von der Schwäche frei, wenn sie deutsch sprechen, durch Einstreuung fremder Laute mit dem Nimbus eines Mezzofanti strahlen zu wollen. Ich habe stets gefunden, daß solche Sprachmenger sehr oberflächliche Menschen waren und nicht allein das Englische und Französische schlecht kannten, sondern auch bei feigen Fragen der deutschen Grammatik sich die größten Blößen gaben.

Die Kurländer wachen auch sehr eifersüchtig darüber, daß die Erlasse der Obrigkeiten und Behörden in deutscher Sprache abgefaßt seien, wie ihre Privilegien ihnen dies garantiren. Eben wegen ihres eifersüchtigen Haltens auf die deutsche Sprache berührte es sie fast schmerzlich, als der Kaiser Alexander II., bei seinem ersten Erscheinen in Mitau, die sich ihm vorstellende kurische Ritterschaft russisch anredete. Man erklärte dies dadurch, daß der Kaiser Alexander zwar in der Unterhaltung sehr gewandt deutsch spreche, aber daß bei einer längeren Rede, wie er sie bei der Präsentation der kurischen

Ritterschaft hielt, wo er Kurland für die im Kriege gebrachten Opfer dankte, ihm das Russische doch bequemer gewesen sei. Jedenfalls hätte der humane und liebenswürdige Monarch die russische Anrede vermieden, wenn er geahnt, daß er dadurch kränken würde.

Zum Beweise, ein wie gutes und gewandtes Deutsch die Kurländer auf ihren Landtagen sprechen, gebe ich einen Bericht des Landes-Bevollmächtigten von Hahn, den er an seine Committenten über eine officiële Reise nach Petersburg abstattete. Beim Beginn des letzten Krieges nämlich rüstete die kurlische Ritterschaft ungefähr vierzig Freiwillige aus — adelige Jünglinge der Provinz —, die in Regimenten eingereiht zu werden wünschten, die vor dem Feinde ständen. Der Baron von Hahn als Landesbevollmächtigter hatte nun von dem kurlischen Landtage den Auftrag bekommen, sie dem Kaiser vorzustellen. Den Bericht über diese Mission werde ich, wie ich kurz vorher andeutete, genau nach den Landtagsacten folgen lassen. Ich übergehe den Eingang und beginne von dem Augenblicke, wo der Baron mit den, seiner Obhut anvertrauten Freiwilligen in Petersburg anlangte:

„Gleich nach der Ankunft unserer jungen Leute unterlegte ich die Namensliste mit der gehorsamen Bitte, daß sie nach der Wahl der Regimenten sofort in dieselben eintreten dürften.

Unsere jungen Leute wurden darauf dem Herrn

General-Gouverneur, so wie unsern dort anwesenden Generälen vorgestellt, die sie Alle gütig und wohlwollend empfingen. General Lieven unterzog sich mit seltener Bereitwilligkeit und Güte der großen Mühe, die Papiere jedes Einzelnen durchzugehen, zu ordnen und wo nöthig festzustellen, wobei General W. von Korff ihn gefälligst unterstützte.

Den 9. Februar Morgens brachte mir ein Feldjäger die Weisung, daß die Präsentation Allerhöchst um 1 $\frac{1}{2}$ Uhr angefangen sei. Um 12 Uhr waren Alle bei mir versammelt und zur Abfahrt bereit, als derselbe Feldjäger den Befehl überbrachte, daß die Vorstellung nicht stattfinden könne. Den 10. Februar um 11 Uhr war ich wiederum beschieden, um 1 $\frac{1}{2}$ Uhr im Palais zu erscheinen; rasch wurden die jungen Leute versammelt, gehörig nach der Größe geordnet und vorbereitet, und zur bestimmten Stunde war ich an ihrer Spitze, begleitet vom Kammerjunger von Fircks und Oberhofmeister von Kleist, im Winterpalais. Wir wurden in den Concertsaal geführt, wo wir den General-Gouverneur, den Oberhofmeister Graf Schuwalow, der uns als Landsleute begrüßte, den General Korff und mehrere Andere fanden, die sich Alle gleich theilnehmend und freundlich bewiesen. Bald darauf erschien der Monarch, dem mich der Herr General-Gouverneur russisch vorstellte. Mir gnädigst die Hand reichend, sagte der Monarch deutsch: „Ich freue mich, Sie zu sehen, und danke Ihnen für die schöne Stunde,

die Sie mir bereitet haben; ich spreche schlecht deutsch, meine es aber aufrichtig.“ Mich verbeugend, erwiderte ich: „Ew. Kaiserliche Majestät haben die Gnade gehabt, die Bitte Ihrer getreuen Ritterschaft Kurlands zu gewähren, ihre Söhne dem Dienst ihres Herrn und Kaisers widmen zu können, wozu wir gewiß Alle jederzeit bereit sind.“ Rasch entgegnete der Herr: „Das weiß ich und nehme es mit Dank an.“ Sich nun zu Fircks und Kleist wendend, umarmte Er sie und richtete mehrere freundliche Fragen an dieselben, worauf Er mir sagte: „Stellen Sie mir Ihre jungen Leute vor.“ Ueber den Saal gehend, unterlegte ich, wie zwei nicht dieses Glückes theilhaftig werden könnten, indem der eine, Baron Gideon Stempel, in Mitau und der andere, Baron Carl Fircks, hier erkrankt wären, worauf Er theilnehmend fragte: „Ich hoffe doch nicht gefährlich?“ Auf meine Antwort: „Das nicht, Fircks ist in der Besserung,“ dabei anführend, daß die Ritterschaft noch zehn junge Edelleute vom Dienstadel aus Kurland stammend ausgerüstet habe, war die Erwiderung: „Das freut Mich, Ich danke sehr.“ Der Herr und Kaiser begrüßte die Jugend russisch, und wo die Antwort in dieser Sprache nicht geläufig erfolgte, deutsch. Da die jüngsten der jungen Leute zur Vorstellung kamen, sagte mir der Monarch: „Sie haben Mir auch sehr junge Leute gebracht;“ auf meine Erwiderung: „deren großer Eifer sich nicht zügeln ließ,“ bemerkte

Er huldvoll: „das ist schön, wir müssen sie aber schonen und daher in die erste leichte Cavallerie-Division eintreten lassen, die diesen Sommer bei Ihnen stehen wird.“ Auf meine Unterlegung, „daß gewiß Jeder bereit sei, mit Freuden überall dem Befehle seines Herrn zu folgen,“ erwiderte Er gnädigst: „Ich überlasse Jedem die freie Wahl und bemerke dieses bloß zum Besten der Jüngeren.“ Den jungen Offenberg, der in seiner Senats-Uniform etwas abge sondert stand, stellte ich mit dem Bemerkten vor, daß er seine unterthänige Bitte, aus dem Senat in den Militärdienst treten zu dürfen, Allerhöchst unterlegt habe. „Das bewillige Ich gerne,“ war die Erwiderung, indem Er ihm huldvoll die Hand reichte und einige Fragen an ihn richtete. Darauf wandte sich der Herr und Kaiser an Alle und sagte: „Ich kann Euch nur wünschen, daß Ihr eben so werdet, wie Eure Eltern und Verwandte. Kurland hat mir meine besten Generale gegeben, die Pahlen, Rüdiger und viele andere, die Ich alle nicht gleich nennen kann; Kurland ist eine ausgezeichnete, Mir sehr werthe Provinz.“ Mir die Hand reichend, fügte er hinzu: „Ich danke Ihnen und bitte Ihren Mitbrüdern zu sagen, wie sehr Ich diesen Beweis Ihrer Treue und Ergebenheit erkenne.“ Wie ich mich dankend beugte, umarmte Er mich gnädigst und grüßte, sich entfernend, Alle auf das Huldvollste.

Den Eindruck, den diese Vorstellung auf mich

machte, in seiner ganzen Wahrheit wieder zu geben, würde ich vergeblich versuchen; diese hohe erhabene Heldengestalt mit dem Ausdruck der huldvollsten Milde und gütigsten Sorgfalt, das Wohl des Allgemeinen, wie jedes Einzelnen, gleich umfassend, wirkte wahrhaft begeisternd.

Darauf begaben wir uns zu Sr. Kaiserl. Hoheit dem Thronfolger.

Mehrere der Herren Minister, die zu einer Conferenz bei demselben versammelt waren und unsere jungen Leute beim Heraustritt sahen, äußerten sich höchst beifällig über dieselben, so wie über den ganzen von der Ritterschaft gefaßten Beschluß.

Se. Kais. Hoheit erschien, reichte mir die Hand und sagte:

„Je vous suis bien reconnaissant de la belle journée, que vous avez donnée à Sa Majesté l'Empereur, elle Nous sera à jamais mémorable.“

Ich erwiderte darauf:

„Sa Majesté a eu la grâce d'accepter à Son service les fils de mes confrères, et je prends la liberté de les recommander à l'auguste bienveillance de Votre Altesse Impériale.“

„Pour sûr, je ne les perdrai jamais de vue, la Courlande a donné un bel exemple et mérite à juste titre la grâce de Sa Majesté,“ war die huldvolle Erwiderung Seiner Kaiserlichen Hoheit. Fircks und Kleist huldvoll grüßend, ließ Er sich die jungen Leute vorstellen, hielt ihnen bewegt eine

herzliche Anrede, in der Er gleichfalls die Hoffnung aussprach, daß sie dem Beispiel ihrer Aeltern und Verwandten folgen würden, die sich stets so ausgezeichnet haben, und wünschte Allen mit der wärmsten Theilnahme eine glückliche Zukunft. Mir nochmals huldvoll die Hand reichend, dankte Er und sagte: „Vous connaissez mes sentimens et Vous en serez l'interprète.“ Tief bewegt folgten unsere Blicke dem würdigen Nachfolger eines so großen Vaters, mit den gerechtesten Hoffnungen für die Zukunft, da auch in Seiner Brust das warme Gefühl für Menschenwohl, dieser Stempel ächter Menschengröße, thront. Unter dem großartigsten Eindrucke, den diese Vorstellung hervorgerufen, in uns die Gefühle der Treue und inniger Ergebenheit zur wahren Begeisterung steigernd, verließen wir den Palast. Den Tag darauf kam General Lieven mit den Verzeichnissen der Cavallerie-Regimenter, um nach dem Bestande der darin dienenden Officiere, ihren Verhältnissen, so wie den Commandeurs derselben, eine Auswahl für die jungen Leute zu treffen. Man muß Zeuge gewesen sein, wie dieser wahrhaft edle Mann, fast erdrückt von den im allgemeinen Interesse ihm übertragenen Geschäften, sich mit den Einzelheiten, das besondere Interesse eines Jeden betreffend, gleichviel, ob ihm bekannt, befreundet oder fremd, beschäftigte, um so den ganzen Umfang des wahren Verdienstes darnach ermessen zu können.“

Das warme Lob, das der Baron von Hahn dem General von Lieven spendet, verdient dieser vollkommen, da er ein vortrefflicher Mensch, ein tapferer Heerführer und liebenswürdiger Cavalier ist, den überdies die höchste Bescheidenheit schmückt.

Ich werde jetzt noch den sehr warmen Empfang schildern, den die jungen Kurländer bei den russischen Junkern in Pawlowsk fanden. Pawlowsk ist eine in der Nähe von St. Petersburg gelegene, sehr freundliche Stadt. Der Baron von Hahn berichtet hierüber:

„Nach der getroffenen Wahl der Regimenter wurden die jungen Leute nach Pawlowsk zu dem Muster-Regimente gebracht, wo sich Junker aus allen Cavallerie-Regimentern der Armee befinden, um sich dort ihre Uniformen zu bestellen. Unaufgefordert, aus freiem Impuls, empfangen die dortigen Junker unsere jungen Leute auf das Freundlichste mit einem Frühstück, wo nach der enthusiastisch ausgebrachten Gesundheit des allverehrten Monarchen und Seines Herrscherhauses, so wie der tapferen Land- und Seemacht, auf die brüderliche Kameradschaft ein Glas geleert wurde. Unsere Jugend erwiderte den Empfang mit einer Einladung nach St. Petersburg, wo dieses freundschaftliche Band im frohen Zusammenleben noch fester geknüpft wurde. Zum Einkleiden mußten unsere jungen Leute wieder nach Pawlowsk, wo der General Kurdjumow sie empfing und sie gleichfalls bewirthete, mit einem

Toast auf ihr Wohlsein und das ihrer braven Landsleute. Auch dieser Empfang ist bestimmt charakteristisch, sowie das freundliche Entgegenkommen, welches wir überall fanden, als Beweis, welchen gerechten Anklang jede großartige Gesinnung findet. In ihrer Uniform wurden die jungen Leute den verschiedenen Autoritäten vorgestellt und auf das Wohlwollendste entlassen. Mit Herzlichkeit und dankbarer Zuneigung nahmen sie von uns und ihren Begleitern Abschied, die das in sie gesetzte Vertrauen durch aufmerksame Fürsorge und Thätigkeit in vollem Maße gerechtfertigt hatten. Aufrichtig ihnen Glück wünschend, dankte ich ihnen für ihre mir bewiesene freundliche Willfährigkeit, so wie ihre wahrhaft musterhafte Führung, da keiner von den jungen Leuten, die jetzt in Dienst traten, irgend eine Veranlassung zur Unzufriedenheit gegeben hatte und sie sich auch so ihrer Abstammung würdig bezeugten.“

Der Baron von Hahn erwähnt hierauf noch, wie er der Kaiserin, der Großfürstin Cäsarewna und der Großfürstin Helena vorgestellt wurde; doch dies hat nichts Charakteristisches und ich übergehe es deshalb.

Diese Präsentation kurländischer Freiwilligen und der Opferdrang so vieler Jünglinge, die aus den günstigsten Lebensverhältnissen schieden, wird dem Kaiser Nicolaus I. ein Lichtpunkt gewesen sein in den letzten Monaten seiner irdischen Existenz, die durch Kriegssorgen und andere Bekümmernisse so sehr getrübt wurde.

Eine Lebensskizze des Generals Todleben.

Unter den Schiffen, die im Hafen von Libau während des Sommers 1856, als ich dort Seebäder nahm, gebaut wurden, fiel mir ein stattlicher Dreimaster wegen seines berühmten Namens auf, der in goldenen Buchstaben an seinem Spiegel prangte. Es war der General Todleben. Wie die denkwürdige Vertheidigung Sebastopols, das beim ersten Nahen der Verbündeten ein fast ganz offener Ort war, durch das seltene Ingenieurtalent Todlebens ermöglicht ward, hierüber brauche ich als etwas Allbekanntes nichts weiter zu erwähnen. Man sagt nicht zu viel, wenn man ihn einen russischen Bauban nennt.

Die Familie Todleben ist eine ursprünglich kurländische, und der Held von Sebastopol, Franz Eduard Todleben, ward den 8. Mai 1818 in Mitau geboren. Er ist demnach jetzt, im Jahre 1862, in der Mittagshöhe des Lebensalters. Den 20. Juni 1818 ward er in der Trinitatis-Kirche zu Mitau getauft. Sein Vater war der Kaufmann Johann Heinrich Todleben, seine Mutter ist eine geborene Sander. Der Held von Sebastopol empfing seine militärische Ausbildung in der Nikolajew'schen Ingenieurschule und zog schon vor Silistria, wo so manche alte Lorbeeren verwelkten, die Blicke seiner Vorgesetzten auf sich. Mit welchem Enthusiasmus Todleben in allen russischen Städten, wo er sich

bisher zeigte, empfangen ward, ist aus den Zeitungen bekannt. Beim Beginn des Krieges war Todleben Ingenieur-Capitän, am Schlusse desselben General-Adjutant des Kaisers Alexander II. Die Nikolajew'sche Ingenieurschule ehrte das Andenken an ihren berühmten Zögling durch eine Marmortafel, auf welcher man folgende einfache Inschrift liest:
 „Franz Eduard Todleben, entlassen im Jahre 1838.
 1854 Ssewastopol.“

Daß Kurland sich durch diesen, aus seinem Schooße erzeugten Helden nicht wenig geehrt und beglückt fühlt, wird man sehr natürlich finden. Im Jahre 1855 forderte man von Mitau aus in einem der Zeitung beigegebenen Extrablatt die Bewohner Kurlands auf, den Geburtstag ihres berühmten Landsmannes festlich zu begehen. Mit Genugthuung blickte man bei dieser Gelegenheit auf so viele tapfere und verdiente Männer zurück, welche der Provinz entsprossen sind. Ich führe hier eine Stelle aus dem erwähnten Extrablatt an:

„Das kleine Kurland, das einem Füllhorn ähnlich in die offene See hinausschaut, hat schon so manchen Namen den Annalen der europäischen Geschichte einverleibt, und noch immer steigen aus seinem Herzen Sprößlinge empor, welche es mit Stolz die Seinen nennen darf. Die jüngste Zeit, in welcher Britten und Franzosen mit endloser Schiffsmenge zu den Gestaden Rußlands herangezogen sind und mit verheerendem Feuer die Südfeste zu

vernichten suchen, diese Zeit hat ihnen einen Mann entgegengestellt, welcher von der blauäugigen Göttin für die Zeit der Bedrängniß mit der Megide belehnt, das Medusenhaupt dem Feinde entgegenwies. Morgen ist des Mannes Wiegenfest und Kurland, solltest Du nicht auch freudig desselben im Herzen gedenken?“

Als der Kaiser Alexander II. im Jahre 1856 um die Pfingstzeit (nach Julianischer Zeitrechnung) in Mitau erschien, war General Todleben von Riga, wo er sich gerade zur Entscheidung der wichtigen Frage befand, ob die Festungsmauern dieser Stadt noch zu verstärken, oder ob sie, die Mittel einer erfolgreichen Vertheidigung nicht darbietend, lieber zu rasiren seien, ebenfalls nach Mitau gekommen, um seinem Kriegsherrn dort aufzuwarten. Ich brauche nicht zu bemerken, daß die Huldigungen der Stadt und aller Derer, die sich zum Empfange des Kaisers eingefunden hatten, ihm entgegenwallten. Schon früher war ihm von den sämtlichen Adelscorps der drei deutsch-russischen Ostseeprovinzen, nämlich Kurland, Livland und Esthland, das Indigenat ertheilt und er so einem Kreise edler Männer beigezellt worden, die selbst einem Helden noch Schmuck zu gewähren vermögen.

Bei dem entschiedenen Talente, von dem General Todleben Proben abgelegt, würde er bei einem etwaigen neuen Kriege, den Rußland zu führen hätte, wahrscheinlich noch reichere Lorbeeren einernnden.

Indeß muß man im Interesse der Humanität und Civilisation wünschen, daß ihm diese Gelegenheit nicht dargeboten werde. Durch die Bertheidigung Sebastopols wird der Name des Generals Todleben wahrscheinlich ebenso unsterblich werden, wie, um nur an Fälle aus der neueren Kriegsgeschichte zu erinnern, Palafox durch Saragossa, Massena durch Genua, Gneisenau durch Kolberg.

Der General Todleben in Mitau.

Wenn auch viele Einzelheiten aus dem Leben des Generals Todleben schon nach Deutschland gedrungen sind, so dürfte sein erstes Auftreten in Mitau, seiner Heimathstadt, doch nur Wenigen bekannt sein. Ich will deshalb eine Skizze seines dortigen Debüts geben.

Die nicht affectirte, sondern natürliche Bescheidenheit des Generals Todleben machte bei seinem Erscheinen in Mitau einen überaus vortheilhaften Eindruck. Man war einstimmig darüber, daß wohl selten Jemandem der Weihrauch so wenig zu Kopfe gestiegen sei, wie ihm. Seine bürgerlichen Antecedentien keinen Augenblick verläugnend, nahm er sein Absteigequartier bei seinem Oheim, dem Kaufmanne Samuel Todleben, vor dessen bescheidenem Hause sich die Equipagen des kurländischen Adels drängten. Die kurlische Ritterschaft machte, wie es sich auch geziemte, dem Helden Sebastopols den

ersten Besuch. Die Damen, deren Aufregung bei solchen Gelegenheiten stets überaus groß ist, waren auch bei dem Erscheinen Todlebens außer Rand und Band. Der bescheidene Mann zeigte sich sehr wenig auf der Straße, um so viel wie möglich allen Ovationen zu entgehen. Eine vornehme alte Dame, die dem Hause, in welchem Todleben abgestiegen war, gegenüber wohnte und zahlreichen Richten- und Basen-Besuch aus allen Theilen der Provinz bei sich hatte, lag sammt den Landfräulein, die nach Mitau hereingekommen waren, um den dem Kaiser zu Ehren veranstalteten Ball im Ritterhause mitzumachen, den ganzen Vormittag im Fenster, hoffend, der vielbesprochene Held werde über die Straße gehen. Er erschien nicht. Man war wie auf der Folter. Der Diener rief zu Tische. Man bat die Wirthschafterin — in Kurland sagt man stets „Wirthin“ statt Wirthschafterin — die Teller mit Speisen zu bedecken (denn auch der größte Enthusiasmus vermag nicht, kurländischem Appetite seine Vollkraft zu nehmen) und sie dann durch den Diener an das Fenster zu schicken. Man aß tüchtig, aber die Augen waren immer auf die gegenüberliegende Hausthür gerichtet, so daß mancher für den Mund bestimmte Bissen auf das Kleid fiel. Es ward Nachmittag — der General Todleben blieb noch immer unsichtbar. Die kurländischen Damen fingen an zu stöhnen, und harrten keineswegs, wie Ritter Toggenburg, „ohne Schmerz und ohne Klage, bis das Fenster klang“. Endlich

faßte die alte Dame einen kühnen Entschluß. „Ich werde ihm einen Besuch machen,“ sprach sie, kleidete sich schnell zum Ausgehen an, nahm ihren Bedienten mit und ließ sich bei dem General Todleben anmelden. Der Held war nicht zu Hause. Die gnädige Frau gab ihre Karte ab. General Todleben, ebenso galant wie tapfer, machte am andern Morgen seinen Gegenbesuch. Sämmtliche Damen verschlangen ihn mit ihren Blicken. Ihm soll unter den Kugeln der Franzosen und Engländer nie so schwül zu Muth gewesen sein, als unter dem Kreuzfeuer der Landfräulein.

Proben kurlischer Tapferkeit.

Ich hatte schon Gelegenheit, der sehr anerkennenden Worte zu gedenken, in welchen der Czar Nicolaus Kurlands und der Menge tapferer und tüchtiger Generale Erwähnung that, die er dieser Provinz verdanke. Dies Lob war für Kurland um so schmeichelhafter, als der Czar Nicolaus, wie alle bedeutenden Persönlichkeiten, nur in sparsam gemessener Weise seine Anerkennung zu zollen pflegte. Aber dieses Lob bezieht sich doch zunächst nur auf den germanischen und nicht lettischen Bestandtheil der kurländischen Bevölkerung, da sämmtliche Generale, die der Czar Nicolaus in's Auge faßte, entweder den adeligen oder bürgerlichen Familien der Provinz entsprossen waren, die reindeutschen Blutes sind. Allein auch der eingeborene Stamm der Letten hat

sich bei vielen Gelegenheiten als kriegerisch bewährt. Vorzüglich stellte sich die Bravour der Letten in dem Parteigängerkriege heraus, den sie gegen die Schweden führten, als diese, auf Befehl ihres heißblütigen Königs, Karls X., den Herzog Jakob von Kurland gegen alles Völkerrecht treulofer Weise in seinem Mitauer Schlosse überfallen und sammt seiner Gemahlin, der Schwester des Großen Kurfürsten, in die Gefangenschaft nach Zwangorod abgeführt hatten. Vielleicht werde ich diese für Kurland so verhängnißvolle Periode später in ausführlicher Schilderung darstellen und will hier zunächst der Tapferkeit der Kurländer, sowohl des lettischen wie des deutschen Bestandtheils, in dem schwierigen und glänzenden Feldzuge gedenken, den das kleine Holland gegen die hereingedrungenen Schaaren des übermächtigen und übermüthigen Ludwig XIV. zu führen hatte.

Das hartbedrängte Holland hatte durch die Vermittelung des großen Kurfürsten, der ein Schwager des Herzogs von Kurland war, drei Regimenter Kurländer anwerben lassen, die sich im Frühling des Jahres 1672 in Vibau einschifften. Es waren zwei Regimenter Reiterei und ein Regiment Fußvolk. Der Erbprinz von Kurland führte sie in Person nach Holland hinüber. Dieser junge Fürstsohn focht, wie bei vielen andern Gelegenheiten, so zuerst bei Vier mit großem Muthe gegen die zahlreichen Schaaren des Fürst-Bischofs von Münster,

der bekanntlich nebst dem Churfürsten von Köln und andern deutschen Reichsgliedern durch das Gold Ludwigs XIV. in das französische Interesse war gezogen worden. Die Tapferkeit des kurländischen Erbprinzen und der von ihm geführten Schaar konnte, bei der großen Uebermacht der bischöflichen Truppen, in der ersten Affaire, wo sie engagirt waren, keinen Erfolg haben. Der Lorbeerkranz, den man mit Unrecht nur dem mit Glück verbundenen kriegerischen Muth und Geschicke ertheilt, schmückte zuerst die Stirn der kurländischen Hülfsschaar bei Gröningen, welche reiche Stadt der Churfürst von Köln, der Fürst-Bischof von Münster und der Bischof von Straßburg umzingelt hatten. Diese Fürsten der Kirche erinnern an bekannte geistliche Figuren des Mittelalters, die das Kriegshandwerk, Jagd und Bankettiren mehr liebten, als das Trösten der Kranken, Studiren der heiligen Schrift und die Unterweisung des in religiöser Hinsicht noch sehr verwarlosten Volkes. Wenn man behauptet hat, daß unter dem Talare eines Cardinals und Bischofs weit häufiger der Pferdefuß hervorgucke, als unter dem Gewande eines Nicht-Geistlichen, so konnten die geängstigten Gröninger den Bischof von Münster mit Recht für den leibhaftigen Satanas halten, da unter seiner Leitung und häufig eigenen Abfeuerung die für die Nase furchtbaren Stinkpotten in die belagerte Stadt geschleudert wurden. Was die Stinkpotten für Gefährliches an sich hatten, zeigt

schon ihr Name, der nicht wie *lucus a non lucendo* genommen ward. Diese Stinkpotten waren viel abscheulicher, als unsere jezigen Granaten, da sie außer dem Feuer und den Kugeln, die sie nach allen Seiten schleuderten, die Luft weithin verpesteten. Sie verbreiteten ihren Gestank aber nicht erst, wenn sie an dem Orte ihrer Bestimmung anlangten, sondern schon, wenn sie fortgeschleudert wurden. Die feine Nase des Bischofs von Straßburg litt unendlich bei dieser verpesteten Atmosphäre, und er war naiv genug, von den belagerten Holländern wohlriechende Wasser für seinen gequälten Riechsinne und erfrischende Confitüren für seinen dürren Gaumen zu erbitten. Doch die Holländer waren nicht so artig, wie Dümouriez im Jahre 1792, der Friedrich Wilhelm dem Zweiten, der bekanntlich mit einem Heere unter Anführung des Herzogs von Braunschweig in Frankreich eingefallen war, Mocca und andere Erquickungen zusandte, als er gehört hatte, daß in der königlichen Hofküche Mangel daran sei. Glücklicherweise bekamen die Herren Bischöfe, trotzdem daß sie vor den zerstörendsten Kriegsmitteln nicht zurückschreckten, Gröningen doch nicht in ihre Gewalt und der arme Bischof von Straßburg hatte so ganz umsonst die durch die Stinkpotten verpestete Luft in seine hochheilige Nase ziehen lassen. Es war übrigens gut, daß er sich, wenn auch ganz wider seinen Willen, an den Schwefelgeruch der Hölle gewöhnt hatte, in die er mit den übrigen Eminenzen wegen

seines hunnischen und vandalischen Wüthens in einem christlichen Lande zweifelsohne gekommen sein wird. Daß nun diese Belagerung der bischöflichen Mordbrenner eine erfolglose blieb, verdankt Holland besonders der Tapferkeit der kurischen Regimenter.

Uebrigens erkannten die Holländer die wirksame Hülfe des kurischen Erbprinzen und der von ihm befehligten Truppen durch alle nur irgendwie zu ersinnenden Ovationen dankbarst an. Als der kurische Erbprinz, um sich von den Kriegsstrapazen ein wenig zu erholen, im Haag zum Besuche war, hatten die Bürger allenthalben Maibäume vor die Häuser gepflanzt, und auf demjenigen, der den nordischen Fürstensohn besonders verherrlichen sollte, befand sich die lateinische Inschrift: „Addidit hic Batavis viresque decusque.“

Das tapfere Benehmen des kurischen Erbprinzen und seiner Schar ist um so rühmlicher, da sie mit schweizerischen Soldtruppen nicht in eine Linie zu stellen sind. Der sonst so gut gefüllte Geldbeutel der Generalstaaten befand sich nämlich durch den gewaltigen Krieg, den sie gegen den mächtigsten Herrscher Europas zu führen hatten, in jenem bedenklichen Zustande der Ebbe, wie er in den Staatskassen Griechenlands und Spaniens bereits seit Jahrzehnten herrscht und Diejenigen, welche spanische Papiere gekauft haben, wohl ebenso wenig je zu ihrem, schon so oft vergeblich verlangten Gelde gelangen

lassen wird, wie die ehemaligen Inhaber westphälischer Domänen zu ihrem, ihnen nach den Principien des Völker-, Staats- und Privat-Rechts so sonnenklar gebührenden Eigenthum. Jene Confiscation der, unter den rechtsgültigsten Titeln erworbenen westphälischen Domänen hatte ebenso etwas Himmelschreiendes, wie zu unserer Zeit die Spolirung der Orleans'schen Familie. Gewaltmaßregeln von Seiten französischer Machthaber waren von jeher an der Tagesordnung. Wer denkt nicht an das, unter Ludwig XIV. so schamlos ausgeübte Reünionsrecht? Als Napoleon im Jahre 1810 ganz Holland verschluckte, so führten französische Journalisten, die bekanntlich um Gründe nie verlegen sind, den Beweis, daß die Niederlande mit Fug und Recht dem Kaiserreiche wären einverleibt worden, da sie nichts als eine Anschwemmung der französischen Flüsse Maas und Schelde seien. Daß nun Ludwig XIV. das von Frankreich weggeschwemmte Land, nämlich Holland, nicht in seinen Besitz brachte, dazu trugen auch bedeutend die kurischen Regimenter und ihr erlauchter Anführer bei, die aus dem einfachen Grunde nicht als Söldner angesehen werden konnten, weil sie nie Sold zu sehen bekamen.

Eine nicht minder glorreiche That, wie die Vertheidigung Grönings, war die durch die Kurländer, unter Anführung ihres Erbprinzen, bewerkstelligte Ueberrumpelung von Coevorden. In einer stürmischen und scharfkalten Winternacht, wo die

Truppen des Bischofs von Münster, die übrigens etwas von den Schlüßsoldaten des Papstes an sich gehabt zu haben scheinen, die Wälle nicht sorgsam genug bewachten, erklimmen die an Schnee, Eis und den Boreas gewöhnten Kurländer die Brustwehren, säbelten die halbverschlafenen Vertheidiger nieder, und die Festung gehörte wieder den Holländern. Wie sehr man die Tapferkeit der nordischen Krieger und ihres erlauchten Führers anerkannte, beweist ein Brief des Herzogs von Croÿ, worin er die Herrscherin Kurlands wegen der Kühnheit ihres Erstgeborenen becomplimentirt. Eine Stelle dieses Briefes lautet so:

„Le fils de Votre Altesse, le prince Frédéric s'est couvert de gloire à la prise de Coevorden, sans qu'aucun accident lui soit arrivé; je l'ai vu à la Haye sain et sauf. C'est une des plus belles actions dans toute la campagne.“

Auch der Kammerdiener des kurlischen Erbprinzen, Kasimir Brandt, der von der Herzogin den Auftrag hatte, ihr fleißig Nachrichten über ihren Sohn und namentlich über dessen sittliches Verhalten zu geben, rühmt sehr die Tapferkeit seines fürstlichen Herrn und berichtet, wie alle Zeitungen seines Preises voll seien. Der Erbprinz stehe überall in höchstem Ansehen. Nach den lateinischen Brocken im Briefe des Kammerdieners scheint er es wenigstens bis zum Cornelius Repos gebracht zu haben.

Eine Stelle seines von lateinischen Brocken strotzenden Briefes lautet:

„Ich habe vor Freuden eine Menge lacrymas effundiret und den großen Gott gebeten, dero Sohn in allen tapfern actiones ferner zu secundiren. Se. Durchlaucht haben sich besonders in einem Scharmüzel bei Utrecht so tapfer gehalten, daß sie die Franzosen niedergehauen und bis in's Thor verfolgt.“

Aus dem holländischen Kriege fällt mir noch eine sehr kühne That der Kurländer ein. Bekanntlich hielten die trefflichen holländischen Admirale Tromp und de Ruyter — de Ruyter hieß mit vollster Wahrheit „immensus tremor oceani“ — stets das offene Meer und zwangen die französisch-englische Flotte, in den heimischen Häfen Schutz vor den gewaltigen republikanischen Seehelden zu suchen. Man weiß, wie das den Interessen Englands so sehr widersprechende Bündniß mit Frankreich durch die unwürdigen Gesinnungen des Königs Karl II. herbeigeführt ward, der in steter Geldverlegenheit sich eine jährliche Pension von Ludwig XIV. zahlen ließ und, um diese nicht zu verlieren, die Streitkräfte Englands so viel wie möglich zum Nutzen Frankreichs oder vielmehr seines erobrerungsfüchtigen Königs verwandte. Die Nachricht von den glorreichen Erfolgen, welche die Holländer gegen die vereinigten größten Flotten der Welt davongetragen hatten, wünschte der Prinz von Oranien zu den

Ohren der Bewohner von Maastricht gelangen zu lassen, da sie hierdurch neuen Muth bekommen würden, sich noch länger gegen die sie belagernden Feinde zu halten. Zwei Kurländer, von Dohna, ein Rittmeister von den Dragonern, und von Mirbach, als Leutnant bei demselben Regimente stehend, erboten sich, den überaus gewagten Versuch zu machen, in die dichtgeschlossene Festung Nachricht zu bringen. Die waghalsigen Kurländer legten die Feldzeichen der Feinde an und gelangten — *fortes fortuna adjuvat* — glücklich bis zu dem äußersten, starkbesetzten Vorposten. Dort erkundigten sie sich, feck und unbefangen, in sehr gutem Französisch bei dem commandirenden Officier nach manchen Einzelheiten. Der Franzose zweifelte keinen Augenblick daran, daß sie, gleich ihm, zum Heere Ludwigs XIV. gehörten. Als sie ihn, um den Nerger der Täuschung desto größer zu machen, eine ziemliche Zeit an der Nase herumgeführt hatten, gaben sie sich plötzlich als Feinde zu erkennen, bohrten ihren Pferden die Sporen tief in die Weichen und flogen auf die Wälle von Maastricht zu. Der geprellte französische Officier befahl in höchster Wuth seiner Mannschaft, Feuer zu geben. Eine dichte Wolke von scharffausenden Kugeln folgte den Kurländern, doch sie langten unverfehrt in Maastricht an und hauchten den Bewohnern neuen Muth ein.

Auch bei der Stadt Utrecht leuchtete die kurländische Tapferkeit besonders hervor. Der Prinz von

Oranien wandte sich, nachdem er in kürzester Zeit die nicht unwichtige Festung Naarden den Feinden entrißen und wieder mit dem holländischen Banner geschmückt hatte, nach Utrecht, das der Herzog von Luxemburg mit einer ziemlich bedeutenden Heeresabtheilung besetzt hielt. Der französische Marschall wollte die Festung erst behaupten; doch den Kurländern, den kühnen Sohn ihres Herzogs an der Spitze, glückte es, einen seiner Vorposten von fast vierhundert Mann zu überfallen und gänzlich in die Pfanne zu hauen. Diese überaus verwegene That des Feindes hatte die Franzosen etwas demoralisirt, und der Herzog von Luxemburg hielt es deshalb für gerathen, so ungern er sich auch dazu entschloß, die Festung aufzugeben und sich zurückzuziehen. So kam es, daß der sonst so glückliche und niemals weichende französische Heerführer dem Prinzen von Oranien doch den Rücken zeigen, und daß ein von ihm mit ebenso viel Verstand wie Wahrheit gesprochenes Wort sich eine Ausnahme gefallen lassen mußte, wie es ja jeder, auch der besten Regel ergeht. Man hatte nämlich dem Herzoge von Luxemburg, den ein Höcker verunzierte, wiedererzählt, daß der Prinz von Oranien einige Wiße über diese körperliche Entstellung gerissen habe. Der Herzog von Luxemburg nun, der wohl wußte, wie er dem Prinzen von Oranien stets kühn die Stirn geboten hatte, antwortete ruhig, als man ihm von dem Spotte

über seinen Hücker sprach: „Wie kann der Holländer dies wissen, sah er mich doch nie par derrière?“

Um nach den Vorbeeren, welche die Waffen der Kurländer in Holland schmückten, auch einen Blick auf das zu werfen, was sie im Vaterlande ausführten, so bemerke ich im Allgemeinen, daß die Deutschen und Letten der Ostseeprovinzen den Russen in mancher heißen Schlacht unbesiegt gegenüberstanden, und, seitdem sie mit dem großen Czarenreiche vereinigt sind, nach Kräften zu den Erfolgen beitragen, welche die russischen Fahnen seit anderthalb Jahrhunderten mit wenigen Ausnahmen stets verherrlicht haben. Ein denkwürdiger Sieg, den der deutsche Orden, unterstützt von den Letten, gegen die Russen gewann, ist die Schlacht von Pleskow, wo das Mißverhältniß zwischen den Kräften des deutschen und des slavischen Heeres fast ebenso groß war, wie in der ungleich bekannter gewordenen Schlacht von Narwa. In dieser bereicherte Karl XII., wie ja Jedermann weiß, die schwedischen Waffen mit einem neuen Ehrentage, der aber seinem Lande gar keinen Nutzen bringen sollte. In der Schlacht von Narwa war das Verhältniß wie eins zu zehn, nämlich etwas über neuntausend Schweden fochten gegen hunderttausend Russen. In der Schlacht bei Pleskow stritt der tapfere Walthar von Plettenberg mit 8000 deutschen Reitern, 2000 deutschen Fußsoldaten und 5000 oberflächlich einexercirten Letten gegen 100,000 Russen unter der Anführung ihres

Czaren Iwan Bassiljewitsch, der überdies von 30,000 Tartaren unterstützt ward. Dieser Sieg ist für den deutschen Orden ebenso glorreich, wie für die Griechen der Tag bei Marathon. Die stahlgepanzerten deutschen Ritter mähten wie die Bürgengel des Todes die slavischen Reihen nieder. Ueber vierzigtausend Moscowiter und Tartaren bedeckten mit ihren Leichen den Wahlplatz. Auf deutschen Gymnasien lernt man von solchen Ehrentagen der deutschen Waffen nichts, wohl aber, wie oft Alcibiades unmäßig gewesen, und wie schnell Cicero von Brundisium nach Dyrrhacium gereist ist. Mein Herz wird traurig, daß die deutsche Jugend meist zu kosmopolitisch und zu wenig patriotisch erzogen wird. Möchte doch den heranwachsenden deutschen Jünglingen zum Bewußtsein gebracht werden, welche Pflichten auf ihnen ruhen, da sie Enkel so glorreicher Ahnen sind!

Ich gebe jetzt noch einige andere Proben kühner Tapferkeit.

Polen, zu dem Kurland bekanntlich während mehrerer Jahrhunderte in einem Lehnverhältnisse stand, zog nicht geringen Nutzen von den tapfern Söhnen dieses Herzogthums, wenn letztere sich nur entschlossen, in dem Heere der Republik zu dienen oder mit einem besondern Truppenkörper dem Suzerainstaate Beistand zu leisten. Gewöhnlich war Kurland jedoch beflissen, mit der polnischen Wirthschaft so wenig als möglich zu thun zu haben.

Es ist männiglich bekannt, wie die Schweden und Polen viel und blutig mit einander gestritten haben. In der Schlacht bei Kirchholm 1605 hatte sich der Sieg schon ebenso entschieden auf die Seite der Schweden geneigt, wie bei Tagliacozzo auf die Seite Konradins. Aber wie hier die unüberlegte Plünderung den blutdürstigen Karl von Anjou triumphiren machte, so die Polen bei Kirchholm der unwiderstehliche Angriff der kurlischen Reiterei. Die Kurländer sprengten, vor nichts zurückschreckend, durch einen Fluß und kamen den Schweden so unerwartet in den Rücken. Der schwedische König, Karl IX., war in größter Gefahr, bei Kirchholm von den Kurländern in derselben Weise gefangen genommen zu werden, wie Franz I. bei Pavia von den Spaniern. Ein Freiherr von Reck hatte den König schon beim Arme gefaßt, als ein livländischer, im schwedischen Heere dienender Ritter durch Aufopferung seines Lebens, indem er sich unbedenklich zwischen seinen Monarchen und den stahlgepanzerten Kurländer warf, dem Ersteren Gelegenheit bot, auf schnellem Rosse in die Mitte seiner Treuen zu gelangen. Der Hut und das Schwert des Schwedenkönigs blieb in den Händen des tapfern Kurländers. Ein Baron von Osten-Sacken, Erbherr auf Wangen, der die kurländische Reiterei mit großem Geschick anführte, fiel in dieser Schlacht.

Daß Gustav Adolphs Heldenschritt auf kurlischem Boden wandelte, ward bereits erwähnt. Im Jahre

1621 ließ er die Burg Bauske, die sichtbar den schwedischen Angriffen keinen langen Widerstand leisten konnte, auffordern sich zu ergeben. Doch der tapfere Hauptmann von Buttlar, den bloß die kriegerischen Zeitläufte zum Soldaten gemacht hatten, und der keineswegs das Waffenhandwerk als eine Profession trieb, verweigerte die Uebergabe. Die Schweden stürmten, und der Hauptmann von Buttlar fiel bei der muthigen Vertheidigung der ihm anvertrauten Beste.

Wie die Polen den Gewinn der Schlacht bei Kirchholm der kurischen Tapferkeit verdankten, so machte sich auch ein Artillerie-Capitän von Heyking, ebenfalls dieser an Helden reichen Provinz entstammend, um die Republik sehr verdient und beschämte durch treuen deutschen Opfermuth sarmatische Verrätherei. Indeß, man möchte es fast bedauern, daß ein Held aus deutschem Blute sein Leben der Republik Polen zum Opfer brachte, die wegen Verrätherei oder wenigstens wegen Uneinigkeit der mächtigen Adelligen ihre Erfolge nach außen stets gefährdete. Fiel doch auch die hochwichtige Festung Kaminiel in in Podolien, die ein Bollwerk gegen die Türken war, diesen Erbfeinden der Christenheit durch die Verrätherei des Commandanten Potocky in die Hände. Diese Festung war zwar von den Türken cernirt, konnte sich aber bequem bis zu dem Entsatz halten, den der Held Sobiesky, welcher seinen Namen durch Wiens Befreiung unsterblich gemacht,

sicher verheißten hatte. Doch der Commandant von Raminief, Potocky, gehörte einer andern Partei, als Sobiesky, an und wollte diesem die Rettung der Besatzung nicht verdanken. Er ließ also dies überaus wichtige Bollwerk lieber in die Hände der Türken fallen, als daß er dem Sobiesky und dessen Anhängern gegönnt hätte, durch den Entsatz dieser Festung ihren Namen weithin berühmt und beim polnischen Volke beliebt zu machen. Der Artilleriecapitän von Heyking verstand bei seiner geraden, deutschen Natur nichts von solchen verächtlichen Parteirücksichten; er war des Eides eingedenk, den er dem Könige von Polen geschworen, und in demselben Augenblicke, als die Türken in die Festung einzogen, sprengte er sich mit einem Pulvermagazin in die Luft und verdarb so wenigstens tausend Christenfeinden die Freude ihres Triumphes.

Unsere Jetztzeit sah in Delhi, das so blutig eingezeichnet ist in die Annalen des neunzehnten Jahrhunderts, eine ähnliche heldenmüthige Aufopferung von Seiten englischer Officiere.

Ich könnte noch vielfache Proben kurischer Tapferkeit anführen, die Bogen ausfüllen würden. Indeß paßt der kriegerische Lärm gar wenig zu dem friedlichen Charakter der übrigen Gemälde, die ich nach kurischen Vorwürfen zu zeichnen versuchte. Nicht wilder Drommetenschall und das Schild- und Speer-rasseln des Kriegsgotts ist der Grundaccord meiner kurischen Schilderungen, sondern die sanften Weisen,

die Pan seiner Hirtenflöte entlockt, und die weichen Lieder, welche die Schnitterinnen bei'm Binden des Cyänenkranzes zum Preise Demeters singen, der Flurenbehüterin.

Möchten die stillen Fluren Kurlands für immer von Kriegslärm und Kriegsunglück verschont bleiben! Die Proben kurlischer Tapferkeit, die in der Geschichte verzeichnet stehen, sind so zahlreich und auf so verschiedenen Schlachtfeldern abgelegt worden, daß von dem Ruhme der Vorfahren noch viele nachfolgende Generationen werden zehren können.

Die Ohrfeige des Consuls Hagedorn.

Wie Homer seine Iliade mit dem Zorne des gewaltigen Achilles beginnt, durch den die Einnahme Troja's auf eine, für die Ungeduld der Griechen so peinliche Weise verzögert ward, ebenso will ich von dem Zorne des Consuls Hagedorn singen und sagen. Doch nein, mich eines Bessern besinnend, gebe ich in unserm prosaischen Zeitalter lieber einen prosaischen Bericht und spare eine Schilderung in Hexametern für eine poetischere Periode, verschiebe sie mithin bis zu den griechischen Calenden.

Wenn ich die Ohrfeige des Consuls Hagedorn unmittelbar den Proben kurlischer Tapferkeit anreihe, so geschieht dies mehr in Folge einer heitern und

scherzhaften Gemüthsstimmung, als daß ich es für eine Heldenthat hielte, wenn Jemand in der guten Gesellschaft, wo man auf solche Thätlichkeiten nicht vorbereitet ist, bei einem Zornesanfalle plötzlich mit der Hand ausholt und dem Gegenstande seiner Abneigung einen Schlag in das Gesicht versetzt. Da übrigens diese Ohrfeige von dem Consul Hagedorn einem unschuldigen Engländer applicirt ward, für den sie eigentlich gar nicht bestimmt war, so mag Libau in der angedrohten Beschießung von Seiten der englischen Flottenabtheilung im Jahre 1854, die wir in einem früheren Capitel schilderten, so mag Libau hierin das Walten der Nemesis erblicken, denn der Consul Hagedorn war ein Bürger dieser Stadt und in ihren Mauern wurde der furchtbare Backenstreich verabreicht.

Berichten wir jetzt kurz den Hergang!

Der Consul Hagedorn aus Libau, ein sehr reicher, braver und herkulisch starker Mann, war während eines längeren Aufenthaltes in Riga mit einem Engländer bekannt geworden, den ebenfalls Handelsinteressen dorthin geführt hatten, und der wegen der stürmischen Jahreszeit — man befand sich im Spätherbst — soviel wie möglich zu Lande in sein Vaterland zurückkehren wollte. Die beiden Herren hatten sich gegenseitig schätzen gelernt, und der Consul Hagedorn ersuchte den Engländer dringend, seine Reise doch so einzurichten, daß er bis zum Sylvesterabend in Libau angelangt sei, wo er ihn in

einem heitern Kreise guter Freunde antreffen werde, unter denen es ihm schon gefallen solle. Der Engländer versprach, diesem Wunsche, wenn es nur irgend angehe, zu willfahren.

Am Sylvesterabend hat nun der gute Consul Hagedorn nach langjähriger Gewohnheit zahlreiche Freunde um sich versammelt. Die verschiedensten Weine werden getrunken, die den Herren, bei allzu reichlichem Pöculiren, doch endlich zu Kopfe steigen. Sie fangen nun an, abweichender Ansicht zu werden und zuletzt sich recht tüchtig zu zanken. Der Consul Hagedorn geräth bald in den heftigsten Streit mit einem Bekannten, der, durch zu häufiges Leeren seines Glases um seine Besinnung gebracht, die Gefahr vergißt, die es hat, einen Löwen zu reizen. Plötzlich ruft der unbesonnene Gast seinem jähzornigen Wirth ein Wort zu, das diesem ganz besonders empfindlich ist. Mit furchtbarem Gebrüll packt ihn jetzt der Consul Hagedorn beim Kragen, hebt ihn wie einen leichten Ball in die Höhe, dreht ihn mehreremale in der Luft herum und wirft ihn dann ins Vorzimmer, mit den drohenden Worten: „Bube, wage meine Schwelle nicht wieder zu betreten!“ Der so geschüttelte und herausgeworfene Gast zieht ruhig seinen Pelz an und schleicht nach Hause. Er war anscheinend von einem lammesfrommen Naturell. Zum Unglück muß unterdeß der arme Engländer, seines Versprechens eingedenk, in Libau angekommen sein. Der pünktliche Insulaner hat aus sei-

nem Gasthause Begleitung mitgenommen, um sich die Wohnung des Consuls zeigen zu lassen, und will überraschend, wie ein deus ex machina, in dem Kreise heiterer Menschen erscheinen. Leise, ohne daß ihn irgend Jemand gehört, schleicht er durch das Vorzimmer und steckt plötzlich seinen Kopf mit echt englischer Ungeschicklichkeit in den Gipsaal. Doch der Consul Hagedorn, noch blind vor Wuth, und wähnend, sein Gegner von vorhin wolle ihn durch sein Wiedererscheinen verhöhnen, springt mit einem furchtbaren Sage auf den armen, verblüfften Engländer los und giebt ihm ein paar Ohrfeigen, die sich gewaschen haben. Der arme Insulaner fand diese Begrüßung durch eine Ohrfeige sehr hyperböräisch und barbarisch, worin ihm jeder Mensch recht geben wird.

Ueber diese Ohrfeige wurde, kurz nachdem sie applicirt worden, von einem zwar unendlich kleineren Kreise von Menschen, aber mit derselben Lebhaftigkeit in Libau und in vielen Theilen Kurlands debattirt, wie in London über die Ohrfeige, welche die Königin Victoria dem Prinzen von Wales gab, als er in der großen Ausstellung von 1851 in kindlicher Neugierde ein Ding, das ihm besonders gefiel, angefaßt hatte, was doch durch die Statuten verboten war. Nur äußerten sich die Libauer und die Kurländer, wengleich sie herzlich dabei lachten, stets mißbilligend über die Hagedorn'sche Ohrfeige, während die Engländer über diesen neuen Beweis, wie

ihre geliebte Königin sich und die Ihrigen stets unter das Gesetz stelle, entzückt waren, und ihre Achtung und Liebe dadurch noch einen Zuwachs bekam.

Von Ohrfeigen, die in der Geschichte viel von sich reden machten, will ich noch an die sehr physische erinnern, die der Dey von Algier dem französischen Consul versetzte und die ihm seine Statthalterschaft kostete, sowie an die moralische, die der französische commandirende General in Rom dem Kriegsminister des Papstes anbot, als der Herr von Mérode sich in sehr herabwürdigender Weise über den Kaiser Napoleon III. ausgelassen hatte. Uebrigens kann der päpstliche Kriegsminister noch sehr froh sein, mit einer moralischen Ohrfeige abgekommen zu sein, da bekanntlich auf Befehl des französischen Königs, Philipp des Schönen, der Papst Bonifaz VIII. durch einen französischen Ritter zuerst geohrfeigt und dann rückwärts auf einen Esel gesetzt ward, so daß er aus Scham über diese ihm angethane Schmach den Verstand verlor.

Für mich hatte die Erzählung von der, dem Engländer durch den Consul Hagedorn zu Theil gewordenen Ohrfeige die Folge, daß ich, bevor ich mich in die Libauer Kaufmannskreise wagte, meine körperlichen Kräfte sorgfältig prüfte, und da ich mich leider nicht als einen Simson erkannte, mit schüchternster Aengstlichkeit eine Gesellschaft mied, in der sich nur Athleten ganz sicher und behaglich zu fühlen vermögen.

Kaiser Alexander II. in Mitau.

Sie schreiben mir, geschätzter Freund, daß mein Urtheil über den Kaiser Alexander II., welches ich in einem Briefe vom Juli 1856 gegen Sie aussprach, und das dahin lautete, er scheine mir die Seele eines Titus zu haben, er werde für das russische Reich ein Apostel der Humanität werden und alle dortigen Rauheiten und Rohheiten verschwinden machen; dieses mein Urtheil, versichern Sie mir, werde von allen Denjenigen in Deutschland getheilt, die in die Nähe des Czaren gekommen seien und sich an seiner herzerquickenden Erscheinung gelabt hätten. Weil nun der Kaiser Alexander II. durch alles das, was Sie über ihn gehört, Ihnen außerordentlich interessant geworden, bitten Sie mich, mein lange gegebenes Versprechen doch endlich erfüllen und Ihnen das erste Auftreten des Czaren in der kurlischen Hauptstadt, Mitau, schildern zu wollen. Ich willfahre Ihrem Wunsche gern, da Alexander II. wegen aller der Segnungen, die durch ihn auf das, vor Kurzem noch durch Leibeigenschaft gedrückte Rußland herabträufen werden, meinem Herzen überaus theuer ist.

Als im Jahre 1856 die Kunde Kurland durcheilte, daß der Zar von Berlin aus den Landweg wählen und ungefähr zur Zeit des Pfingstfestes (nach dem russischen Kalender) in Mitau eintreffen werde, da hatte der kurlische Landesbevollmächtigte,

Baron von Hahn, die schwere Aufgabe, den Adel der Provinz, der das Landleben über Alles und den Aufenthalt an Höfen gar wenig liebt, zusammenzutrommeln. Ich bediene mich mit vollstem Bewußtsein dieses Ausdrucks, weil er die Schwierigkeit andeuten soll, die der Baron Hahn hatte, den kurischen Adel zu bewegen, seine stillen, gemüthlichen Landsitze zu verlassen und nach Mitau zur Aufwartung an das kaiserliche Hoflager zu kommen. Der kurische Adel nämlich, obgleich meistentheils durch elegante Manieren ausgezeichnet, hat durchaus nichts Hofmännisches. Ich nehme dies Wort in der üblen Bedeutung, welche die große Mehrzahl der Jetztzeit damit verbindet. Um kurz zu sein, in Kurland giebt es keine Hofmarschalls von Kalb, die selig sind, in der prinzlichen Atmosphäre athmen zu dürfen und die, nach dem derben Ausdrucke Schiller's in „Kabale und Liebe“, ein Register über die Stuhlgänge ihres hochfürstlichen Herrn führen. Die Kurländer haben der russischen Regierung seit lange geschickte Diplomaten und vortreffliche Generäle geliefert; sie sind in den hohen Regionen wegen ihrer großen Loyalität überaus beliebt und werden von den Mitgliedern der kaiserlichen Familie stets ausgezeichnet; aber nichts desto weniger hat der Aufenthalt am Hofe nichts Lockendes für sie, sondern sie ziehen es bei Weitem vor, als kleine Könige auf ihrem Grunde und Boden zu leben. Sie haben aus meiner Schilderung gewiß schon entnommen, daß

die Loyalität die kurischen Adelligen nicht verhindert, gesinnungstüchtige Leute zu sein, die sich ein eigenes Urtheil über die Dinge bilden und nicht die allerhöchste Parole abwarten, bevor sie mit ihrer Meinung zu Tage kommen. Genug, die kurischen Adelligen, die ihrer Mehrzahl nach das Antichambriren, die krummen Rücken und die säuselnde Sprache nicht lieben, würden gewiß wenig zahlreich nach Mitau gekommen sein, wenn es nicht gegolten hätte, einem Kaiser ihre Hochachtung zu bezeugen, von dem sie wußten, welche menschenfreundlichen Absichten sein Inneres erfüllten, die er mit der Zeit alle verwirklichen werde. Wenn nun zuerst auch, als die Aufforderung des Landesbevollmächtigten durch die Provinz erscholl, Jeder seinen Nachbarn zu überreden suchte, doch ja dem kaiserlichen Herrn aufzuwarten, um selbst zu Hause bleiben zu können, so siegte über die Bequemlichkeitsliebe und über die Angst vor der an Stickstoff reichen Hofluft doch endlich die Erwägung, wie ein solcher Monarch es wohl verdiene, daß man sich um seinetwillen etwas geneuer auflege, und daß es schon ein Genuß sein müsse, das in Humanität getauchte Antlitz des Zaren betrachten zu dürfen. So erschienen denn die kurischen Adelligen zur anberaumten Zeit zahlreich in Mitau, mit Ausnahme der Edelleute des Oberlandes, des früheren Semgallen. Dies ist nämlich das kurische Böötien. Die Edelleute sollen dort theilweise noch „hobereaux“ sein und nichts von jenem Schliff

und jenen feinen Formen an sich haben, wodurch sich sonst der kurische Adel auszeichnet. Diese meine Behauptung gründet sich allerdings nicht auf eigene Erfahrung, da ich nicht in diesem Theile Kurlands war. Aber ich bin nur das Organ dessen, was allenthalben in den kurischen Gesellschaften über diesen Landesstrich geurtheilt wird.

Die Vorbereitungen in Mitau, die zum Empfange des Kaisers getroffen wurden, unterschieden sich durch nichts von ähnlichen Vorkehrungen bei gleichen Gelegenheiten an andern Orten. Es wurden Ehrenpforten gebaut, die Häuser mit Guirlanden geschmückt, über die Balcons Teppiche gebreitet: tout comme chez nous. Das Einzige, was in Deutschland nicht hätte geschehen können, da man zum Glück dort die Jugend nicht schon in Uniformen steckt, war die besondere Vorsorge, mit welcher der militärische Chef, der über das Mitau'sche Gymnasium gestellt ist, das soldatische Aussehen der Schüler überwachte. Ihnen wurde eingeschärft, ja auf ihre Uniform Acht zu haben, damit sie Alle sehr sauber und „adrett“ aussehen möchten. Diese eigenthümliche und für unsern deutschen, überhaupt für den europäischen Verstand ganz unbegreifliche Maßregel, den Universitäten und Gymnasien militärische Chefs zu geben, wird vernünftiger Weise unter Kaiser Alexander II. mit der Zeit ganz abgeschafft werden. Die Mitau'sche Liedertafel studirte sich ein von dem Oberlehrer Pf—n verhaßtes Ge-

dicht ein, das vielen Schwung gehabt haben soll, mir aber leider nicht zu Gesichte gekommen ist. Ich hätte es nämlich deßhalb gern gelesen, weil ich vermuthe, daß viele liberale Hoffnungen darin ausgesprochen waren. Zu dieser Voraussetzung berechtigt mich der Umstand, daß der damalige Gouverneur von Kurland, Herr von Balujew, dem es zur Einsicht hatte vorgelegt werden müssen, es Anfangs verboten hatte. Doch die Mitauer, die das Gedicht sehr schön fanden, beruhigten sich keineswegs bei der Ansicht des Gouverneurs, sondern nahmen Gelegenheit, es dem General-Adjutanten von L—n, einem durch hohe geistige Bildung hervorragenden Mann, der ein geborener Kurländer ist, mitzutheilen und sich seine Meinung zu erbitten. Dieser konnte auch nicht das geringste Anstößige darin entdecken, unterbreitete es dem Kaiser und dieser befahl, daß es am Abend gesungen werden solle. Ich vermuthe nun vorzüglich deshalb, daß das Gedicht viele freisinnige Stellen gehabt haben müsse, weil der Gouverneur, der nach der mir von ihm gemachten Schilderung durchaus kein Stockruffe sein kann, es sonst sicher nicht verboten haben würde. Sein äußeres Auftreten ist entschieden das eines Gentleman, und er soll namentlich in Kunst und Wissenschaft sehr zu Hause sein. Herr von Balujew ist nämlich, wie sein Name schon anzeigt, kein Kurländer, sondern ein geborner Russe. Er spricht aber vortrefflich deutsch, und soll über unsere Literatur

ein kompetenter Richter sein. Ein kurischer Edelmann, der während des Landtages häufig die Abendgesellschaften des Gouverneurs besucht hatte, erwähnte gegen mich in sehr anerkennender Weise sein feines Benehmen und sein Orientirtsein auf den Höhen des deutschen Parnasses. „Denken Sie sich,“ sagte der Kurländer zu mir, „was der Gouverneur Einem oft für polizeiwidrige Fragen thut. So waren Guskow's „Ritter vom Geiste“ in Rußland, bald nach ihrem Erscheinen, verboten worden, was uns aber nicht im Mindesten verhindert, sie insgesammt zu lesen. Wie gesagt, die Censur hatte ihr Veto eingelegt und dieser vortreffliche Roman stand auf dem index librorum prohibitorum. Nun war es aber ein Lieblingsthema des Gouverneurs, die „Ritter vom Geiste“ zu besprechen, uns unser Urtheil über diese oder jene Figur des Romans abzufragen und dann mit uns über die verschiedene Auffassung zu debattiren. Ich nun, niemals die Wahrheit verhehlend, bekannte offen, daß ich die „Ritter vom Geiste“ nicht bloß gelesen, sondern auch für meine Bibliothek gewonnen habe, wie ich es mit allen guten Büchern zu machen pflege.“ Es war mir auffallend, daß die meisten Kurländer den Namen „Guskow“ falsch aussprachen. Sie haben unter ihrem Adel keinen einzigen Namen auf „ow“, von denen wir in Deutschland so sehr viele aufweisen können. Ich erinnere nur beispielsweise an die Bülow, Lügow, Massow, Passow, Quigow, Rochow,

Stechow, Zastrow. Die Kurländer sprechen deshalb die Namen auf „ow“ russisch aus. So fragte man mich stets: „Kennen Sie Gukhoff?“ Sie legten nämlich den Ton auf die letzte Sylbe, und während wir das „w“ gar nicht aussprechen, ließen sie es wie „ff“ klingen.

Doch ich will jetzt zu dem Kaiser Alexander übergehen und nur noch bemerken, daß das innige Familienleben in Kurland, und vor Allem die Pietät der Kinder gegen die Aeltern, auf mich einen äußerst wohlthuenden Eindruck machte. Die Kinder nämlich, auch wenn sie schon erwachsen sind, umarmen nicht die Aeltern, sondern küssen ihnen ehrfurchtsvoll die Hand. Die Aeltern küssen den Kindern dann die Stirn. Im übrigen Europa küssen die jungen Herren und Damen denen, die ihnen das Leben schenkten und die sie mit unzähligen Wohlthaten überhäufte, den Mund und die Wangen mit einer Vertraulichkeit, die, nachdem ich die schöne Ehrfurcht der kurländischen Kinder so häufig sah, für mich etwas Frevelndes an sich zu haben scheint. Eine Schweizerin sagte mir, daß man in ihrer Heimath über ein Kind lachen würde, das seinen Aeltern die Hand küßte. So schlimm ist es bei uns in Deutschland wohl nicht. Aber befremden würde es doch jedenfalls. Wie Ehrfurcht gegenüber den Aeltern für das Herz auch des ganz Unbetheiligten etwas sehr Rührendes, alle edleren Instincte wohlthätig Afficirendes hat, fühlte ich an mir, als ich eine heran-

wachsende Jungfrau mit goldenem Haar und Veilchen-Augen sich auf die Hand ihres Vaters niederbeugen und sie küssen sah.

Uebrigens ist die schöne Ehrfurcht der Kinder vor den Aeltern nicht specifisch kurländisch, sondern für ganz Rußland charakteristisch. Mit wie rührenden Worten empfiehlt nicht der Czar Nicolaus in seinem Testamente dem Thronfolger, keine wichtige Handlung seines Lebens zu begeben, bevor er sich zu derselben die Einwilligung und den Segen seiner Mutter eingeholt habe. Ja, fürwahr, es ist jedem Menschen vergönnt, bei großen, entscheidenden Schritten sich des Beirathes einer Nymphe Egeria zu erfreuen. Er braucht nur, so lange der Himmel ihm Diejenige zur Seite läßt, die, seitdem sie ihm das Leben schenkte, stets aus unerschöpftem Füllhorn Gaben der Liebe auf ihn ausschüttete; er braucht nur fromm zu den Füßen seiner Mutter zu knien und ihr zu beichten, was er zu thun beabsichtigt. Und wenn aus dem milden Strahle ihres flugen Auges ihm Zustimmung geleuchtet — denn jede Mutter ist mild und flug, wenn sie ihr Kind, mit einem großen Entschlusse ringend, zu ihr emporblicken sieht —; wenn sie zu ihm gesprochen: „Thue, was Du vorhast, getrost; es ist nicht gegen Gottes Gebot und zum Nutzen der Menschheit,“ da mag er sich freudig an seine hohe Aufgabe machen. Sollte er auch nicht zu seinem Ziele gelangen und den Schwierigkeiten erliegen, so bleibt ihm doch die

tröstende Gewißheit, daß die Bitten seiner Mutter, zu Engeln geworden, die den Schweiß von seiner Streiterstirn trocknen, unablässig für ihn zum Himmel emporsteigen. Starb aber Diejenige, die ihn am reinsten und uneigennützigsten geliebt, so mögen wir mit einer treuen Gattin unsere wichtigen Pläne berathen. Die Liebe, diese Tochter des Himmels, die überall, wohin ihre azurenen Sohlen treten, köstliche Blumen hervorsprießen läßt, durchgeistigt die ohnehin schon so feine Organisation der Frauen bis zu dem Grade, daß sie zu Prophetinnen werden. So hat der Kaiser Alexander II. außer der Stimme des Allmächtigen, die, wie ich meine, hell in der Brust Desjenigen spricht, dem er das Loos von fast siebenzig Millionen seiner Kinder anvertraut hat, zur Beratherin bei den Entschlüssen, durch die er seine Unterthanen zu beglücken denkt, seine mildherzige, verstandesscharfe Gemahlin. Diese besitzt alle Vorzüge, die das germanische Weib kennzeichnen, und gereicht ihrer Nation, die so viele ihrer Fürstentöchter fremde Throne zieren sieht, zu gerechtem Stolze.

Wenn ich es jetzt unternehme, Ihnen die herzwinnende Persönlichkeit des Kaisers Alexander zu zeichnen, so fühle ich mich in der That befangen. Sie wissen, daß fast Alle, welche so glücklich waren, die Königin Louise im Leben zu sehen, und später ihr Bild erblickten, bei der größten Aehnlichkeit der Züge doch die wunderbare Schönheit der Mienen vermiften, welche das Spiel der Seele über ihr

holdes Antlitz ergoß. Diese Schönheit der Mienen ist von der Großmutter auf den Enkel übergegangen. Der Kaiser Alexander ist schön durch die wunderbare Milde, die in seinem Auge schimmert. Ich schaute lange in dasselbe und ward durch das Hineinblicken zu folgenden Versen begeistert:

„Hab' geschaut in Deine Augen, macht'ger Kaiser, lange, lange,
 Hab' das Salz von mancher Thräne gern bemerkt auf Deiner
 Wange,
 Brauchst, wie jener finstre Philipp, nicht zu lernen Thränen
 weinen,
 Bist ein Mensch im schönsten Sinne, wie geseh'n ich edler
 Keinen.“

Der Kaiser Alexander hat durchaus etwas Imposantes in seiner äußern Erscheinung. Er ist nicht ganz so groß, wie der Zar Nicolaus war, aber darum nicht minder eine schlanke, erhabene Heldengestalt. Weil ich so unendlich viel Mildes und Liebenswürdigen über den jetzigen Herrscher Rußlands von Leuten gehört habe, die in Bezug auf das innere Leben des Palastes in St. Petersburg und über die verborgenen Thaten seiner Menschenfreundlichkeit wohl unterrichtet sein konnten, so halte ich plötzlich inne bei der Porträtirung seiner Züge, fürchtend, ich könne bestochen sein, und laß Andere sprechen. Statt meiner möge eine schöne junge Dame, die Baronin Anna von B—e, reden, die sich nach Kurland verheirathet und trotz ihres häufigen Wandelns auf den Parkets der Höfe sich ein warmes Herz für die untern Klassen des Volkes und ein unbestochenes Urtheil über die Purpurgeladenen bewahrt hat.

Weil es mir sehr darauf ankam, ob diese Dame, die, wenn auch mit aristokratischen, doch freisinnigen Grundsätzen genährt ward, eben so wie ich getroffen worden sei von diesem Lichtmeere von Liebe und Humanität, welches die edle Gestalt des Kaisers Alexander II. ausstrahlt, so bat ich sie dringend, mir rein und unbeeinflusst von dem Urtheile Anderer, den Eindruck zu schildern, den sie von dem russischen Zaren empfangen. Sie erblickte ihn zuerst auf einem Ball im Ritterhause in Mitau, wo der Adel Kurlands den Kaiser als Gast bei sich zu sehen die Ehre hatte. Seine Physiognomie war ihr von zwei wichtigen Momenten her eingeprägt geblieben, einmal, als Andacht und die Demuth des Erdensohnes vor dem König der Könige auf seiner Stirn thronte, und dann, als seine Züge von dem Strahl kindlicher Liebe und freudiger Rührung verklärt wurden, nämlich als ihm durch einen Feldjäger aus Berlin die Nachricht gebracht ward, daß es seiner frankten, durch den Tod ihres Gemahls im innersten Lebensmarke gebrochenen Mutter viel besser gehe. Der Kaiser konnte bei den vielen Dingen, die er während seines kurzen Verweilens in Mitau zu sehen und anzuhören hatte, nicht trenn die Vorschrift befolgen, die Ludwig XVIII., der so trübe Jahre der Verbannung auf dem Schlosse der kurischen Hauptstadt verlebte, unter vielen andern weisen Rathschlägen gegeben hat: „Pünktlichkeit ist die Höflichkeit der Könige!“ Der Kaiser ward eine Stunde

auf dem Ritterhause erwartet. Zu beiden Seiten der großen Treppe war der Adel Kurlands in seiner Landstands-Uniform aufgestellt, die allerdings nicht sehr geschmackvoll ist. Die Herren vergleichen sich selbst mit einem Ministerialen, d. h. einem niedern Beamten, der zur Ausführung der Befehle eines Hauptmanns und seiner Assessoren angestellt ist. Ich erinnere daran, daß „Hauptmann“ hier ein richterliches Amt bedeutet. Waren nun auch die Uniformen der Ritterschaft nicht sehr glänzend, so leuchteten doch die Vorhalle und die Treppe selbst von einem Flammenmeer, und ein Wald der schönsten Blumen verbreitete seine bezaubernden Wohlgerüche nach allen Seiten hin. Am obern Ende der Treppe empfing den Kaiser die Gräfin Medem, eine weltfluge Dame, der die Formen der haute volée sehr geläufig sind. Der Kaiser schritt, nachdem er ihr einige verbindliche Worte gesagt hatte, an ihrer Seite in den Saal. Er gab der Gräfin nicht seinen Arm, was sehr erfreulich war, da es den Eindruck seiner Erscheinung sehr geschwächt haben würde. Gewöhnlich, wenn ein Herr und eine Dame sich untergefaßt haben, hindern sich Beide gegenseitig an der Entfaltung von Majestät und Grazie. Die Brust des Kaisers zeigte sich nicht mit Orden überladen; er war vorzüglich geziert mit dem Stern der Menschenliebe. Er legt wohl nur ungern jene glänzenden Kreuze an, die ihn, aber nicht leider alle Herrscher, stets an das Kreuz von Golgatha erin-

nern, wo der Gottmensch für die Sünden des Weltalls geblutet hat. Das äußere Auftreten des Kaisers verschmähte jeglichen Prunk. Er fuhr in einem einfachen, mit zwei Pferden bespannten Wagen, ohne Borreiter, mit einem einzigen Bedienten, so daß die meisten Carossen des Adels viel glänzender aussahen, als die kaiserliche Equipage. Es ist überhaupt Grundsatz und Gewohnheit der russischen Kaiser, für ihre Person allen Pomp zu verschmähen, während sie, wo die Majestät des Reiches zu repräsentiren ist, einen Glanz ausstrahlen, der wohl von keinem Hofe Europa's erreicht werden möchte. Daß die russischen Kaiser bloß durch ihre Person wirken wollen, finde ich, von ihrem Standpunkte betrachtet, sehr richtig. Wer von so vieler Liebe und Verehrung der Unterthanen umringt wird, bedarf keines Troßes von Lakaien und glänzender Ehrenwachen. Freilich

„Eines schickt sich nicht für Alle.
 Sehe Jeder, wie er's treibe,
 Sehe Jeder, wo er bleibe,
 Und wer steht, daß er nicht falle.“

Was für einen Herrscher Rußlands ohne Gefahr ist, der, um mich eines Ausdrucks des großen Kurfürsten gegenüber seinen preußischen Ständen zu bedienen, seine „domination“ auf einen „rocher de bronze“ stabilirt hat, wäre bedenklich für die erste Person des von Gleichheitsideen durchwühlten Frankreich. Wenn Ludwig Philipp bei seinen Spazierfahrten stets von einem Gefolge umgeben war,

das gewiß mehr Cavalleristen enthielt, als mancher kleine deutsche Fürst Truppen besitzt, so mußte er dieß einmal thun, weil die häufigen Attentate ihm nicht gestatteten, seine Person ungeschützt dem Volke zu zeigen, und dann begriff er auch sehr gut, daß, da die Revolution dem Königthum jeden Nimbus geraubt, auf die Phantasie der Franzosen mit etwas Anderem gewirkt werden müsse, als mit seiner Physiognomie, die sie ja spottend mit einer Birne verglichen. Aus ähnlichen Gründen umgiebt sich Louis Napoleon mit solcher Pracht. Von den römischen Kaisern, die bekanntlich zum Spielball ihrer Prätorianer geworden, war es, wenn ich nicht irre, Diocletian, der seiner Person durch morgenländisches Gepränge viel Feierliches gab und es auch wirklich erreichte, daß der verloren gegangene Respect vor dem Staatsoberhaupte in die Brust der Soldatenhorden zurückkehrte. Ein russischer Kaiser hat nun äußere Zuthaten, die ihm ein Relief geben, nicht nöthig. Seinem Haupte fehlt noch nicht der verflärende Nimbus und das Auge seines Volkes betrachtet ihn mit solcher aufrichtigen Verehrung, daß es selbst die sichtbarsten Unvollkommenheiten nicht bemerken würde. Kaiser Alexander II. bedarf freilich keines nachsichtigen Auges; er hat, abgesehen von moralischen und intellectuellen Vorzügen, eine schlanke, edle, vornehme Gestalt, und sein Antlitz, ohne regelmäßig schön zu sein, verbindet mit der Majestät des Herrschers die rührende Milde des

Menschenfreundes. Doch ich verließ den Czaren, als er an der Seite der Gräfin Medem in den Ballsaal des kurischen Ritterhauses trat, wo ein Kranz edler und holder Damen ihn unter Herzklopfen erwartete. Beim Eintreten des mächtigen Herrschers von siebenzig Millionen beugte sich dies Beet schöner Blumen, wie wenn ein milder West über ihre Kronen dahingestrichen wäre. Der Kaiser sah Anfangs wohl nichts von diesen gewählten, frischen Toiletten, diesen strahlenden Brillanten, und was schöner als alles Uebrige für ihn sein mußte, von diesen Hunderten von Augen, die mit inbrünstiger Liebe und Verehrung auf ihn gerichtet waren. Bei den Klängen der Nationalhymne, die ihm bei seinem Eintritte entgegenschmetterten, zogen Wolken der Behmuth über sein edles Antlitz. Er dachte an das Sterbebett seines verklärten Vaters, an die Tausende von Kriegern, die in dem letzten Kampfe geblutet, an seine Gelöbniße für das Heil des ihm anvertrauten Volkes, die er bei seiner Thronbesteigung zu den Füßen des allmächtigen Gottes niedergelegt hatte. Alle diese verschiedenen Gedanken spiegelten sich in seinem Antlitz, als er, am Ende des Saales angekommen, sich auf sein Schwert stützte, das Haupt senkte und die Bogen der Musik über sich dahinrauschen ließ. Bei diesem Anblicke, wo so viel Majestät und Milde, so viel Herrscherlanz und Christendemuth vereinigt waren, würde selbst der entschiedenste Monarchenfeind den Empfindungen der Verehrung und Liebe

sein Herz geöffnet haben. Es ist eine merkwürdige Aufeinanderfolge, diese drei schönen Männer, die in unmittelbarer Succession den Thron Rußlands bestiegen: Alexander I., Nikolaus I., Alexander II. Bei der berühmten Zusammenkunft Napoleons I. mit Alexander I. in Erfurt sagte der Erstere zu dem Letzteren: „Sire, Sie sind der schönste Mann, den ich je gesehen,“ und es hat Wahrscheinlichkeit, daß der mächtige Frankenkaiser, der zu stolz zur Schmeichelei war, dieß aus vollster Ueberzeugung gesprochen. Wie Alexander später die Pariser Damen bei der Occupation von 1814 durch seine Schönheit und Anmuth bezauberte, ist bekannt. Der Zar Nikolaus ist auf seinen häufigen Reisen in Deutschland, England und Italien von so vielen Augen gesehen worden, und die zahlreichen Abbildungen haben seine Züge Allen so vertraut gemacht, daß der aufgestellte Satz, er sei der schönste Mann seiner Zeit, von Allen geprüft werden konnte und fast niemals bestritten wurde. Dies möchte von dem Kaiser Alexander II. nun wohl nicht mit derselben Bestimmtheit behauptet werden können. Indes darf man immer aussagen, daß, wenn sämtliche Herrscher der Welt in einem Saale vereinigt wären, der Zar, ganz abgesehen von seinem Range, durch seine Persönlichkeit eine der ersten Stellen einnehmen würde. Bei dem jetzigen russischen Kaiser fällt mir das glückliche Wort ein, daß die Frau von Stael zu Alexander I. gesprochen, weil es nicht minder auf ihn, als seinen

freisinnigen, humanen Dheim, Anwendung findet. Bei ihrer Anwesenheit in St. Petersburg, wohin die berühmte Frau vor Napoleon I. geflohen — dieser konnte sich mit den Notabilitäten des Geistes ebenso wenig gut vertragen, wie Napoleon III. es heutigen Tages vermag — bei ihrem längeren Aufenthalte in St. Petersburg hatte Necker's edle Tochter mit dem menschenfreundlichen Zaren häufige Unterredungen über geschichtlichen Fortschritt und Völkervohl. Einst äußerte Alexander I., daß sie gewiß auf manche unerquickliche, ihrem philanthropischen Herzen schmerzliche Erscheinungen in Rußland gestoßen sei, daß es aber nicht in seiner Macht stehe — auch träten viele Gründe der Staatsklugheit einer so unvorbereiteten Maßregel entgegen — plötzlich, ohne Vorverhandlungen mit den in ihren Rechten dadurch Beschädigten, den vielen Millionen Leibeigenen eine Stellung als freie Bürger anzuweisen. Hätte er nichts zu befragen, als seine persönliche Neigung, so würde er gern seinem Volke eine Verfassung bewilligen. Frau von Staël antwortete dem Zaren, nicht mit der banalen Schmeichelei des Hofes, die in dem Munde einer so geistreichen Dame sehr deplacirt erschienen wäre, sondern mit dem Enthusiasmus und der Liebesgluth, die dies edle, ganz dem Wohle seiner Unterthanen schlagende Herz ihr eingeflüßt hatte: „Sire, Ihr Charakter ist eine Constitution!“ Was von dem milden und aufgeklärten Böglinge La Harpe's galt, darf mit nicht minder

großer Wahrheit von Alexander II. behauptet werden. Wie viel Segensreiches hat er nicht schon in seiner kurzen Regierungszeit gestiftet, und wie viel Herrliches und Beglückendes erwägt er nicht noch in seinem menschenfreundlichen Geiste!

Ihnen gegenüber, verehrter Freund, vor dem die geheimsten Fibern meines Herzens offen liegen, bedarf es glücklicherweise der Versicherung nicht, daß ich nach wie vor der großen und edlen Sache des Volkes angetrauet bleibe, wenn mich mein Interesse für die Niedern und Gedrückten auch nicht verhindert, meine Sympathieen den Hohen und Mächtigen, sobald sie auf dem Pfade der Tugend und der Humanität wandeln, auf's Wärmste und Bereitwilligste auszudrücken. Es hieße fürwahr den Fürstenhaß zur Religion des Herzens machen, wenn man, um zwei leuchtende Beispiele der Jetztzeit hervorzuheben, dem Könige Dom Pedro V. von Portugal (leider raffte den jugendlichen Herrscher der Typhus dahin) und dem Czaren Alexander II. von Rußland seine Bewunderung versagen wollte. Der zwanzigjährige König von Portugal, dem die schönste Zukunft lachte in der langen Herrschaft über ein glücklich gelegenes Land und in der ehelichen Gemeinschaft mit einer lieblichen Gemahlin, setzte sich während mehrerer Monate täglich der Gefahr aus, von dem in Lissabon wüthenden gelben Fieber angesteckt und in dem Lenze seines Lebens dahingerafft zu werden. Während alle Vornehmen und Wohlhabenden, nahe

an vierzigtausend Menschen, Lissabon verlassen hatten; während die Geistlichkeit, deren schönes Amt es doch ist, bei großen Calamitäten durch religiösen Trost die Gebeugten aufzurichten, den Cardinal-Patriarchen von Indien an der Spitze, der unglücklichen Stadt den Rücken kehrte, weilte der junge König in den Spitälern, ermutigte die von der furchtbaren Krankheit Ergriffenen durch milden Zuspruch, reichte ihnen Arznei, trocknete den Schweiß auf der glühenden Stirn der Fieberkranken, rückte ihnen in demüthigem Wärterdienste das Kopfkissen zurecht — kurz, verrichtete die Samariterpflicht in der umfangreichsten, edelsten Weise. In demselben Grade nun, wie ich das Einsetzen seines hoffnungsvollen, so viele Blüthen verheißenden Lebens von Seiten des jungen Königs von Portugal bewunderungswürdig und rührend fand, ebenso rührend und bewunderungswürdig finde ich es, daß der Zar Alexander II., der erzogen war in dem Bewußtsein, demaleinst der unumschränkte Herrscher von siebenzig Millionen Unterthanen zu werden, dessen Ohr von Jugend auf die corrumpirende Schaar der Höflinge umschmeichelt hatte, bei seinem Regierungsantritte allen Freuden und Genüssen entsagte, um einzig der hohen und edlen Aufgabe zu leben, über sein Volk die Segnungen der Civilisation auszugießen. Wenn ich, wie ich schon oben bemerkte, Ihnen gegenüber, der Sie die freisinnigen Wallungen meines Herzens belauschten, nicht nöthig habe, bei

meiner nicht panegyrischen, sondern nur eben gerechten Schilderung des Zaren Alexander II., die mir dictirt wird von der gerührten Freude über das Glück, das er über siebenzig Millionen meiner Mitbrüder theils schon gebracht hat, theils in Zukunft noch bringen wird, wenn ich auch Ihnen, verehrter Freund, gegenüber nicht nöthig habe, mich vor dem Vorwurfe der Servilität zu sichern, so möchten Andere, die mich weniger kennen, doch nur zu bereit sein, mit dieser unbegründetsten aller Anklagen gegen mich in's Feld zu rücken. Da decke ich mich aber, indem ich das Urtheil eines der tapfersten Söhne Altenglands über den Zaren Alexander II. anführe, das wahrlich nicht minder enthusiastisch lautet, als das meinige. Den Söhnen Albions aber, dieses an Helden und freisinnigen Männern so reichen Landes, hat noch Niemand — wenigstens war er dann reif für Bedlam oder Charenton — Speichelleckereien und Servilismus vorgeworfen. Der General Williams of Kars nun, so berühmt geworden durch seine Bertheidigung der kleinasiatischen Feste, von der er den Namen trägt, dieser tapfere und freisinnige Sohn Altenglands fand den passenden Ausdruck, als er bei einem Bankette, das ihm zu Ehren in London vom Army- und Navy-Club gegeben ward, ein Hoch auf den Kaiser von Rußland ausbrachte und sich dabei folgender Fassung bediente:

„Was den Souverän des Landes betrifft, so

spreche ich von ihm in noch höherer Weise. Ich versichere Sie, die Güte und Achtung zu übertreffen, deren ich vom Kaiser theilhaftig geworden, wäre vollends unmöglich. Und nicht ich allein, nein, ich sage Ihnen, alle seine Unterthanen von einem Ende des Landes zum andern erblicken in ihm den Genius des Wohlwollens selber, und darum bin ich sicher, Sie weihen dem Kaiser von Rußland ein Hoch.“

Ich halte hier inne, einem Andern, der mit größern Fähigkeiten ausgestattet ist, die lohnende Aufgabe überlassend, das Bild eines russischen Marc Aurel zu zeichnen. Die rühmlichste That des jetzt regierenden Czaren ist unbedingt seine Selbstbezwungung bei dem Pariser Friedensschlusse. Mit der Opferfreudigkeit einer Nation von siebenzig Millionen hätte er den Krieg noch lange fortführen und auf die Zerreißung eine Bündnisses speculiren können, dem viele Anzeichen keine allzu lange Dauer versprechen. Alexander II. befragte nicht die stolze Stimme des Ruhmes, die auf die Thränen von Wittwen und Waisen nicht achtet, wenn nur der ersehnte Lorbeerkranz für das Haupt gewonnen wird; er berieth sich mit seinem Gewissen, das Gott in einer so edlen Brust sicher besonders vernehmlich sprechen läßt, und dieses entschied sich für den Frieden, gefordert von der milden und doch so starken Stimme des neunzehnten Jahrhunderts. Der preis-

werthen Selbstbezwungung des Kaisers Alexander II. verdankt Europa vorzüglich den Frieden. Und mochte auch der kriegerische Enthusiasmus des Heeres eine Fortsetzung des Krieges wünschen, mochten stolze, aber nicht mit klarem politischen Blicke begabte Bojaren die Stellung Rußlands durch den Friedensschluß nicht genug gewahrt glauben, der denkende, aufgeklärte und deshalb mit seiner Abstimmung vorzüglich in die Waagschale fallende Theil der Nation sprach:

„Nulla salus bello, pacem te poscimus omnes.“

Und wenn ich zuvor den glücklichen Ausdruck des Generals Williams of Kars citirte, so möge es mir hier gestattet sein, an eine Stelle der eindringlichen Rede Massillon's, „*Sur L'Humanité des Grands envers le Peuple*,“ zu erinnern, wo er entwickelt, welch ein Segen gütige Herrscher für ihr Volk sind. Er selbst hat diese Stelle der heiligen Schrift entlehnt, wo sie in der Vulgata lautet: „*In hilaritate vultus regis vita; et clementia ejus quasi imber serotinus.*“ An Kaiser Alexander II. dachte ich vorzüglich bei folgenden Worten der Massillon'sche Rede: „*Les plus hautes places sont toujours au-dessous des grandes âmes; rien ne les enfle et ne les éblouit, parceque rien n'est plus haut qu'elles.*“

Ja, der Ruhm des Kaisers Alexander II. wird ewig dauern, weil er nicht nach dem blutgetränkten

Lorbeer des Krieges griff, sondern sein Volk der Segnungen des Friedens theilhaftig machte. Er, der so viel in den Alten gelesen, dachte an die schöne Stelle: „Candida pax homines, trux decet iras feras.“ Er gönnt in seinem Lande der Minerva gern den schönsten Platz, insofern sie Göttin der Weisheit ist und Licht und Kenntnisse um sich her verbreitet. Als Göttin des Krieges, mit der Medusa auf dem Schilde, liebt er sie nicht. Wenigstens muß der Schild, wie bei der berühmten Statue der Pallas im Parthenon, zu ihren Füßen liegen, dadurch andeutend, daß nicht herausfordernd der Krieg in das Gebiet des Nachbarn getragen werden solle, sondern daß sie nur die ernste Hüterin des Friedens sei, aber auch bereit, mit aller Kraft Schild und Lanze zu schwingen, wenn ein ungerechter Angriff den wägenden Zeus sich auf ihre Seite neigen läßt. Die herrlichen Principien der heiligen Allianz, die leider, wie alle schönen Theorien, von dem Mehlthau der Praxis beschädigt und fast unkenntlich gemacht wurden, beschloß der Kaiser Alexander II. nach Kräften zu realisiren, sich nicht verhehlend, daß eine göttliche Idee vor ihrem irdischen Abbilde oft nicht minder zusammenschrumpft, wie das Pferd vor dem Kameele. „Virtus clara aeternaque habetur,“ sagt Sallust, und so wird Kaiser Alexanders Name bis in die spätesten Zeiten hineinstrahlen. Nicht daß er im Kaukasus sich muthig in das Schlachtgewühl

stürzte und sich das Großkreuz verdiente, macht ihn groß, sondern daß er sich selbst bezwang.

„Tapfer ist der Löwenstieger,
Tapfer ist der Weltbezwinger,
Tapfrer, wer sich selbst bezwang.“

Als Alexander II. den Thron bestieg, war Europa in Haß gegen einander entzündet; aber er stifete Frieden, das herzerquickende Wort aus der Antigone des Sophokles sprechend, daß er nicht da sei, um mitzuhassen, sondern um mitzulieben.

„οὐτον συνέχθειν, ἀλλὰ συμπλεῖν ἔφον.“

Unter einem solchen Kaiser hat das deutsche Element der Ostseeprovinzen nichts zu befürchten. Ueberdies war es von jeher kein Schmaroßergewächs an dem Riesenbaum des Slavismus, sondern hat ihm im Gegentheil die gesündesten Säfte zugeführt.

Ich flehe den Segen des Himmels auf das edle Kaiserhaupt herab, der mit der Liebesgluth der tropischen Sonne die Gefilde des Nordens bescheint. Er ist eine jener prädestinirten Naturen, die überall, wo sie sich zeigen, Licht, Wärme und Wohlsein verbreiten. Wie bei der Regierung eines Titus und Trajan, eines Heinrich IV. und Friedrich Wilhelm III. die Betrachtung der Nachkommen mit Rührung verweilt, so wird auch noch in fernen Jahrhunderten das Zeitalter Alexanders II. als ein gesegnetes und hochbeglücktes von Allen gepriesen werden. Großen Persönlichkeiten nun, durch die Gott heilbringende Absichten zu verwirklichen ge-

denkt, ist ein besonderer Stempel auf das Antlitz gedrückt, der sie kennzeichnet als ein auserwähltes Rüstzeug in der Hand des Weltregierers. Wie man nur einmal in die schönen Züge von Thorwaldsen und Rauch zu schauen brauchte, um schnell den hochbegabten Künstler zu errathen, wie Alexander von Humboldt's Stirn und Auge von dem universellen Inhalte seines Geistes Kunde gab, ebenso läßt das in Humanität getauchte Herrscherantlitz des Czaren Alexander II. sofort die reichsten Hoffnungen für das Glück seiner Völker fassen. Ich schließe meine Schilderung von den Charakter- und Gemüthsseigenschaften des jetztregierenden russischen Czaren mit einigen Versen aus einem längeren Gedichte, in dem ich, von Apollo begeistert, dieser unbeschreiblich liebenswürdigen und anziehenden Kaisergestalt gerechter zu werden vermochte, als in meiner mangelhaften prosaischen Darstellung.

„Ja, Jehovah hat gedrückt auf Dein Antlitz seinen Stempel,
Sollst für ew'ge Zeiten werden allen Herrschern ein Exempel,
Sollst, ein Priester alles Reinen, alles Hohen, alles Guten,
Mit der Liebe Segeswogen über Deine Völker fluthen.“

Die Regierungsperiode des Czaren Alexander II. wird dem Menschenfreunde ein ununterbrochenes Schauspiel herzerquickender Thaten darbieten.

Der Graf Moritz von Sachsen als erwählter Herzog von Kurland.

Daß sich, als das Kettler'sche Regentenhaus nur noch auf zwei Augen stand, viele Bewerber um den kurlischen Herzogshut fanden, setzt weiter nicht in Erstaunen. Es war von jeher mehr Angebot als Nachfrage, und namentlich in fürstlichen Artikeln. Wir lesen, daß ein Prinz von Sachsen-Weißenfels, dann ein Markgraf von Brandenburg-Schwedt zum kurlischen Herzoge vorgeschlagen wurde. Später tritt ein Prinz von Hessen-Homburg auf, mit dem ein Herzog von Holstein rivalisirt. Die fesselndste Erscheinung von Allen aber, die sich um die Herzogthümer Kurland und Semgallen bewarben, ist unbedingt der Graf Moritz von Sachsen, der Sohn jenes August von Polen, von dem man behauptet, er habe über vierhundert Kinder gehabt. Der Graf Moritz von Sachsen hatte bekanntlich ganz die wollüstige Natur seines Vaters geerbt, und es würde ihm wahrscheinlich gelungen sein, die verwittwete Herzogin Anna von Kurland, die spätere russische Kaiserin, zur Gemahlin zu bekommen, da seine ritterliche Erscheinung sie ganz an ihn gefesselt hatte, wenn ihr nicht wäre hinterbracht worden, daß, während er ihr den Hof machte und von seiner glühenden Liebe die beredtesten Geständnisse ablegte, er zugleich mit liederlichen Dirnen Mitau's in vertrautestem Verkehr stehe. Je heißer sie ihn geliebt hatte, desto mehr

fränkte sie sein Verrath. Von diesem Augenblicke an hatte Biron gewonnenes Spiel, der seitdem ihr Herz beständig besaß und Rußland während ihrer zehnjährigen Regierung durch seinen Despotismus auf's Härteste bedrückte.

Der Graf Moriz von Sachsen kam im Jahre 1726 nach Warschau, um sich den Vergnügungen eines üppigen Hofes hinzugeben, und vielleicht auch, um seinen erschöpften Finanzen durch seinen königlichen Vater aufzuhelfen zu lassen. Da aber in der Kasse des Königs August II. von Polen stets die tiefste Ebbe herrschte, so wird er seine zweite Absicht wohl nicht so gut erreicht haben, wie seine erste. An Zerstreuungen fehlte es niemals an dem luxuriösen Hofe der polnischen Majestät. Durch sein überaus liebenswürdiges und ritterliches Wesen gewann sich der Graf Moriz von Sachsen die Herzen vieler vornehmen Personen, namentlich den litthauischen Krongroßfeldherrn Pocię, und diese bestürmten den kurischen Landesabgeordneten von Brakel, ihn dem kurischen Landtage als Herzog vorzuschlagen. Der Herr von Brakel ließ sich gern bereitwillig finden, in dem Interesse des Grafen Moriz zu wirken. Während Brakel die kurischen Oberräthe bewog, einen Landtag auszuschreiben, damit auf ihm die Wahl eines Herzogs vorgenommen werden könne, stimmte Pocię die polnischen Senatoren zu Gunsten seines Schüglings. Man hatte wohl Grund vorauszusetzen, daß der König von Polen die Wahl seines

Sohnes gutheißen werde, mochte sie selbst gegen das Gesetz verstößen. Allein man irrte sich in dieser Vermuthung. August der Starke, der nur in Kindererzeugen, Zerbrechen von Hufeisen und sonstigen physischen Verrichtungen Großartiges leistete, scheute alle moralischen und intellectuellen Beschwerden, und da er voraussah, daß die Wahl seines Sohnes zum Herzoge von Kurland ihn mit Rußland in unangenehme Verwickelungen bringen und überhaupt eine Quelle von Aergernissen für ihn sein werde, so rieth er ihm entschieden ab, Schritte in dieser Beziehung zu thun, und versagte ihm von vornherein allen Beistand. Doch dem Grafen Moriz von Sachsen lächelte die Herzogskrone zu sehr, als daß er nicht alles in Bewegung hätte setzen sollen, um sie zu erlangen. Von seinem Vater verlassen, wandte er sich an seine noch immer schöne Mutter, die Gräfin Aurora von Königsmark, und an seine Freunde in Frankreich. Was ewig bemerkenswerth bleibt, seine Freunde entzogen sich ihm nicht, und die Schauspielerin Adrienne Lecouvreur, mit der er in innigen Beziehungen stand, zeigte die seltene Aufopferung, alle ihre Brillanten und sonstigen Kostbarkeiten ins Leihhaus zu schicken und den Betrag, den sie dafür einbekam, in Wechselbriefen an ihren Geliebten zu senden. Die ausgezeichnete Darstellerin der Adrienne Lecouvreur, die für die Kunst zu früh verstorbene Rachel Felix, wäre einer solchen Liberalität wohl nicht fähig gewesen.

Da man es für den Erfolg der Wahl sehr förderlich hielt, wenn Graf Morig sich persönlich in Mitau zeigte, so begab er sich dorthin und bezau- berte hier nicht minder alle Herzen, als er es schon in Warschau gethan hatte. Wie die verwittwete Herzogin von Kurland, die spätere russische Kaiserin Anna, sich sterblich in ihn verliebte, erzählte ich bereits.

Am 22. Mai 1726 schrieben nun die Oberräthe einen Landtag auf den 26. Junius aus, damit auf ihm zu der Wahl eines Herzogs geschritten werden könne. Dem Herzoge Ferdinand, dem Letzten des Kettler'schen Stammes, der von Danzig aus Kurland regierte oder vielmehr nicht regierte, da seinen Befehlen nie gehorsamt wurde, ward angezeigt, daß man Vorkehrungen treffen müsse, damit das Land bei seinem unbeerbten Hinscheiden nicht in seinen Rechten durch Polen gekränkt werde. Dies war eine neue, schwer zu verschluckende Pille für den Magen des alten Herzogs, der übrigens an dergleichen bittere, von seinem Adel zurechtgebraute Medicin schon lange gewöhnt war. Allein dieser Trank war doch allzu herb, die Beleidigung zu größlich, und er fuhr auch deshalb ungewöhnlich auf. Zuerst wandte er sich an den König von Polen als Oberlehnherrn, mit dem bestimmten Ersuchen, die Abhaltung des ausgeschriebenen Landtages zu verbieten. Hierauf erließ er eine Proclamation an seine Unterthanen, die von sämtlichen Kanzeln verlesen

werden mußte, in welcher er von vornherein alles und jedes, was auf dem Landtage beschlossen werden möge, für null und nichtig erklärte. Vor allem rügte er die Vermessenheit der Oberräthe, bei einem so wichtigen, gegen seinen Willen vorgenommenen Acte sich seines Staatsriegels zu bedienen und seine Unterschrift zu mißbrauchen. Uebrigens spannte er privatim, den Oberräthen und dem kurischen Adel gegenüber, mildere Saiten auf. Er erklärte seine Geneigtheit, alle Forderungen an das Land zu erlassen, wenn sie seinen Better, den Prinzen Georg von Hessen-Cassel, der preußischer Generallieutenant war, zu seinem Nachfolger erwählen wollten. Allein hierauf glaubten die Oberräthe und der Adel nicht eingehen zu können, weil der Prinz reformirter Religion war und wegen seines engen Verhältnisses zu Preußen für Polen keine persona grata sein dürfte. Außer diesem, von dem Herzoge Ferdinand begünstigten Prätendenten, wünschte die Kaiserin Katharina I., daß die Kurländer den Herzog von Holstein wählen möchten, während Fürst Menzikow sehr determinirte und zwar sehr täppische Schritte that, um die Entscheidung zu seinen Gunsten zu lenken. Während sich nun diese verschiedenen Interessen in Mitau durchkreuzten, handelte der König August II. von Polen ganz so, wie der Herzog Ferdinand von ihm begehrt hatte. Am 8. Juni 1726 sandte er den Starosten zu Tziechanow, Joseph Rakwaski, nach Mitau, der in seinem Namen die Wahl eines Nach-

folgers für den Herzog Ferdinand aufs Strengste verbieten sollte. Die Landstände gaben nun am 21. Junius dem Abgesandten des Königs von Polen die feierliche Versicherung, daß sie an dergleichen gar nicht dächten. Nichtsdestoweniger operirten die Freunde des Grafen Moriz so geschickt, daß er nach dem Verlaufe von ungefähr vierzehn Tagen, nämlich am vierten Julius, zum Herzoge gewählt ward. Am folgenden Tage unterschrieb er eine, ihm von den Oberräthen und Deputirten vorgelegte Acte, in welcher er verhieß, der lutherischen Religion treu bleiben und alle Landesprivilegien stets heilig halten zu wollen. Der Herr von Brakel, der mit solchem Eifer und solchem Erfolge für den Herzog gewirkt hatte, ward ausersehen, dem Könige die stattgehabte Wahl anzuzeigen, obgleich Letzterer ja dieselbe aufs Strengste untersagt hatte. Doch der sonst so bereite und unermüdliche Herr von Brakel lehnte diesen figeligen Auftrag ab, und statt seiner ward der herzogliche Kammerjunker, Ferdinand von Rutenberg, mit dieser delicaten Mission betraut. Da man wußte, wie käuflich die polnischen Senatoren und Landboten waren, so gab man ihm eine große Summe Geldes zur Bestechung mit und glaubte nun, daß die Sache schnell eine gute Wendung nehmen werde. Der Kammerjunker von Rutenberg begab sich demnach getrost auf den Weg und zweifelte keinen Augenblick an dem glücklichen Erfolge seiner Sendung. Doch die Nichtachtung des könig-

lichen Befehls war eine zu offenbare, als daß man in Polen gute Miene zu einem so sehr bösen Spiel hätte machen können. Je seltener der Ruhm der Unbestechlichkeit bei den Polen ist, desto bereiter wird man sein, ihn anzuerkennen, wo man unerwartet darauf stößt. Genug, der kurische Kammerjunker fand nirgends williges Gehör für seine Bemänglung des begangenen Unrechts. So sehr er auch das Geld in seiner Tasche klingen ließ, so hatte es doch zum höchsten Erstaunen des bis dahin so sichern Abgesandten nicht die Wirkung, die Mienen der beleidigten Polen aufzuhellen. Keine einzige Hand streckte sich aus, das Geld in Empfang zu nehmen, und es war offenbar, daß in Warschau diese Wahl zur Anerkennung wohl niemals gelangen werde.

Der Herzog Ferdinand hatte die Zuschrift, in welcher der kurische Landtag ihm die Wahl des Grafen Moriz von Sachsen anzeigte, uneröffnet zurückgesandt, ganz so, wie später Hannover und Sachsen es mit den preussischen Notifikationen machten, als sie von dem Dreikönigsbündnisse nichts mehr wissen wollten. Preußen trat gegen diese Nichtachtung damals nicht entschieden auf, weil es unklar hin- und herschwankte und nicht recht wußte, ob es das stolze Linienschiff „Deutschland“ besteigen oder sich mit der kleineren, aber sehr solid gebaueten Fregatte „Borussia“ begnügen solle.

Hatte der kurische Landtag wegen seines Ungehorsams, ja wegen seiner offenbaren Auflehnung

sich vom Herzoge Ferdinand und vom polnischen Könige des Schlimmsten zu gewärtigen, so brach von Rußland nun gar das Ungewitter los. Der Fürst Menczikow, der damals Rußland regierte, weil er das Herz der Kaiserin Katharina besaß, hatte es sich in den Kopf gesetzt, durchaus Herzog von Kurland werden zu wollen. Er beschloß, sich ebenfalls in eigener Person nach Mitau zu begeben und dem Grafen Moriz von Sachsen Schach zu bieten. Doch sein Abgesandter, Fürst Dolgorucki, der ihm voraus eilte, langte zwei Tage nach vollendetem Wahllacte in Mitau an und versuchte vergebens, das Geschehene ungeschehen zu machen. Weil er nun in Mitau nichts ausrichten konnte, so begab er sich nach Riga zurück, wo unterdeß auch Fürst Menczikow angelangt war. Da die verwittwete Herzogin Anna von Kurland damals den Grafen Moriz leidenschaftlich liebte, und sehr wohl wußte, daß von dem Zorne des rücksichtslosen Menczikow alles zu erwarten stehe, so erwies sie ihm die Ehre, ihm nach Riga entgegenzureisen, um ihn durch sanfte Ueberredung für ihren Günstling zu gewinnen. Allein alle ihre Bemühungen scheiterten an dem stolzen, hartnäckigen Charakter Menczikows. Er eilte in Begleitung von 1800 Mann nach Mitau und beschloß, jetzt durch Drohungen und Gewalt zu erlangen, was den diplomatischen Künsten Dolgorucki's und dem russischen Golde nicht gelungen war. Graf Moriz hatte eine Unterredung mit ihm, konnte des Fürsten

Sinn sich aber ebenfalls nicht geneigt machen. Dieser erklärte zu wiederholten Malen, daß der Graf viel zu schwach sei, um sich in einer, von so vielen Schwierigkeiten umringten Lage halten zu können. Menczikow stellte nun an die kurischen Stände das kategorische Verlangen, sie sollten einen neuen Landtag abhalten und auf demselben einen Russen oder wenigstens einen in russischen Diensten stehenden fremden Prinzen zum Herzog wählen. Er gab ihnen vier Namen, über die sie abstimmen könnten, nämlich seinen eigenen, dann den Prinzen Ludwig Johann von Hessen-Homburg, der russischer General-Major war, ferner einen Bruder dieses Fürsten, den Obersten Johann Carl, und endlich den jüngeren Sohn des Herzogs von Holstein, den Bischof von Lübeck. Die kurischen Stände, obgleich ohne allen militärischen Schutz und der Rohheit Menczikows hilflos bloßgestellt, erklärten doch voll Würde, aber ohne tönende Phrasen, daß sie nur von ihren Oberlehnsheern, dem Könige von Polen, Befehle zu empfangen hätten und seinen Anforderungen nicht nachgeben würden. Der Fürst Menczikow ging am dreizehnten Julius nach Riga zurück, sprach aber vor seinem Scheiden eine Drohung aus, die selbst den Muthigsten erbeben machen konnte. Er erklärte nämlich, daß, falls innerhalb zehn Tage kein neuer Landtag zusammenberufen und auf diesem einer der vier von ihm bezeichneten Candidaten gewählt sein werde, die Oberräthe als die Hauptschuldigen nach Sibirien

transportirt werden sollten, während sich über die Güter des renitenten Adels zwanzigtausend russische Soldaten ergießen würden. Also das schutzlose Kurland ward ebenso mit Straf-Russen geschreckt, wie Hessen-Cassel später durch die Straf-Baiern gepeinigt ward. Obgleich den kurischen Ständen nun jeder militärische Schutz gegen die russische Uebermacht fehlte, so beugten sie sich doch nicht unter das autokratische Gebot eines übermüthigen Emporkömmlings. Sie reichten bei dem Könige von Polen eine Beschwerde über die Bedrohungen des Fürsten Menczikow ein und zeigten ihm zugleich die getroffene Wahl des Grafen Morig von Sachsen an, hoffend, seine Vaterliebe werde manche dabei stattgehabte Ungeseglichkeiten, die gegen den ganzen Act angeführt werden, folglich denselben null und nichtig machen konnten, zu übersehen gern geneigt sein. Allein in Warschau war man diesmal unerbittlich. Der Fürst-Primas und Erzbischof Theodor Potocki, bei dem der Graf Morig Schritte gethan hatte, um ihn seiner Wahl geneigt zu machen, antwortete durchaus ablehnend und erklärte zugleich in seinem Schreiben, wie die kurischen Landstände eine Strafe verdienten, da sie dem Willen des Königs schnurstracks zuwider gehandelt hätten. Zugleich protestirte man aber in Warschau sehr energisch gegen den russischen außerordentlichen Gesandten Bestuschew, daß die Fürsten Menczikow und Dolgorucki sich solche

Uebergriffe in Mitau hätten zu Schulden kommen lassen.

Da nun der Graf Moriz von polnischer Seite gar nichts zu hoffen hatte, so versuchte er, ob er sich mit dem Herzoge Ferdinand nicht werde vergleichen können. Er bemühte sich, den letzten Kettler zu überreden, daß er ihm die Regierung gegen einen bedeutenden Jahrgelt abtrete. Dem in allen diplomatischen Künsten wohlbewanderten Grafen Moriz wäre es sicher gelungen, mit dem alten Herzoge fertig zu werden, wenn nicht Intriguen, die ich hier weiter nicht verfolgen kann, den schon angesponnenen Faden wieder zerrissen hätten. Außer diesen Schwierigkeiten, die dem Grafen Moriz auf dem Felde der Unterhandlungen erwachsen, wurde er auch durch den Fürsten Menczikow, der kurzen Proceß liebte, gezwungen, sich seiner Haut zu wehren. Der übermüthige Emporkömmling hatte nämlich beschlossen, sich seines gefährlichen Mitbewerbers auf die bequemste Weise von der Welt zu entledigen, nämlich ihn greifen und nach Rußland schleppen zu lassen. Ob er dem Grafen Moriz Sibirien zugedacht hatte, wohin er später selbst kam, kann ich nicht bestimmt sagen. Der Graf Moriz erfuhr durch die Kurländer, deren Herzen er sich vermöge seiner Leutseligkeit und seiner feinen französischen Manieren in demselben Grade gewonnen, wie sie sich der übermüthige Emporkömmling durch sein brutales Benehmen entfremdet hatte, der Graf

Moriz erfuhr leicht, was man gegen ihn im Schilde führte. Um nicht unvorbereitet überfallen zu werden, nahm er sechzig Soldaten in's Haus. Die kurische Ritterschaft und die Bürger Mitau's verpflichteten sich, ihn im Falle eines Angriffs mit aller Hingebung zu vertheidigen. In der Mitte des Julius ereignete sich nun, wogegen der Graf Moriz glücklicher Weise Vorkehrungen getroffen hatte. Mitten in der Nacht ward von achthundert Russen sein Haus gestürmt. Jetzt vertheidigte sich Graf Moriz mit seinem Häuflein Soldaten gegen die colossale Uebermacht der Russen in derselben heroischen Weise, wie einige Jahre früher Karl XII. in Bender mit seinem kleinen Gefolge gegen Tausende von Türken. Graf Moriz erlegte sechzehn Russen und verwundete mehr als sechzig von ihnen. Doch das Resultat des Kampfes würde wohl dasselbe gewesen sein, wie es für Karl XII. war, nämlich daß die ungeheure Uebermacht gesiegt und den Grafen Moriz gefangen genommen hätte, wenn nicht die Herzogin Anna ihren geliebten Ritter durch ihre Leibwache hätte entsetzen lassen. Er fand in ihrem Palaste eine sichere Zufluchtsstätte.

Ich kann die Episoden dieses an dramatischen Scenen reichen Kampfes zwischen dem Fürsten Menezikow und dem Grafen Moriz von Sachsen nicht bis in alle Einzelheiten verfolgen. Genug, daß Beide ihre Absichten nicht erreichten. Auf dem Reichstage zu Grodno wurden am ersten October

1726 die kurländischen Angelegenheiten verhandelt, und da fand die Herzogswahl des Grafen Moriz nur einen einzigen Vertheidiger, nämlich den litthauischen Kron-Großfeldherrn Pociy, dessen Herz der tapfere und gewandte Bastard gleich bei seinem ersten Auftreten in Warschau gewonnen hatte. Die Landboten verlangten von dem Könige, daß dem Grafen Moriz das Document, in welchem ihm seine Wahl zum kurländischen Herzoge vom Landtage notificirt worden war, abgefordert und er auf Lebenszeit aus Kurland und Polen verbannt werden solle. Ein polnischer Landbote war auf den Grafen so erbittert, daß er den Reichstag aufschob, bis der bezügliche Befehl von dem Könige ausgefertigt worden sei. Dieser ging denn auch wirklich am elften October, und ein zweiter geschärfter Befehl am sechs- undzwanzigsten desselben Monats an den Grafen Moriz ab. Doch der tapfere Bastard, der sich nicht so leicht einschüchtern ließ, erklärte, daß die Auslieferung der Wahllacte gegen seine Ehre und sein Gewissen sei, und daß er diesem Befehle deshalb nicht Gehorsam leisten werde. Er ward in Folge dieser Erwiderung am achten November für einen Feind des Vaterlandes erklärt, und man bot gegen den Einen Mann eine gewaffnete Commission von achtzehn Senatoren und Landboten nebst einem Heere von fünftausend Soldaten auf. Allein, bevor sich dieses polnische Heer in Bewegung gesetzt hätte, wäre wohl noch viel Wasser den Berg hinabge-

flossen. Da nun auf dem Reichstage zu Grodno nicht bloß die Wahl des Grafen Moriz cassirt, sondern Kurland und Semgallen auch vorläufig mit Polen vereinigt erklärt wurden, bis der Herzog Ferdinand sein Lehen persönlich in Empfang genommen hätte, so gefiel dies den Einwohnern der Herzogthümer, die ihre Selbstständigkeit durch einen solchen Beschluß aufgehoben sahen, begreiflicher Weise gar wenig. Sie würden sich indeß wohl nicht zu widersetzen gewagt haben, wenn sie nicht an dem russischen Generalpolizeiminister, Grafen de Bier, der als Gesandter in Mitau accredirt war, eine Stütze gefunden hätten. Dieser erklärte ihnen, daß seine Kaiserin für die Aufrechthaltung der Wahl des Grafen Moriz in Warschau sorgen werde. Jetzt setzten die kurlischen Stände eine sogenannte Manifestation auf, d. h. eine Urkunde, in der sie vor allem gegen die Einverleibung ihres Landes in Polen protestirten und ihr Wahlrecht mit aller schuldigen Ehrfurcht gegen den König und die Republik wahren zu wollen erklärten. Die kurlischen Stände waren so dreist, den Hauptmann Eberhard Christoph von Medem nach Polen abzusenden, damit er diese Urkunde nach der, im Königreiche üblichen Weise in einem litthauischen oder polnischen Gerichte niederlege. Doch diesmal riß der polnischen Regierung der Geduldssaden, der sonst der Auslehnung gegenüber ziemlich lang gesponnen war. Der Hauptmann von Medem wurde, sobald er in Warschau

angekommen war, als ein Abgeordneter von Auf-
rührern durch den Kronmarschall gefangen genom-
men. Wäre aber nur den Kurländern der Rücken
durch Rußland gedeckt geblieben, so hätten sie sich
der ohnmächtigen polnischen Regierung doch wohl
schwerlich gefügt, mochte sie auch mit den äußersten
Maßregeln drohen. Uebrigens war ja schon das
Schlimmste, was ihnen begegnen konnte, ausge-
sprochen worden, nämlich mit Polen vereinigt zu
werden.

Indeß veränderte der am 17. Mai 1727 erfolgte
Tod der Kaiserin Katharina gänzlich den Stand
der Dinge. Der junge Kaiser, Peter II., war ohne
allen eigenen Willen in den Händen des Fürsten
Menczikow, und dieser hatte seinen Groll gegen den
Grafen Moriz in treuer Brust bewahrt. Es erfolgte
nun von russischer Seite eine ernstliche Ermahnung
an die kurlische Ritterschaft, von dem Grafen Moriz
abzulassen. Im Falle des Ungehorsams ward mit
den in Livland befehlenden Generalen Lacy und
Libikow gedroht, die in Kurland mit einem Heere
einrücken sollten; im Falle des Gehorsams ward
verheißen, daß die Einverleibung in Polen auf's
Kräftigste würde verhindert werden.

Die Kurländer sahen nun ein, daß es unmög-
lich sei, den Grafen Moriz gegen den Willen von
Polen und Rußland aufrecht zu erhalten und be-
schlossen, auf ihn zu verzichten, wenn es ihnen nur
gelänge, ihre Selbstständigkeit zu bewahren. Der

Graf Moriz, der nach dem früheren Benehmen Menczikow's einen Gewaltstreich befürchten mußte, hielt sich in Mitau nicht mehr für sicher, sondern lebte abwechselnd auf den Gütern des ihm treu gebliebenen Adels. Doch da er auch hier sich bedroht sah und plötzlich aufgehoben werden konnte, so begab er sich auf eine Insel im Usmaitischen See, die er so stark wie möglich zu befestigen suchte. Sie heißt noch heute nach ihm die Moriz-Insel. Es war übrigens nur aus dem verwegenen und tollkühnen Charakter des später als französischer Marschall so berühmt gewordenen Grafen von Sachsen zu erklären, daß er noch darauf bestand, sich in Kurland zu halten, obgleich nicht bloß Polen und Rußland sich gegen ihn ausgesprochen hatten, sondern auch die Herzogin Anna, die Anfangs sterblich in ihn verliebt gewesen, gänzlich sich von ihm abwandte, seitdem sie von seiner Untreue überzeugt war. Wir berichteten schon oben, wie man ihr Details von seinem wollüstigen Leben und seinem engen Verkehr mit Courtisanen hinterbracht hatte. Diesen Gang zur Wollust vermochte er inmitten der größten Gefahren, und während ihm ihre Gunst so unendlich wichtig war, dennoch nicht, wenn auch nur für kurze Zeit, zu unterdrücken. Die Herzogin Anna schloß nun mit Recht, was sie von ihm zu erwarten habe, wenn sie seine Gattin geworden, er also um ihre Gunst nicht weiter zu buhlen brauche. — Auch überlegte sie sich, daß sie sechs Jahre älter sei, als

der Graf. Obgleich nun den Frauen meist ihr eigenes Alter ein ebenso unbekanntes Ding ist, wie den Amerikanern die Gemüthlichkeit oder den Gascognern die Wahrheitsliebe, so rechnen sie doch auf ihrem einsamen Lager sich zuweilen die verhaßte Reihe von Jahren nach, die sie schon hinter sich liegen haben. Trifft diese Nachrechnung mit einem Momente zusammen, wo ihr Herz gerade besonders muthig schlägt, so gestehen sie sich auch heroisch ein, daß sie das achtundzwanzigste Jahr bereits überschritten haben, einen Rubicon, über den sich ein weiblicher Fuß sonst fast niemals hinauswagt. Doch, um auf die Herzogin Anna von Kurland zurückzukommen, so überzeugte sie sich, daß sie viel eheliche Treue von dem Grafen Moriz nicht werde zu erwarten haben, und gab ihn deshalb auf. Seine Gegner hatten ihr auch erzählt, daß seine erste Gemahlin mit jeder Anmuth des Geistes und des Körpers geschmückt und ihm in innigster Liebe zugehan gewesen, aber nichtsdestoweniger durch seine wiederholte Untreue gezwungen worden sei, sich von ihm scheiden zu lassen. Die hier in Frage kommende Gemahlin des wie Alcibiades wollüstigen Grafen Moriz war eine geborene Gräfin Löben.

Obgleich nun der Graf Moriz also nirgends auf einen mächtigen Beistand zu rechnen hatte, so beschloß er doch, den Kampf aufzunehmen. Er ließ auf der Insel im Usmaitischen See Geschütz auffahren und so viel Kriegsbedarf, als er aufstreiben

konnte, nebst Lebensmitteln für mehrere Monate aufhäufen. Auch versuchte er, durch Befestigungswerke seinen letzten Zufluchtsort zu einem Malta umzuschaffen und hoffte mit dreihundert, größtentheils französischen, Soldaten und sechshundert kurlischen Bauern den Dingen für's Erste ohne Sorge zusehen zu können. Ueberdies rechnete er viel auf ein Ausschreiben, das er an alle Kurländer erlassen, und in welchem er sie aufgefordert hatte, ihrem frei von ihnen gewählten Herzoge mit Gut und Blut beizustehen. Indeß die Kurländer waren verständig genug einzusehen, daß sie sich nur mit dem Grafen Moritz gemeinsam unglücklich machen, ihm aber bei der Aufrechthaltung seiner Herzogswürde nichts nützen könnten. Die Beamten schlugen nirgends sein Ausschreiben öffentlich an, und seine besten Freunde erklärten ihm, daß sie nicht gesonnen wären, ihm zwecklose Opfer zu bringen. Die Oberärthe mutheten ihm sogar zu, allen durch seine Wahl erlangten Rechten zu entsagen. Unwillig und zugleich gekränkt, beantwortete er dies Schreiben gar nicht. Zu den Kränkungen und Kümernissen gesellte sich jetzt auch die drohendste äußere Gefahr. Auf Befehl Menezikow's nämlich überschritt der General Pach mit einem Heerhaufen die kurländische Grenze. Bald sah sich der Graf Moritz nebst seinen Getreuen auf der Insel im Usmaitischen See ringsum eingeschlossen. Der Graf Moritz hoffte nun, durch seine gewinnende Persönlichkeit

den russischen General von dem ersten schnellen Angriffe abzuhalten, damit er noch Zeit habe, die schwachen Punkte, wo ihm Gefahr drohte, durch Verschanzungen fester zu machen. Er hatte deshalb mit dem General Lacy eine Unterredung, in welcher er aber den auf einige Tage begehrten Waffenstillstand nicht erlangte, da die von Menczikow gegebenen Instructionen zu hindende waren und jeden Aufschub verboten. Zornig kehrte der Graf Moriz zu dem kleinen Häuflein seiner Getreuen zurück, überzeugte sich aber nach genauester Prüfung, daß jeder Widerstand vergeblich sei. Vor allem kam es ihm nun darauf an, nicht in russische Gefangenschaft zu gerathen. Er ließ deshalb sein bestes Pferd satteln, stürzte sich mit diesem in den Usmaitischen See, und das edle Thier trug seinen muthigen Reiter glücklich an das jenseitige Ufer. Seine weitere Flucht ist ebenso mit romantischen Episoden durchwebt, wie sein ganzer Aufenthalt in Mitau eigentlich den ergiebigsten Stoff für ein romantisch-episches Gedicht abgeben würde. Genug, er entkam glücklich allen Gefahren und sollte später der einzige große Feldherr werden, der die Regierungszeit Ludwigs XV. verherrlichte. Doch darf ich den Grafen Löwendahl nicht vergessen, der durch die Einnahme von Bergen-op-Zoom so berühmt ward. Allein Beide waren keine Franzosen von Geburt.

Ob der Graf Moriz von Sachsen als Herzog von Kurland Bedeutendes geleistet haben würde?

Ich glaube nicht. Einmal waren ihm die Hände durch die Wahlcapitulation zu sehr gebunden, der kurische Adel hatte die Willkür und Unbotmäßigkeit der polnischen Starosten sich allzu treulich zum Muster genommen, und dann verbürgen große Feldherrngaben nicht auch zugleich hervorragende Regententüchtigkeit. Der Graf Moritz würde wahrscheinlich zuerst gegen die Adelsanarchie mit aller Energie angekämpft, aber später, da er keinen hinreichend mächtigen Bürgerstand vorfand, auf den er sich hätte stützen können, den ungleichen Kampf aufgegeben und in den Armen der Wollust Entschädigung für die Dornen gesucht haben, mit denen die kurische Herzogskrone so reich durchflochten war.

In Kurland hätte der Graf Moritz keine Schlacht von Fontenoi gewonnen, und so wäre sein Name kein welthistorischer geworden. Auch wird er sich in seinem Schlosse zu Chambord, diesem pächtigen Königsbau aus der Zeit der Renaissance, wohl niemals zurückgesehnt haben nach der dürftigen Architektur des Mitauer Herzogspalastes. Jedenfalls aber würden seine kurischen Unterthanen seinem in der St. Thomaskirche zu Strassburg durch Pigal errichteten Denkmale kein ähnliches an die Seite haben stellen können.

Für den Ruhm des Grafen Moritz von Sachsen ist es entschieden besser, daß die kurische Herzogszeit nur eine romantische Episode in seinem vielbewegten Leben bildet.

Druck von Leopold Schauf in Leipzig.

Im Verlage von Heinrich Matthes in Leipzig erschien:

Pantheon deutscher Dichter.

Vierte verbesserte Auflage.

Herausgegeben

von

Elfried von Tauba.

Mit einem biographischen Verzeichnisse der Dichter

In Prachtband, mit Goldpressungen und Goldschnitt.

1²/₃ Thlr.

Beethoven's Clavier-sonaten

für

Fremde der Tonkunst erläutert.

Von

E. v. Elterlein.

Dritte Auflage.

Preis 20 Ngr.

Geschichte der Musik

in

Italien, Deutschland und Frankreich

von den

ersten christlichen Zeiten bis auf die
Gegenwart

von

Dr. Franz Brendel.

Dritte vermehrte Auflage.

Preis 3 Thlr.

Ferner:

Wanderungen
eines Künstlers
unter den Indianern Nordamerika's.

Von

Paul Kane.

Mit 4 Oeldruckbildern und 62 Holzschnitten.

Deutsche autorisirte Ausgabe.

5 Lieferungen, à 10 Ngr.

Culturhistorische Bilder

aus

dem Musikleben der Gegenwart.

Von

August Wilhelm Ambros.

Preis 1 $\frac{1}{3}$ Thlr.

Brasilien.

Erlebnisse eines deutschen Ansiedlers
der Mucury-Colonie.

Herausgegeben von

W. Schröter.

Mit Illustrationen.

Vollständig in 5—6 Lieferungen. à 10 Ngr.

